

Zwischen Graburg und Schlierbachswald



Zwischen Graburg und Schlierbachswald

Eine Heimatkunde
des Dorfes Weißenborn
von Otto Blüse
mit Zeichnungen des Verfassers

1957

Herausgegeben vom Heimatverein Weißenborn

Dem Heimatverein Weißenborn
und allen Freunden
seiner uneigennützigen Bestrebungen
gewidmet

Zum Geleit

Als der Vorsitzende des hiesigen Heimatvereins, Herr Dr. W. Lischewski, mit der Bitte an den Verfasser herantrat, eine Chronik des Dorfes Weißenborn zu schreiben, übernahm er nur zögernd diese Aufgabe, wußte er doch, daß die Quellen der Vergangenheit, aus denen sich schöpfen ließ, nicht allzu reichlich flossen. Allmählich aber mit fortschreitender Arbeit überwand er die anfänglichen Bedenken und legt nun das Ergebnis seiner Bemühungen allen heimatlich interessierten Einwohnern vor.

Obwohl die historischen Gegebenheiten soweit als möglich ihre Berücksichtigung erfuhren, ist es doch vermieden worden, sie zum ausschließlichen Faktor der Abhandlung werden zu lassen. Vielmehr leitete den Verfasser der Gedanke, von möglichst vielen Gesichtspunkten aus das Bild der zu gestaltenden Landschaft und ihrer Menschen in Vergangenheit und Gegenwart aufzuzeigen in der Meinung, dadurch den Forderungen der Ganzheitsbetrachtung am ehesten zu entsprechen.

In einer Zeit, in der infolge der Auswirkungen eines schrecklichen Krieges Millionen von vertriebenen Deutschen unter jenen leben, die sich noch glücklich schätzen dürfen, Haus und Hof zu besitzen, hat das Wort Heimat wieder seinen ursprünglichen Sinn erhalten; denn leider ist es so, daß der Mensch erst dann den Begriff des Heimatlichen im vollsten Maße zu erfassen imstande ist, wenn das Heimweh wie eine zehrende Wunde in seinem Herzen brennt.

Es mag Leute geben, die da meinen, in unserer hastigen, motordurchdröhnten Zeit, in der es keine unüberbrückbaren Entfernungen mehr gibt und internationale Wirtschaftsverbände nur noch in Kontinenten denken, habe die Vokabel Heimat aus dem Sprachschatz auszuscheiden; und es mögen andere leben, die da leichthin behaupten, überall, wo es ihnen wohlgeht, sei ihre Heimat. Solche Erdenbürger können noch so klug und erfolgreich sein, aber ihr Wesen ist ohne einen verlässlichen Halt. Sie leben an der Oberfläche des Lebens. Doch nur große Gefühle allein bilden den Menschen.

Darum ist die Besinnung auf die Heimat nötiger denn je. Wenn der Geist im schweifenden Denken den ganzen Erdball umfaßt und seine forschenden Blicke selbst in das Universum richtet, so ist und bleibt doch die Heimat der Garten des Herzens, in dem die Kräfte wachsen, ohne die der wurzellose Geist verkümmert. So stellt die Heimat zweifellos einen un-

leugbaren Schatz dar, weil er nicht so sehr ein äußerer als vielmehr ein innerer Besitz ist. Jeder Besitz aber muß erarbeitet werden. Das geschieht nicht ohne das Wissen um die Heimat.

Wenn es gelungen sein sollte, trotz der eingangs angedeuteten Schwierigkeiten ein getreuliches Bild vom Werden des Dorfes im Wandel der Zeiten zu geben, wäre der Zweck dieser Niederschrift erfüllt. Mag der fernerstehende Leser auch bisweilen meinen, daß der Verfasser sich manchmal ein wenig im Detail verliert, so möge er ihm verzeihen; es geschah aus einer dem Dorfe und seinen Menschen verbundenen Zuneigung heraus, die auch das weniger ins Auge Springende interessant genug fand, um das Bild zu vervollständigen; denn gerade die kleinen Striche geben einer Zeichnung oft den Reiz und die Intimität, die die starken Konturen allein vermissen lassen. Wenn es wahr ist, daß die Liebe die Herzen der Menschen einander näher bringt, dann beseelt sie ihnen auch die Landschaft, in der sie leben und an der sie mit der Kraft und dem Werk ihrer Hände teilhaben. So wird sie ihnen zur Heimat.

Gleichzeitig nimmt der Verfasser Abschied von dem ihm vertraut gewordenen Dorfe, in dem er über drei Jahrzehnte als Lehrer tätig war und Freude und Leid erfahren hat. Eine leise Wehmut überkommt ihn, wenn er von den weißen Blättern aufschaut, auf denen er die Vergangenheit dieses Dorfes zu erhellen versuchte. Auf der dunklen, bewaldeten Nordwand der Graburg, die vor seinen Blicken über den sich entlaubenden Obstbaumkronen der Gärten und Wiesen emporsteigt, liegt ein abendlicher Schimmer. Noch einmal gedenkt er des Tages, als er, aus einem weltweiten Kriege heimkehrend, dieses friedliche Tal zwischen Graburg und Schlierbachswald betrat, um mit zaghaften Schritten ein neues Leben zu beginnen. Es liegt hinter ihm, was er an mehr als einer Generation hier wirken durfte.

Was ist ein Menschenleben? Nirgendwo steht es schöner geschrieben als in jenem Buche, in dem der Mensch mit der Blume auf dem Felde verglichen wird. Wenn der Wind darüber weht, so ist sie nimmer da. Menschen kommen, und Menschen gehen. Ein enger Ring umschließt unsere Tage. Geschlechter steigen auf und sinken wieder hinab in den Schoß der mütterlichen Erde. Nur sie allein überdauert alle staubgeborenen Wesen.

Weißenborn, am Erntedanktag 1956

Otto Blüse

Gruß an Weißenborn

Es liegt verträumt ein Dorf im Tale,
umweht von Wind und Wiesenduft
und überglänzt vom Sonnenstrahle.
Am Leimesberg der Kuckuck ruft.
Im Schlehdornstrauche pfeift die Ammer
ihr altes Lied, sie wird's nicht leid;
und unsichtbar um Haus und Kammer
rankt noch das Kraut Geborgenheit.

Der Herdrauch steigt wie leises Bitten
aus einem Kranz von Obstbaumgrün,
die graue Kirche steht inmitten,
und weit die Ährenfelder glühn.
Darüber ragt aus dunklen Wipfeln
der Graburg steile Felsenwand,
vereint mit ungezählten Gipfeln
im trauten, schönen Hessenland.

Wie hauchten Kühlung rings die Gründe
und schenkte Trost der Wälder Schein!
Besaß ich gleich nicht Hof noch Pfründe
und war kein Krümchen Erde mein,
hielt dennoch, wenn ich's recht beschauete,
das Dorf mich wie die Heimat fest
mit Hügeln, Wegen, Bach und Aue
so, wie den Vogel hält sein Nest.

Es liegt verträumt ein Dorf im Tale,
umtönt von Abendläuten lind.
In Stuben sitzen nun beim Mahle
Mann, Frau und Sohn und Enkelkind.
Wohl hätt mein Herz aus vollern Krügen
den Daseinswein sich gern versüßt;
doch fand es Frieden im Genügen.
Du stilles Dorf, sei mir begrüßt!

Otto Blüse

Vom Werden der heimatlichen Landschaft

Zwischen Graburg und Schlierbachswald liegt Weißenborn in einer Bodensenkung, die sich in östlicher Richtung bis zur Werra hinunterzieht. Überall im lieblichen Tale breiten sich Wiesen und Äcker aus, und selbst die bewaldeten Hänge am „Ebert“ empor drang der Pflug des Bauern, um auf der Höhe des Berges ganz oben auf dem „Wiehleben“ seine letzten Furchen zu ziehen. Unermüdlicher Fleiß seit Generationen war nötig, um das Fleckchen Erde, das wir heute Heimat nennen, aus der Naturlandschaft der Urzeit in fruchttragende Kulturf Flächen zu verwandeln.

Wie aber mag das Gesicht der uns so vertrauten Landschaft früher ausgesehen haben? Wie es vor fünfzig oder achtzig Jahren gewesen ist, das können noch Eltern und Großeltern erzählen, wenn in diesem kurzen Zeitabschnitt auch keine umwälzenden Veränderungen vorgekommen sind. Wie es in noch früheren Jahren ausgesehen hat, berichten schriftliche Urkunden, die allerdings nur bis in die Römerzeit zurückreichen. Davor aber hat keines Menschen Hand Aufzeichnungen hinterlassen, die vom Bild der Heimat Kunde geben könnten.

Wir würden aus der vorgeschichtlichen Zeit nichts wissen, wenn nicht die wissenschaftliche Forschung mit ihren Hilfsmitteln und mannigfachen Arbeitsweisen die fernste Vergangenheit uns erhellt hätte. Jahrtausende fortwährender Entwicklung waren nötig, um die Naturlandschaft als Voraussetzung für die menschliche Betätigung zu formen. Viele Erdzeitalter wechselten miteinander ab. Festland wurde vom Meere überspült und wieder freigegeben. Zeiten mit tropischem Klima wurden von arktischen Kälteperioden abgelöst. Feurigflüssige Massen durchbrachen in unmittelbarer Nähe die Erdrinde, um endlich sich wieder zu beruhigen. Die erstarrten Zeugen dieser eruptiven Vorgänge sind uns als Blaue Kuppe und Meißner bekannt.

So hat nach unruhvollen Geschicken durch Hebung und Senkung der Erdschollen unsere bergige Landschaft sich herausgebildet, deren Grundzüge trotz der exogenen und modellierenden Kräfte des Wassers, der Sonne und des Windes im wesentlichen erhalten geblieben sind. Nur das Pflanzenkleid der heimatlichen Erde bekam unter dem Wechsel der klimatischen Verhältnisse jeweils ein anderes Aussehen.

Die erdgeschichtliche Epoche, in der bei uns tropisches Klima herrschte, heißt Tertiärzeit. Die damalige Tier- und Pflanzenwelt hatte ein Gepräge, wie wir es heute nur noch in den Urwäldern der heißen Zone finden.

Diese Warmzeit, die die Geologen auf 30-60 Millionen Jahre schätzen, ist dadurch ausgezeichnet, daß sich in ihr aus den Urmooren die Braunkohlenlager bildeten, wie sie heute im Meißner, im Habichtswald, im Söhregebiet, bei Borken und Frielendorf und an anderen Stellen in Hessen und im übrigen Deutschland ausgebeutet werden. Die Moore, die von großer Mächtigkeit waren, bewahrten die abgestorbenen Tier- und Pflanzenleiber auf und häuften sie Schicht um Schicht übereinander; Erdmassen überlagerten sie, bis sie allmählich verkohlten. In den Museen aber kann man heute noch in oft großartig erhaltenem Zustand die Pflanzen und Tiere betrachten, die damals gelebt haben. Sie sind so zahlreich, daß man daraus ein ziemlich zutreffendes Bild jener Zeit, die deshalb auch die Braunkohlenzeit genannt wird, entwerfen kann.

Die Funde in den Braunkohlenlagern lassen erkennen, daß damals nicht nur unsere einheimischen Pflanzen, sondern auch Lorbeer- und Zimtbäume, Magnolien, Palmen, Drachenbäume und noch viele sonstige tropische Gewächse hier vorkamen. Ebenso reichhaltig war die Tierwelt vertreten. Was wir heute in den Zoologischen Gärten erblicken, lebte zu jener Zeit bei uns in der freien Natur, beispielsweise Schildkröten, Flamingos, Pelikane, Affen, Nashörner, Löwen.

Die Tertiärzeit ging allmählich in die Diluvialzeit über, als deren Hauptmerkmal die mehrfachen Vereisungen zu gelten haben. Nach Feststellung der Fachgelehrten sind wenigstens vier Vereisungen über Nord-europa hinweggegangen. Vor dem heranrückenden Eise aber wich alles organische Leben langsam nach Süden aus. Nicht nur die Menschen, deren erstes Auftreten die Wissenschaft in die beiden letzten Glazialzeiten mit der sie trennenden Zwischeneiszeit verlegt, trieb die aus Mitternacht kommende Gletscherwand vor sich her, auch die Tiere wanderten in wärmere Gebiete ab. So kam es, daß Tiere, die vorher im hohen Norden gelebt hatten, nun unser Gebiet bewohnten. Die Fundstücke im Eschweger Heimatmuseum aus der eiszeitlichen Tierwelt unseres Kreises liefern den Beweis dafür. Die Funde stammen aus den Gegenden von Jestädt, Niederrhone, Grebendorf, Schwebda, Aue, Wanfried, Großburschla, Heldra und Wommen, wo sie in Lehmgruben oder auch als Geschiebe im Werraschotter zutage gefördert wurden. Man sieht dort vom Mammut viele obere und untere Backenzähne, einen sehr kräftigen Stoßzahn sowie einzelne Knochen und Gelenke des längst ausgestorbenen Tieres. Vom Nashorn, das wie das Mammut einen sehr langhaarigen roten Pelz trug und deshalb Wollnashorn genannt wird, ist ein ganzer mit Zähnen ausgestatteter Unterkiefer

vorhanden. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die Schädel eines kleineren weiblichen Moschustieres und eines älteren Moschusochsen. Ferner befinden sich dort Skelettknochen des Lößpferdes, des Eiszeitbisons, des Auerochsen und Geweihteile von Rentieren und Riesenhirschen.

Tiere aber, die ehemals bei uns heimisch waren, hatten sich längst in den erträglicheren Gegenden des Südens angesiedelt. Nur die pflanzlichen Lebewesen konnten nicht ausweichen und waren an ihren Standort gefesselt. Mochte der Wind ihre Samen und Früchte auch weiterhin nordwärts tragen, sie kamen auf den Gletscherfeldern nicht mehr zum Keimen und gingen zugrunde. Und was in der Nähe des Eises niederfiel, kam nur noch zu kümmerlicher Entwicklung. Die Pflanzenwelt wurde von Süden nach Norden immer ärmer an Arten. Wo vorher Hochwald rauschte, gedieh jetzt nur noch armseliges Krüppelholz, das sich schließlich auch nicht mehr halten konnte. Flechten und Moose fanden allein unter den veränderten klimatischen Bedingungen eine letzte Lebensmöglichkeit.

Während das Eis in der dritten und stärksten Vereisungsperiode vor dem Wiehengebirge, der Weserkette und dem Harze zum Stehen kam, seine Gletscherzungen aber durch das Weser- und Leinetal vorschob bis dahin, wo heute etwa Höxter und Freden zwischen Alfeld und Kreiensen liegen, außerdem auch große Teile Süddeutschlands von den Alpen her stellenweise bis zur Donau vergletscherten und nur Mitteldeutschland freiblieb, reichten die Gletscher der letzten Vereisung im Norden nur noch bis an die untere Elbe und nach Brandenburg hinein. Aber trotzdem machte sich auch diese Vereisung in unserem Landschaftsbilde stark bemerkbar. Unser heimatliches Gebiet hatte damals durchaus nordländischen Charakter erhalten. Die Berge standen ohne jeden Baumwuchs da. Der Wald war verschwunden. Außer Flechten und Moosen gediehen an den geschütztesten Stellen nur wenige Zwergsträucher. Die ausgedehnten Sümpfe im Werratal dagegen zeigten reichlichen Pflanzenwuchs und ein Tierleben, wie wir es in den nördlichsten Breiten finden. Das Schneehuhn war damals bei uns ebenso zu Hause wie der Eisfuchs, das Murmeltier, der Schneehase, der Lemming, die Schneeammer und viele andere.

In den Zwischeneiszeiten aber, deren letzte über 200 000 Jahre dauerte, drang die Pflanzen- und Tierwelt dann wieder vor und folgte dem langsam zurückweichenden Eise. Durch mancherlei Untersuchungen und Berechnungen hat man herausgefunden, daß die letzte Vereisung Norddeutschlands vor etwa 18 000 Jahren ihr Ende erreichte. Als das Klima nach dem letzten glazialen Zeitabschnitt in Nord- und Mitteldeutschland

von einem Jahrhundert zum andern allmählich wieder wärmer wurde, verwandelte sich damit auch der steppenartige Charakter der Landschaft mehr und mehr und schuf so die Voraussetzungen für die Rückwanderung des Waldes, dessen Vordringen auf Grund der Pollenanalyse genauestens nachgewiesen werden konnte. Es ist dies ein Sondergebiet in der Pflanzenkunde, das sich mit Untersuchungen befaßt, mit deren Hilfe es möglich ist, nicht nur ein zuverlässiges Bild der jeweiligen Bewaldung, sondern auch der Verbreitung der einzelnen Baumarten in der Vorzeit zu erhalten. Zum ersten Mal wurde die Pollenanalyse von einem schwedischen Gelehrten angewandt, der Torfmoore in der Weise erforschte, daß er Bodenproben unter das Mikroskop brachte und dabei Pollen, also Blütenstaubkörner, entdeckte, die Jahrtausende überstanden hatten.

Zu der Zeit, als der Boden nach und nach siedlungsreif wurde und von den Tälern herauf unsere Berge sich wieder bewaldeten, konnte auch der Mensch daran denken, in die von ihm ehemals verlassenen Gebiete einzudringen, um zunächst als Jäger und Fischer darin zu leben, bevor er sesshafter Viehzüchter und Hackbauer wurde. Letzteres geschah in der Jungsteinzeit. Sein Weidevieh, das er bereits züchten gelernt hatte, trieb er in den Wald. Den Hackbau nahm er auf freien Stellen in der Nähe vor. Das weidende Vieh aber sorgte dafür, daß der Wald zurückgehalten oder unterdrückt wurde. Als der Feldbau sich weiter ausdehnte, schaffte der Mensch durch Rodung und Feuer neuen Raum im Walde. Es ist sicher nicht ohne Grund, daß die unbehauenen Steinbeile, die er bis dahin benutzte, nun, da er für seine rodende Tätigkeit bessere Geräte haben mußte, auf einmal geschliffen wurden. Vielfache Proben haben den Beweis erbracht, daß man mit den geschliffenen Steinäxten des Neolithikums durchaus Bäume fällen kann.

Ob in der Jungsteinzeit, die etwa 2 000 Jahre vor der christlichen Zeitwende zu Ende ging, unser Tal zwischen Graburg und Schlierbachswald besiedelt war, ist mehr als wahrscheinlich. Die aus jener Zeit vorhandenen Bodenfunde beweisen es. Allerdings darf man dabei nicht gleich an eine geschlossene Siedlung denken, die erst viel später zur Wirklichkeit wurde.

Das Landesmuseum in Kassel, das in seiner Vorgeschichtlichen Abteilung außer der ständigen Ausstellung ein umfangreiches Magazin enthält, das die prähistorische Generalsammlung Nordhessens umfaßt, bewahrt an neolithischen Funden aus Weißenborn folgende Stücke auf:

für den Heimatforscher kein geringerer, da nicht alle Funde aus räumlichen und pädagogischen Gründen in den Vitrinen der Ausstellungsräume dem Publikum zugänglich gemacht werden können. Nach Dr. Bergmann, dem Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums, gehören die beiden Hacken Nr. 7 und 17 einer voll-jungsteinzeitlichen Ackerbauernkultur an, wahrscheinlich der bandkeramischen, zwischen 2 500 bis 2 000 v. Chr. Die Feuersteingeräte Nr. 35, 38, 39 und 40 gehören dagegen spätjungsteinzeitlichen Bevölkerungsgruppen an, vermutlich einer der Becherkulturen, die einmal von Mitteldeutschland, zum anderen von Nordwestdeutschland ins Land kamen. Sie sind nach dem heutigen Stande der Forschung mehr Viehzüchter als Ackerbauern gewesen. Ihnen gehört wahrscheinlich auch das ebenfalls aus Feuerstein bestehende Kernstück Nr. 37 an, ein Reststück bei der Werkzeug-, speziell der Klingenherstellung. Man hat also mit den genannten Geräten aus unserer Gemarkung sowohl den Nachlaß einer älteren Ackerbauernkultur als den einer späteren, davon verschiedenen und wahrscheinlich mehr viehzüchtenden Hirtenkultur vorliegen. Dabei ist bei letzterer die relativ große Anzahl von Feuersteingeräten, auch über den Rahmen von Weißenborn hinaus, bemerkenswert, da es sich bei diesem Werkstoff restlos um Einfuhr aus anderen Gebieten, in erster Linie Norddeutschland, handelt.

Das oben abgebildete und im Landesmuseum in Kassel aufbewahrte Feuersteinbeil (Abb. 1) hat eine Gesamtlänge von 15,6 cm. Die Schneide ist 5,7 cm lang. Am entgegengesetzten Ende zeigt das Beil Rechteckform (3,3 x 1,8 cm). Es ist aus einem Feuersteinknollen herausgeschlagen und dann überschliffen worden, wobei die muschelrig abgesprungenen Stellen, die beim Behauen zustandekamen, noch teilweise zu erkennen sind. Solche Beile gibt es in Niederhessen mehrere. Soweit die Werragegend in Frage kommt, besitzt das Landesmuseum einen solchen Fund noch von Witzenhausen und einen gleichen von Bad Sooden-Allendorf. Weiter südwärts sind ähnliche Beile unbekannt. Dagegen ist ihre Häufigkeit für Norddeutschland belegt, ebenso wie die der aus Feuerstein hergestellten Pfeilspitzen und Dolche, womit wohl eine damals bestehende nördliche Orientierung unserer Gegend anzunehmen ist.

Der Steinhammer (Abb. 3) wurde von dem hiesigen Einwohner Heinrich Dilling, wohnhaft in der Untergrube, im Jahre 1925 unweit der „Alten Straße“ in unserer Gemarkung gefunden. Er wiegt 500 g und zeigt eine nicht ganz zylindrische, leicht konische Durchbohrung, deren größerer Durchmesser 2,7 cm und deren kleinerer Durchmesser 2,4 cm be-

trägt. Auch dieser Fund befindet sich in der Obhut des Landesmuseums in Kassel. Das Material ist vermutlich Basalt, wie einige kleine Beschädigungen erkennen lassen. Daß die Gesteinsart eine andere Färbung bekam, liegt an eingeschlossenen Mineralien und der Patina. Kennzeichnend für dieses Stück ist der schräge Nacken und eine Durchbohrung, die nicht ganz zentrisch sitzt, sondern etwas seitlich gerückt ist. Lange Zeit hielt man solche Stücke im Verein mit größeren Exemplaren für Pflugschare. Heute neigt man dazu, sie als Holzbearbeitungsgeräte anzusehen, ohne jedoch die nähere Verwendung zu kennen. Zeitlich gehört der Fund ebenfalls in das Neolithikum, mutmaßlich in das Vollneolithikum, also in das dritte vorchristliche Jahrtausend. Typisch für diese Geräte ist, daß sie meistens als Einzelfunde zutage treten.

In diesem Zusammenhang ist noch ein anderer jungsteinzeitlicher Fund aus Weißenborn zu erwähnen, nämlich ein geschliffener und durchbohrter Steinhammer aus Basalt, den ein Knabe im Jahre 1934 zufällig beim Spielen aus dem Wiesenbach herausfischte und dem Verfasser vorlegte. Nebenbei bemerkt, sollte jener Fund dem Heimatmuseum Eschwege übergeben werden; aber leider ging er durch die Unachtsamkeit des Überbringers verloren. Gleichzeitig sei hier eingeflochten, wie man mit vorgeschichtlichen Funden nicht verfahren darf. Der Knabe hatte in der Meinung, einen eisernen Hammer vor sich zu haben, so lange daran herumgeklopft, bis ein Stück abgesprungen war. Immerhin ist kindliche Einfalt zu entschuldigen; unverständlich aber bleibt es, wenn auch Erwachsene nicht wissen, wie sie mit solchen aufschlußreichen Zeugnissen urgeschichtlicher Menschheitsepochen umzugehen haben. Jeder vorgeschichtliche Fund, der zufällig ausgegraben wird, soll der zuständigen Stelle gemeldet werden. Das ist entweder das Landesamt für Bodenaltertümer in Marburg oder die Vorgeschichtliche Abteilung des Hessischen Landesmuseums in Kassel. Dort wird dann entschieden werden, ob die Fundstelle, die man tunlichst unverändert läßt, um eine unter Umständen erforderliche Ausgrabung nicht zu gefährden, näher untersucht werden soll; denn nach dem Gesetz darf eine Ausgrabung nur von wissenschaftlich geschulten Kräften durchgeführt werden. Auf keinen Fall aber sollte man einen gelegentlichen Fund aus vorgeschichtlicher Zeit in die Schublade legen und dort der Vergessenheit anheimfallen lassen. Wenn erst einmal mehr Funde als heute aus unserer Gegend ans Tageslicht gekommen sind, kann ein umfassenderes Bild gezeichnet werden, als es heute möglich ist.

Jedenfalls aber lassen auch die oben erwähnten Funde in unserer Gemarkung schon erkennen, daß zur jüngeren Steinzeit unser Tal nicht mehr gänzlich unbewohnt war. Siedlungen können allerdings erst erwiesen werden, wenn durch weiteres Suchen Scherben und Hüttenlehm festgestellt wurde.

An Zeugen aus der Bronzezeit und an mutmaßlich vorhandenem Nachlaß späterer frühgeschichtlicher Kulturen aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend, also der Eisenzeit, ist bisher hier nichts gefunden worden.

Wenn man nun nach dem Alter einer Ortschaft fragt, so steht die Beantwortung dieser Frage in enger Beziehung zu der Beschaffenheit des Geländes; denn die Oberflächengestalt der Landschaft gab ja den Kampfplatz ab, auf dem sich das Ringen des Menschen mit der Wildnis vollzog. Aus ihr lassen sich also, erhärtet durch entsprechende Bodenfunde, gewisse Rückschlüsse ziehen. Daneben aber gibt auch der Name der betreffenden Ortschaft einen ungefähren Anhalt, der bei der Bestimmung des Alters einer Siedlung nicht übersehen werden darf. Es war der Marburger Rechtslehrer Wilhelm Arnold, der zum ersten Mal die Ortsnamen zu diesem Zwecke herangezogen hat, eine Verfahrensweise, die bis heute im wesentlichen keine Ablehnung fand. Auch Gehlsdorf stützt sich in seiner siedlungsgeographischen Arbeit über das Ringgaugebiet auf sie.

Danach kann man drei Siedlungsperioden unterscheiden, von denen die erste die Zeit der Germanen bis in die Völkerwanderung hinein umfaßt und als deren abschließendes Ereignis die Schlacht bei Burgscheidungen im Jahre 531 angesehen werden darf, in der die Franken, die etwa um 500 an der Werra erschienen und im Bunde mit den Chatten gegen das Thüringerreich vordrangen, dessen Niederwerfung herbeiführten und damit die Herrschaft in ganz Mitteldeutschland antraten. Dieser ersten Siedlungszeitspanne können aus unserem engeren heimatlichen Bezirk die Ortschaften der breiten Talniederungen mit den ältesten, heute kaum mehr verständlichen Namensformen wie Heldra, Großburschla, Altenburschla, Wanfried, Frieda, Aue, Schwebda, Eschwege, Niederhone, Oberhohne, Jestädt, aber auch Netra, Ifta, Mihla, Renda, Ulfen und Wommen zugerechnet werden.

Die Folge des fränkischen Sieges über die Thüringer war, daß die Grenzlandschaft an der Werra als Kolonisationsland in den fränkischen Besitz einbezogen und durchdrungen wurde. Da die sowohl siedlungsgünstigen, fruchtbaren diluvialen Talböschungen als auch die weniger fruchtbaren, aber freien Waldsteppengebiete der Hochflächen inzwischen besiedelt worden waren, mußten nun kleinere oder größere Teile des geschlossenen

Waldgebietes gerodet werden. Kennzeichnend für diese nun beginnende zweite Siedlungsperiode, die etwa um die Wende des 8. zum 9. Jahrhundert ihren Abschluß fand, sind Ortsnamen auf -hausen, -dorf, -born, -bach, -au, -feld, -berg, -burg, -hof und ähnliche. Wenn dieser Zeitabschnitt auch hauptsächlich durch die fränkische Kolonisationstätigkeit ausgefüllt wird, so darf sie gleichviel nicht als ein in sich abgeschlossenes Siedlungswerk betrachtet werden, sondern im Zusammenhang mit der späteren Siedlungstätigkeit, die durch Rodungen größten Stils charakterisiert war und schließlich als dritte Siedlungsperiode um 1300 endete. Durch sie wurde der Wald auf die Gebiete beschränkt, die er im großen und ganzen jetzt noch einnimmt. Das sind in unserer Gemarkung etwa 23 v.H. der 864 ha großen Katasterfläche. Die Ortschaften, die in dieser letzten Siedlungszeitspanne ihre Gründung erfahren haben, weisen in ihren Namen bezeichnenderweise alle eine Beziehung zum Wald auf durch die Endungen -rode, -hain oder -wald.

Somit müssen wir die Entstehung unseres Dorfes Weißenborn, das auf der Geländestufe des Buntsandsteins liegt, die die Wachstumsgrundlage für ausgedehnte Wälder in Mitteldeutschland gebildet hat, wohl in die Endphase der zweiten Siedlungsperiode eingliedern.

Während nun die bewaldeten Gründe zu Füßen des Muschelkalkplateaus, an den Ufern des Wiesenbachs, des Rambachs und auch im Netratal nach und nach durch den Menschen gerodet wurden, worauf die Flurnamen Eckenrod, Wellingerod, Mannrod und das in der Rambacher Gemarkung gelegene Gelrod noch hinweisen, blieb der Schlierbachswald mit Ausnahme der ganz gewiß auch durch Rodung entstandenen Ansiedlungen Gut Marienhof (früher Vorwerk Teufelsthal), Berghaus, Domäne Lautenbach und der als Gemarkungsreste der verschwundenen Dörfer Ober- und Unterschlierbach anzusprechenden Wiesen als umfangreicher Waldbezirk erhalten.

Wenn auch der Schlierbachswald an seiner Grenze nach dem Eschweiger Becken zu auf einen schmalen Randstreifen des unteren Buntsandsteins übergreift, der hier und da auch noch am Ostrande zwischen Wanfried und Großburschla ansteht, wird er doch hauptsächlich vom mittleren Buntsandstein aufgebaut. Weil er wenig ertragfähig ist, zeigt er auch dort ausgedehnten Waldbestand, wo seine wenig geneigten Flächen mühelos einen Feldbau zulassen würden. Eine obere Schicht des mittleren Buntsandsteins, die tonhaltig ist und infolgedessen Ähnlichkeit mit dem angrenzenden Röt hat, tritt östlich und westlich von Weißenborn zutage und geht in diesen über.

Der Röt reicht bis an die Muschelkalkabhänge heran, dessen genaue Abgrenzung wegen der gewaltigen Verschüttungen jedoch kaum möglich ist. Er lagert aber auch nordwestlich von Rambach am Hainig und nördlich von Weißenborn auf dem Schiefergrundskopf dem mittleren Buntsandstein des Schlierbachswaldes auf und enthält hier wie dort zwischen sandigen Tonen und Mergeln schwächere und stärkere flachwellige Schichten von Fasergips. Er beginnt nahe der Grenze gegen den mittleren Buntsandstein, der hier aus mürben, weißen Kalksandsteinen besteht. In ihnen finden sich jaspisartiger Hornstein, braune Quarze und rote Karneole eingelagert.

Jene Karneolknollen, die von derselben Zusammensetzung sind wie ihr orientalischer Vetter, der bekannte prächtige Edelstein, finden sich aber auch oberhalb des Gelrods nordöstlich von Rambach bei den dortigen Sandsteinhöhlen. Gewöhnlich geht der Wanderer an den Höhlen vorüber, wenn er, von Weißenborn kommend und durch das Müllertal in Richtung Schlagmühle sich bewegend, dem Heldrastein einen Besuch abstaten möchte, und doch verdienen sie, nicht vergessen zu werden. Hier auf dem Gelrod haben wir den gesamten mittleren Buntsandstein unter uns. Er setzt sich aus Bänken zusammen, die ein gutes Baumaterial liefern. Seine glitzernden Quarzkörner sind durch Kieselsäure fest miteinander verkittet. Sein oberster Horizont ist an erwähnter Stelle der Chirotheriumsandstein, nach einem urzeitlichen Tiere genannt, von dem man nur die Fußfährten kennt. Chirotheriumfährten finden sich in unserer Heimat außerdem noch am Sülzenberg bei Treffurt und am Muhlienberg bei Altenburschla. Dieser Sandstein ist von weißer Färbung und wegen des Fehlens der Kieselsäure von lockerer, leicht zerreibbarer Beschaffenheit, so daß er sich vorzüglich zu Stubenstreusand eignet, wie er um die Jahrhundertwende in dieser Eigenschaft auf den Dörfern noch benutzt wurde.

Tatsächlich haben denn auch die Sandleute von Großburschla, Dateln genannt, den Sand vom Gelrod geholt, um damit Handel zu treiben. Die Dateln gehörten der eingesessenen Bevölkerung, die an dem Sandhandel kaum Anteil hatte, ursprünglich nicht an, wenn sie auch inzwischen in der Gesamtbevölkerung aufgegangen sind, sondern unterschieden sich durch dunkle Haut- und Haarfarbe beträchtlich von ihnen, so daß man, bekräftigt durch das Kastenmäßige ihrer Beschäftigung, ihr Aussehen und ihre Namen, auf seßhaft gewordene Zigeuner schließen kann. Die Großburschlaer selbst aber gingen als die Vorfahren der heutigen Knoblauchanbauer, die ihre wertvollen Knollen, wie Spötter behaupten, nicht nur in ganz Deutschland vertreiben, sondern dieselben bereits den Indianern in Amerika ver-

kauft haben sollen, ehe Kolumbus dort auftauchte, ihrer landwirtschaftlichen Beschäftigung nach.

Längst ist der Handel der Großburschlaer Sandleute zum Erliegen gekommen; denn der jetzt allgemein üblich gewordene Anstrich des Fußbodens mit Ölfarbe hat den Gebrauch des Streusands verdrängt, und die Sandausbeutung beim Rambacher Gelrod hat aufgehört. Wer jetzt in die Sandsteinhöhlen eindringen will, muß sich einen Weg durch Dornen und Ranken bahnen. Die außerhalb der Höhlung im oberen Teil des Chirotheriumhorizonts herumliegenden und teilweise auch an der Erdoberfläche anstehenden Kieselsteinknollen aber verdanken ihre rote Färbung einer Beimischung von Eisenoxydhydrat, das durch Glühen in Eisenoxyd verwandelt wird, wodurch der Stein eine tiefe Rotfärbung erhält.

Wer von der Weißenbörner Bevölkerung geologisch interessiert war, der hatte im Jahre 1896 Gelegenheit, sich einen Einblick in die vertikale Erdschichtung seiner heimatlichen Landschaft zu verschaffen. Eines Tages stand nämlich unweit der Weggabelung in dem Wiesengrunde, der westlich des Großburschlaer Gemeindewaldes zu der Mäusemühle sich hinaufzieht, ein Bohrturm, den die Firma C.I. Winter aus Kassel hier errichtet hatte. Als die innere Ausstattung des seltsamen Bauwerks vollendet war, sah man auf der Empore des Turmes ungezählte 4-5 m lange Eisenstangen ihrer Verwendung harren. Zu ebener Erde aber stand eine Lokomobile und ringsherum Schränke, Werkzeugbänke und allerlei sonstiges Gerät. Das wertvollste Stück des Bohrzeuges jedoch war der Bohrkranz, besetzt mit glitzernden Diamanten von Bucheckerngröße.

Nachdem die Vorbereitungen beendet waren, begann die Tiefbohrung, die im folgenden Jahre abgeschlossen wurde. In schnell kreisender Bewegung senkte sich der am unteren Ende des Gestänges befestigte Bohrkranz in die Erde. Die erbohrten Kerne von etwa Meterlänge wurden ans Tageslicht gehoben, auf ihre geologische Beschaffenheit hin untersucht, und das Ergebnis wurde vom Bohrmeister in eine Tabelle eingetragen. Wer jedoch als neugieriger Zuschauer darüber etwas erfahren wollte, wurde abgewiesen, weil die Bohrmannschaft zur Geheimhaltung der Bohrergebnisse verpflichtet war. Mit zunehmender Tiefe mußte das Gestänge verlängert werden, und zwar brauchte man etwa 20 oder 25 Einzelstangen für je 100 m, die jedesmal, wenn man den Bohrkranz hob oder niederließ, bei fortschreitender Arbeit ab- und angekoppelt werden mußten, was viel Zeit erforderte und das Unternehmen auf diese Weise beträchtlich in die Länge zog.

Als das Alluvium, wie der Geologe die Ablagerungen und Anschwemmungen der erdgeschichtlichen Neuzeit nennt, durchstoßen war, traf der Bohrkranz auf die diluviale Schicht des Eiszeitalters, die ungefähr eine Stärke von 6-7 m hatte und bald bewältigt war. Mehr Zeit und Arbeit erforderte allerdings das Durchteufen des unteren Buntsandsteins, der hier eine Mächtigkeit von 425 m aufwies und als unterste Schicht des erdgeschichtlichen Mittelalters gilt. Dann traf man auf die oberste Schicht des Paläozoikums, des erdgeschichtlichen Altertums, in Gestalt der Zechsteinformation und förderte nun in wechselnder Folge Ton, Gips, Anhydrit und dolomitischs Gestein zutage, bis man bei 607,30 m Tiefe auf ein gewaltiges Salzflöz von über 100 m Mächtigkeit stieß. Bis zu einer Tiefe von 724,40 m hob man nun ständig Salzbohrkerne ans Tageslicht.

Dieser Salzfund aber war für die Bohrleute ein freudiges Ereignis, das durch Böllerschüsse und Tanz gefeiert wurde. In der Bevölkerung der umliegenden Ortschaften hatte die Schießerei die Folge, daß ein Gerücht umging, das besagte: „Bei der Mäusemühle haben sie Gold gefunden“. Das war weiter nicht verwunderlich; denn einmal hatte die Geheimtuererei seitens der Bohrmannschaft neugierigen Fragern gegenüber den Boden zu dieser Volksmeinung bereitet, und zum anderen konnte man sich schlecht denken, daß „gewöhnliches“ und billiges Salz die Ursache zu solchem Freudentaumel sein sollte. Diese Auffassung hat sich noch lange in der Bevölkerung wachgehalten.

Indessen wurde die Bohrung noch eine Zeitlang fortgesetzt, bis der Bohrkranz zum Liegenden des Zechsteins in einer Tiefe von 767,40 m vorstieß. Die letzten Ergebnisse waren 0,90 m schwache Schichten von Kupferschiefer und Konglomerate. Auch bei Niederdünz bach ist zu jener Zeit eine Bohrung nach Kali unternommen worden. Ob allerdings die gefundenen Salzs chichten abbauwürdig gewesen sind, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Im Eschwe ger Heimatmuseum ist je ein dem Zechstein entnommener Bohrkern von Weißenborn und Niederdünz bach aufbewahrt.

Die oben geschilderte Tiefbohrung gibt uns einen aufschlußreichen Einblick in den erdgeschichtlichen Aufbau unserer Heimat. Das sogenannte „alte Gebirge“ aus dem Zeitalter des Devon (Vorsteinkohlenzeit) und Carbon (Steinkohlenzeit), das im Rheinischen Schiefergebirge als Schiefer, Grauwacke und Porphy r zutage tritt und östlich vom Meißner, im Richelsdorfer Gebirge, im Thüringer Wald und Harz wieder hervorschaut, liegt im hessischen Bereich größtenteils unter einer Schicht von Kalken und Tonen, die Eisen, Mangan, Gips und Salz (Zechstein) führt, begraben. Das

Salzlager, das, wie bereits erwähnt, nach den Ergebnissen der hier vorgenommenen Bohrung eine Dicke von über 100 m, an anderen Stellen aber eine solche von 180-230 m erreicht, ist die Ursache dafür, daß Hessen eine größere Anzahl von Solquellen besitzt, die das in der Erde befindliche Salz in aufgelöstem Zustande an die Oberfläche bringen. Darüber lagert eine gewaltige Sandsteinplatte, die bei Weißenborn über 400 m, in der Gegend zwischen Kassel und Münden sogar 1 000 m und mehr stark ist. Ihr verdanken wir die sandige Ackerkrume, die viel Feuchtigkeit und reichliche Dungzufuhr verlangt. Auf dieser Sandsteinplatte liegt, abgesehen von einigen anderen Gebieten im hessischen Raum, bei uns im Ringgau eine bis zu 100 m mächtige Muschelkalkschicht, die von dem Triasmeer vor undenklichen Zeiten abgelagert wurde, wodurch sich in ihr das häufige Vorkommen von Fossilien (Versteinerungen von Seetieren und Pflanzen) in Gestalt von Muscheln, Ammoniten und Trochiten erklärt. Die Muschelkalkplatte muß einst unsere ganze Heimat überdeckt haben. Da, wo sie bei uns noch vorhanden ist, ist sie nur wenig gestört und zeigt infolgedessen eine waagerechte Schichtung. Das Wasser bildet in ihr leicht Höhlen und Schluchten, so daß es oft darin versickert und unterirdisch weiterfließt, wie das besonders deutlich im „Wolfsloch“ am Fuße der Rabenkuppe zur Zeit der Schneeschmelze zu erkennen ist.

Aus diesem Grunde ist nicht nur das Graburgmassiv, sondern der gesamte Ringgau ziemlich arm an starken Quellen. Sie sind stets gebunden an Verwerfungen. Im Kalk fließt das Wasser auf den geneigten Schichtflächen solange unterirdisch abwärts, bis es durch eine undurchlässige, tonige Schicht aufgehalten wird. Nur diesem Umstande ist das Vorhandensein unserer beiden Graburgquellen zuzuschreiben.

Auf der Graburg

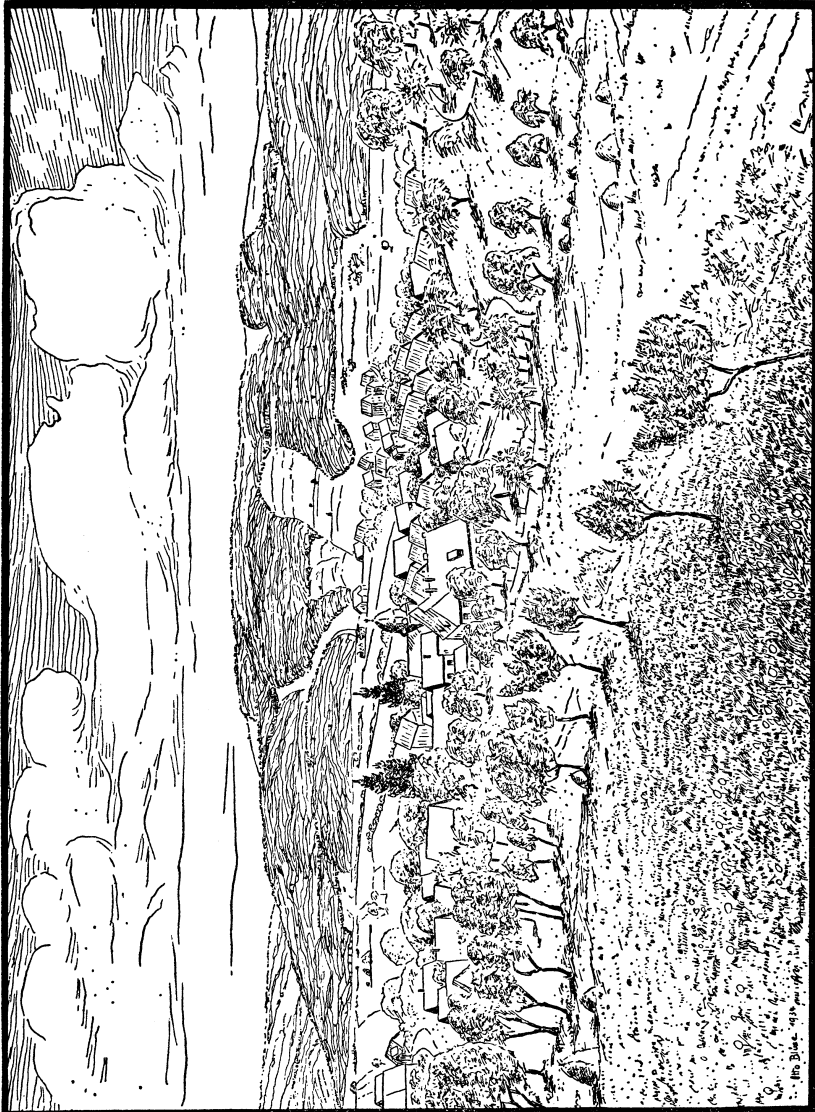
Hart an der thüringischen Grenze gelegen, gehört Weißenborn un-
streitig zu den landschaftlich reizvollsten Dörfern des kurhessi-
schen Raumes. Der Wanderer, der an einem Frühlingstage süd-
wärts her vom Tal der Netra die Graburg hinaufsteigt, verharret überrascht
an ihrem nördlichen Klippenhang und umfaßt mit frohem Auge das Bild,
das des Schöpfers Hand hier gestaltet hat. Steil fallen die Muschelkalkwän-
de des Berges zu dem Grunde ab, aus dem unser Dorf, umgeben von einem
dichten Kranz blühender Obstbäume, mit seinen roten Ziegeldächern und
dem Kirchlein mit der schiefergedeckten, fränkischen Haube heraufgrüßt.
Deutlich ist die charakteristische Mulden- und Nestlage und der Siedlungs-
typ des Ortes zu erkennen. Um einen sichtbaren Kern, dem mit Bäumen
bestandenen Anger, gruppieren sich die Gehöfte zu einem geschlossenen
Dorfbild, das sich erst nach den Rändern zu mehr und mehr auflockert.
Rötlich schimmert die zu Füßen hingebreitete Gemarkung im frühen Jah-
re. Sie läßt die mit verwittertem Buntsandstein durchsetzte Ackerkrume der
Feldflur erkennen, die sich jenseits des Dorfes fast bis zur Höhe des Schie-
fergrundkopfes emporzieht, der das Tal nach Norden hin abgrenzt. Über
ihn hinweg schweift der Blick von Bergbuckel zu Bergbuckel, und nur hier
und da leuchten die Talgründe auf, in denen ein fleißiger Menschenschlag
wohnt und wirkt. In der Ferne blaut die mächtige Silhouette des Meißners
herüber, und in ausladendem Bogen bieten sich Hörne, Gobert, Leuchtberg,
Hülfsenberg, Plesse, Muhlienberg, Adolfsburg, Normannstein, Heldrastein
und die kahlen Höhen des Eichsfeldes dem Betrachter dar. Es ist eine Fülle
ohne Ende ringsumher verstreut, und es fehlt nicht viel dazu, daß die Seele
glaubt, Flügel zu haben, um wie der Rote Milan, der hier oben noch seine
majestätischen Kreise zieht, darüberhin zu schweben. Was das Auge auch
erblickt, es scheint nah und fern zugleich. Über allem aber breitet sich die
unendliche Weite des Himmels aus, und man fühlt sich unwirklich hinauf-
gehoben in Höhen, aus denen gesehen das Leben schön und gut ist und
alles sein richtiges Maß hat.

Der Blick gleitet nach Osten, wo das silberne Band der Werra bei *Tref-
furt* aufblitzt und wo sie Abschied nimmt von dem grünen Herzen Deutsch-
lands, den stillen Waldkammern Thüringens, denen sie entsprang. Deutlich
sind die Häuser des Städtchens zu unterscheiden, das seinen Namen der-
einst von den drei Furten erhielt, die hier durch den Fluß führen und die
schon Karl der Große auf seinen Heerzügen gegen die Sachsen benutzt ha-

ben soll. Der Dreißigjährige Krieg hat den Ort ziemlich verschont, so daß sich aus jenen Tagen noch manches im Stadtbilde, überragt von den wuchtigen Türmen der Burg, bis in die Gegenwart herübergerettet hat. Noch nach dem Erlöschen des Dynastengeschlechts derer von Treffurt umfaßte der Besitz die Ortschaften Falken, Großburschla, Schnellmannshausen, Schierschwende, Wendehausen, die Vogtei Dorla und mehrere Höfe, bis dann die Landgrafen von Thüringen und Hessen, sowie der Kurfürst von Mainz sich in die Hinterlassenschaft teilten. Noch sieht man an dem im Jahre 1609 erbauten Rathause die drei Hoheitszeichen der Mächte, die ihre schützende Hand einst über die Stadt hielten, nämlich das Rad von Mainz, die sächsisch-thüringischen Schwerter und den Löwen von Hessen.

Die *Ruine des Normannsteins* bietet selbst noch in ihren Resten ein wehrhaftes und kühnes Bild. Von der Mächtigkeit und Würde dieses imposanten Rittersitzes zeugen noch drei gut im Mauerwerk erhaltene Türme, die erneuerte Burgkapelle und die reich umbuschten Mauerreste. Das weithin bekannte Rittergeschlecht, das hier oben jahrhundertlang hauste, gehörte zwar nur dem niederen Adel an; aber dennoch ist nicht zu leugnen, daß es sich bei aller Wildheit auch durch Größe, Tatkraft und Unternehmungslust auszeichnete. Jedenfalls erscheinen die Herren von Normannstein, die sich ursprünglich Trefurt (Dreifurt) und nicht Treffurt genannt haben, an den Höfen der thüringischen Landgrafen auf der Wartburg und auf Schloß Creuzburg. Sie begleiten ihre Landesherren auf Heereszügen bis nach Polen und dem Gelobten Lande. Unter den thüringischen Edlen, die das irdische Teil Ludwigs des Frommen vom Mittelländischen Meere herauf nach Thüringen heimführten, war auch Friedrich II. von Treffurt. Als der Bruder Heinrich Rases, der Landgraf Konrad, seinen Rachezug gegen den Erzbischof von Mainz antrat, ritt der Trefffurter mit an der Spitze des Heeres. Und als Konrad, empört durch die unzünftigen Grüße der Weiber von Fritzlar, die dem vergeblich belagernden Landgrafen eines Tages von der Stadtmauer ihre entblößten Rückseiten zeigten, angriff, da war es derselbe Trefffurter, der am 15. September 1232 die Stadt mit stürmen half, um dann wie ein Besessener in den dortigen Dom einzudringen und mit seiner Schar furchtbare Verwüstungen anzurichten. Er machte sogar vor den heiligen Reliquien nicht halt. Das wilde Blut seines Geschlechtes wollte Genugtuung haben. Mit seinen Söhnen spaltete sich später das Geschlecht in vier Linien: von Bilstein, von Mittelstein (Brandenfels), der Scherfe von Trefurt und Spangenberg. Ein Hermann von Treffurt ist Erbauer des Spangenberg Schlosses gewesen, wie er auch der Stifter des

Heidauer Klosters zu Altmorschen war. Überhaupt standen die Trefffurter Herren zu zahlreichen Klöstern in engster Beziehung und haben sie mit Gütern bedacht. Daneben zahlten sie allerdings auch der Welt ihren Tribut, wovon nachstehende Sage Zeugnis ablegt:



Weißborn mit Schiefergrundkopf

In der Normannsburg, deren gut erhaltene Reste sich hoch über der Stadt Treffurt erheben, lebte einst das ehemals angesehene Geschlecht der Herren von Treffurt, das aber durch Streitsucht und Raubgier tiefer und tiefer sank. Besonders schlimm führten sich die Brüder Friedrich und Hermann von Treffurt auf. Sie überfielen mit ihren Knechten die vorüberziehenden Kaufleute auf den Landstraßen, raubten ihre Planwagen aus und stahlen den Bauern das Vieh von den Feldern. Niemand in den umliegenden Dörfern war vor den Wegelagerern sicher. Was sie erbeuteten, schleppten sie auf die Burg, wo sie unangefochten hausten. Als sie es gar zu bunt trieben, boten drei Nachbarfürsten ihr Kriegsvolk gegen die adligen Buschklepper auf und zerstörten ihre Burg. Darauf entsagte Friedrich von Treffurt seinem leichtfertigen Lebenswandel und ging in ein Kloster. Hermann jedoch frönte weiter seinen lasterhaften Neigungen. Einmal ritt er in einer gewitterschwülen Sommernacht, von einer wüsten Zechgelage in Creuzburg kommend, heim und verirrte sich in der Dunkelheit. Sich ganz dem Instinkt seines treuen Rosses überlassend, kam er über den Heldrastein. Plötzlich blieb das schweißtriefende Tier wie festgewurzelt stehen. Hermann, der in seinem umnebelten Geist meinte, das Roß hätte die Lust zum Weitertraben verloren, verfluchte das gequälte Tier und drückte ihm ärgerlich die spitzen Sporen in die Weichen. Da tat es vor Schmerz einen gewaltigen Sprung und stürzte mit seinem Reiter die steile Felswand des Heldrasteins, vor der es stehen geblieben war, hinab. „Hilf, heilige Mutter Gottes!“ schrie der Ritter in seiner Todesangst. Dann schwanden ihm die Sinne. Als er aus seiner Betäubung erwachte, hörte er die Morgenglocken aus dem Tale heraufklingen. Ein auf einem Felsvorsprung wuchernder Dornbusch hatte ihn im Sturz aufgefangen, während sein Roß zerschmettert in der Tiefe lag. So wurde Hermann auf wunderbare Weise gerettet. Zum Danke gegen Gott änderte er seine bisherige Sinnesart und starb hochbetagt als frommer Büsser nach einem sündhaften Leben.

Die thüringischen Chronisten wissen zu erzählen, daß es sich um Hermann VII. von Spangenberg gehandelt hat. Er war ein arger Hofierer, der den Frauen und Mädchen in den Ortschaften seiner Besitzungen nachstellte, so daß die besorgten Mütter, sobald ihre Töchter in das heiratsfähige Alter kamen, dieselben aus der Stadt Treffurt und dem umliegenden Gebiet „evakuieren“ mußten, damit sie nicht in die Hände des adligen Lüstlings fielen. Eine zu Korvei aufbewahrte, jetzt aber nicht mehr aufzufindende „burslaer Chronik“, die Landau erwähnt, weiß von Hermanns wüstem Leben nichts zu berichten, auch nichts von seinem Sturz vom Heldrasteinfel-

sen. Sie teilt nur mit, daß Hermann seinen weltlichen Besitzungen entsagte und in das Zisterzienserkloster Volkerode eingetreten sei, dort jedoch nur wenige Tage zugebracht und es dann verlassen habe, um sich den Begarden in Eisenach, einer Vereinigung zum andächtigen Leben, anzuschließen und sein Brot bis zum Ende seines Lebens zu erbetteln. Auch berichten die Chronisten, daß er allen Frauen und Mägden, die er betrübt hatte, als Zeichen der Buße reichlich Gut und Geld geschenkt habe. Als er 1347 in Eisenach starb, wurde er nach seinem letzten Willen an einer abseitigen Stelle zwischen der Kirche „Zu Unsrer Lieben Frau“ und der Stadtmauer, wo die Schüler täglich hingen, begraben, um auf diese Weise auch noch im Tode seine Buße fortzusetzen.

Die bekannteste Sage von Heldrastein aber ist die von dem Räuber Henning, jenem ungeschlachten Gesellen, in dem die mächtige Erscheinung des Berges selber Gestalt angenommen zu haben scheint, während in dem beerensuchenden Mädchen aus Heldra, das dem Räuber zu dienen gezwungen wurde, sich das kulturschaffende Menschentum verkörpert und am Ende über die rohe Naturgewalt triumphiert. Obwohl die Sage allgemein bekannt ist, soll sie hier noch einmal wiedergegeben werden.

Unterhalb der steil abfallenden Felskante des Heldrasteins befindet sich eine geräumige, kellerartige Höhle, zu der man in waghalsiger Kletterei auf kaum erkennbarem Pfade, der nur Einheimischen bekannt ist, gelangen kann. Sie heißt allgemein das „Henningsloch“ und erinnert mit ihrem Namen an einen gefürchteten Räuber, der sie vor vielen Jahren als Schlupfwinkel benutzte, um von hier aus die ganze Gegend unsicher zu machen. Obwohl ein hoher Preis auf die Ergreifung des verkommenen Burschen ausgesetzt war, wußte niemand, wo er sich aufhielt. Da ging eines Tages zur Sommerzeit ein Mädchen aus Heldra, die einzige Tochter einer armen Witwe, in den Wald, um Heidelbeeren zu pflücken. So sehr war sie in ihre Arbeit vertieft, daß sie zu Tode erschrak, als plötzlich ein struppiger Kerl vor ihr stand und sie aufforderte, mitzugehen. Alles Bitten und Klagen half nichts. Weinend folgte das Mädchen dem Manne, der kein anderer als der unheimliche Räuber Henning war, in dessen Höhle droben am Heldrastein, um ihm von nun ab als Magd zu dienen. „Wenn du immer mir folgsam bist“, sagte er, „wird dir nichts geschehen. Solltest du es aber wagen, deinen Dienst bei mir zu verlassen und mich zu verraten, so hat dein letztes Stündlein geschlagen.“ Treu und gewissenhaft, wenn auch mit kummervollem Herzen, verrichtete das Mädchen seinen schweren Dienst. Nur in schlaflosen Nächten weinte es oft still vor sich hin, wenn es an die alte

Mutter dachte, die nach vielen Nachforschungen längst die Hoffnung aufgegeben hatte, ihre Tochter jemals wiederzusehen.

Als so ein Jahr vergangen war, ließ sich der Räuber auf das inständige Flehen des unglücklichen Mädchens hin erweichen, es unter der Bedingung auf zwei Tage zu beurlauben, wenn es keinem Menschen seinen Aufenthaltsort sagen würde. Durch einen Eid mußte es das gegebene Versprechen bekräftigen. Dann eilte das Mädchen heimwärts und lag bald seiner Mutter schluchzend in den Armen, die sich vor lauter Freude nicht zu fassen wußte. Aber wie sehr sie auch ihre Tochter bedrängte, das Mädchen hielt sein Versprechen. „Ein Eid verbietet mir zu reden“, bekannte es traurig, „doch über ein Jahr hoffe ich dich wiederzusehen. Jetzt aber laß mich in die Kirche gehen; denn meine Sünden sind so groß, daß ich ungebeichtet sie nicht länger zu tragen vermag.“ Nach dem Kirchgang, als die Mutter in die Küche ging, um ein Mahl für beide zu bereiten, hörte sie ihre Tochter vor dem offenen Kachelofen in der Stube sprechen:

„Keinem Menschen darf ich's sagen,
doch dem Ofen will ich's klagen:
Droben in dem Henningsloch
trage ich des Räubers Joch.“

Jetzt wußte die Mutter Bescheid und grübelte nach, wie sie ihre Tochter aus der Gewalt des Räubers erretten könne. Heimlich füllte sie Erbsen in die Tasche der Tochter, die denn auch die Absicht der Mutter erahnte und unterwegs nach tränenreichem Abschied eine Erbse nach der andern fallen ließ, bis sie die Höhle wieder erreichte. Die Mutter aber hatte inzwischen dem Rat der Stadt Treffurt das Versteck des Räubers bekanntgegeben, der ihr eine Schar bewaffneter Knechte mitgab, die sie, der Erbsenspur folgend, glücklich auch zu dem Räubernest führen konnte. Dort erwartete das Mädchen schon ihre Befreier und teilte ihnen mit, daß der Unhold betrunken in der Höhle läge und schlief. Mit vereinten Kräften wurde der völlig Überraschte überwältigt, gefesselt und auf einem Karren in das Gefängnis nach Treffurt gebracht, wo ihm bald das Urteil gesprochen und er auf dem Marktplatz im Angesicht des Heldrasteins an den Galgen gehängt wurde. Die geraubten Schätze, die man in der Höhle fand, wurden, soweit das möglich war, den rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben, während ein beträchtlicher Rest dem Mädchen verblieb. Die Mutter aber erhielt den Preis, der auf den Kopf des Räubers gesetzt war, so daß beide, nun zu Wohlstand

gekommen, bis an das Ende ihrer Tage beisammen blieben, schließlich ein Krankenhaus erbauten und aus Dankbarkeit die Kranken pflegten.

Der **Heldrastein** füllt die nordöstliche Ecke der großen Muschelkalkplatte des Ringgaus aus, umgeben von den Siedlungen Heldra, Großburschla, Rambach, Wolfmannsgehau, Hof Schrapfendorf und Schnellmannshausen.

Nirgends in Hessen ist die Volksüberlieferung von Winfried, dem Glaubensboten aus Irland, so lebendig geblieben wie hier an der Werra. Die stimmungsvolle Bonifatiuskirche in Treffurt soll in ihren Anfängen noch von dem Heidenbekehrer herrühren; doch ist es nicht geschichtlich erwiesen. Der Bau, wie er sich heute zeigt, stammt wahrscheinlich aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Mehr aber noch singt der **Hülfsenberg**, der mit seiner Wallfahrtskirche von der Graburg aus leicht zu erkennen ist, das Lob des großen Heiligen, obgleich es nicht einwandfrei feststeht, ob Bonifatius dort am Fuße jenes Berges, der früher Stufenberg hieß, oder oberhalb des Dorfes Geismar bei Fritzlar die Donareiche gefällt hat. Dennoch wird sich das Eichsfeld den Ruhm nicht streitig machen lassen, Schauplatz eines großen historischen Ereignisses gewesen zu sein, wie ja auch in einer abseits stehenden Kapelle eine treffliche Darstellung obigen Vorganges in Marmor zu schauen ist. Aber sei dem, wie ihm wolle! Jedenfalls ist bis heute Bonifatius Sieger über Donar geblieben, und die Ortschaften Wanfried, Frieda, Schwebda, Aue sprechen ihn als ihren Gründer an.

Wie **Heldra**, die Heimat der Vorfahren August Hermann Franckes, jenes großen Pädagogen aus dem Zeitalter des Pietismus, der sich durch die weltbekannten charitativen Stiftungen zu Halle, die seinen Namen tragen, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, bleibt auch **Großburschla** durch seinen vorgelagerten Gemeindewald bis auf einige Häuser unseren Blicken verborgen. Seine mehr denn tausendjährige Geschichte geht auf das Jahr 860 zurück, in dem es erstmals Erwähnung findet, bis 980 Abt Werner von Fulda hier ein Kloster gründete, als dessen letzter Zeuge die alte Dorfkirche anzusehen ist. Unbewiesen aber ist die Behauptung, daß Bonifatius im Jahre 726 bereits das Kloster in Großburschla erbaut habe.

In der Linie, die man sich von der Graburg zum Muhlienberg gezogen denkt, liegt **Altenburschla**. In diesem Dorfe waren zur Zeit der Befreiungskriege die Gebrüder Cornelius und Nikolaus Lorenz, zwei fromme Bauern, ansässig, die Ludwig Mohr, der hessische Schriftsteller und Verfasser des Romans „Rotweiß“, als die Propheten von Altenburschla verewigt hat. Sie waren schlichte und bibelkundige Menschen, von denen erzählt wird, daß

sie nicht selten ihre Feldarbeit unterbrechen, um zu Hause einen Spruch nachzulesen. Noch in der kurhessischen Zeit hatten sie prophezeit, daß der Kurfürst bald seines Landes beraubt und vertrieben werden würde. Da die Weissagungen der Brüder großes Aufsehen im Lande erregten und auch dem Kurfürsten zu Ohren gekommen waren, ließ er sie durch ein Kommando Kürassiere gefangennehmen und nach Kassel bringen. Ehe sie aber dort abgeurteilt wurden, ging ihre Prophezeiung bereits in Erfüllung; denn das Land wurde von den Franzosen besetzt und der Kurfürst verjagt. Die neue französische Regierung ließ die Brüder Lorenz frei. Diese kehrten nach Altenburschla zurück, wo Nikolaus, der jüngere der Propheten, 1806 mit sechzig Jahren starb. Cornelius erregte bald darauf die Leute mit neuen Weissagungen, indem er unter der alten Dorflinde vor einer großen Menschenmenge behauptete, die Franzosenherrschaft würde nur sieben Jahre dauern und dann wie Schnee vor der Sonne vergehen. Die Franzosen machten daraufhin kurzen Prozeß mit ihm und führten ihn nach einem Verhör im alten Wanfrieder Rathaus nach Kassel ab. Doch unterwegs in Eschwege erkrankte er infolge der winterlichen Kälte und der ihm angetanen Schmach. Im „Goldenen Anker“, wo er Aufnahme fand, starb er am 28. Januar 1807. In Eschwege auf dem alten Friedhof wurde er beigesetzt. Eine Gedenktafel, die die Gemeinde Altenburschla 1913 an dem Geburtshause der Gebrüder Lorenz anbringen ließ, erinnert noch heute an die beiden Propheten als „zwei gute Christen und treue Hessen in schwerer Zeit“.

Auch *Wanfried*, das größtenteils durch die Ausläufer des Schlierbachswaldes verdeckt bleibt, kann sich eines hohen Alters rühmen. Die beiden ältesten Urkunden über den Ort stammen aus der Zeit der Karolinger. Nach den überlieferten Sagen müssen die Werraorte während der Sachsenkriege Karls des Großen eine Rolle gespielt haben. In einer alten Chronik von Thüringen, gedruckt im Jahre 1599 von Johann Bangen in Mühlhausen i. Th., wird von einer Schlacht im Raume zwischen Treffurt und Eschwege berichtet, in der es heißt: „Als Karl der Große die Schlacht bei Treffurt geschlagen und gewonnen hatte, habe er, nachdem er in Wanfried gerastet, das seinem Heere vorangetragene silberne Kreuz auf den Hülfsenberg verschenkt, wofür an Stelle des alten, baufälligen Kirchleins von Holz, so von Bonifacius erbawet, ein solches von Stein gesetzt worden.“

Ereignisreich ist die Geschichte Wanfrieds. Von Thüringen kam der Ort 1306 an Hessen. Die Landgrafen von Hessen-Rotenburg erbauten sich 1589 hier ein Schloß an Stelle der alten Burg und verliehen 1608 Wanfried die Stadt- und Marktgerechtigkeit. Sein Aufblühen zu jener Zeit verdankte

der Ort dem Umstande, daß er Stapelplatz für die Güter war, die zu Schiff werraaufwärts kamen, um mittels Wagen ins Hessische und Bayrische weiterbefördert zu werden. Noch zeugen die alten Fachwerkbauten, die sogenannten Schlagdhäuser, am Ufer der Werra von der einstigen Wohlhabenheit.

Wie vieles aber wäre von der Stadt bis auf den heutigen Tag noch zu berichten! Begnügen wir uns mit einigen Namen. Da ist zunächst Petrus Paganus, der am 30. März 1532 in Wanfried geboren wurde, in Eschwege die Schulen besuchte und als ein für die damalige Zeit berühmter Dichter galt. Er durchreiste fast ganz Europa und wurde sogar vom Kaiser Ferdinand in Wien mit dem Dichterlorbeer gekrönt. Bald darauf erhielt er eine Professur als Lehrer der Geschichte und Dichtkunst an der neugegründeten Universität in Marburg und schloß im besten Mannesalter 1576 in seinem Geburtsort Wanfried für immer die Augen, ohne verheiratet gewesen zu sein. Paganus, der eigentlich mit seinem richtigen Namen Dorfheilige hieß, dichtete in lateinischer Sprache, wie es damals allgemein üblich war. Er war nicht nur ein geschickter Versemacher, sondern auch ein trinkfester Bacchant, der selbst in angetrunkenem Zustande noch seine Distichen aus dem Armel schüttelte. – Da sind ferner die beiden vaterlandsliebenden Einwohner George Bernhard Hohmann und Johann Richard Gottsleben zu nennen, die nach dem Überfall auf Wanfried durch den preußischen Major Hellwig am 18. April 1813, bei dem nach kurzem Gefecht achtzig westfälische Husaren in Gefangenschaft gerieten und der Rest Hals über Kopf flüchtete, von einem französischen Kriegsgericht zum Tode durch Erschießen verurteilt wurden.

Drei Namen, drei Menschen, drei Schicksale! Sie ruhen in heimatlicher Erde. Aber immer noch steht festgefügt über dem Tal die steile Mauer der *Plesse*. Ihre hellen Muschelkalkklippen schimmern sonnbeschienen zu uns herüber. Erst im Dreißigjährigen Kriege hat sich durch ein Naturereignis die schroffe Felswand gebildet. Eine alte, im Jahre 1655 in Frankfurt gedruckte Chronik berichtet darüber, daß sich am 24. Januar 1640 ein greulicher, ungewöhnlicher Sturmwind erhob, bei welchem ein großes Bergstück von der Plesse 60 Ellen hoch sich losgelöst und alles Erdreich samt Sträuchern und Bäumen „40 Schuch in die Breite“ mit in die Tiefe gerissen hat. Die Wucht der stürzenden Gesteinsmassen soll so groß gewesen sein, daß im städtischen Hochzeitshause, wo gerade der Einwohner Klaus Fischer Hochzeit hielt, die Tassen „ein Ellen hoch“ vom Tische gesprungen sind.

Im Reigen der Werraberge schließt sich die **Keudelskuppe** an, die einst den Sitz des alten hessischen Adelsgeschlechtes trug, nach dem sie benannt ist. Die Herren von Keudell waren bereits seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ringsum ansässig. So bewahren heute noch neben Keudelskuppe und Keudelstein die Keudelsköpfe bei Treffurt, die Keudelgasse in Wanfried, das dortige sogenannte Keudelschloß, in dem heute das Gasthaus „Zum Schwan“ sich befindet, der Keudelsgraben bei Schwebda und manches andere die Erinnerung an dieses einst weitverzweigte Geschlecht. Ein Zweig desselben allerdings blieb nicht bodenständig. Im 17. Jahrhundert wanderte ein Keudell nach Ostpreußen aus. Aus dieser Linie ging Robert von Keudell hervor, jener Staatsmann, der unter dem eisernen Kanzler des Zweiten Kaiserreiches eine bedeutende Rolle spielte. Alexander von Keudell, der Landrat des Kreises Eschwege war, baute sich 1907 am rechten Werraufer nordöstlich von Schwebda ein Heim, das als architektonisches Meisterwerk eine Zierde für das ganze Tal darstellt. Es ist Schloß **Wolfsbrunnen**. Der fruchtbaren Werraebene zugekehrt, weist es einen mit Renaissancegiebeln geschmückten Hauptbau auf, neben dem ein massiger, viereckiger Turm emporsteigt, der zwischen dem fünften Stockwerk und der mehrfach gegliederten Haube durch reizvolles Holzfachwerk in seiner imposanten Wirkung noch gesteigert wird.

Über die grünen Laubwogen des Schlierbachswaldes ragt der **Große Leuchtbberg** mit dem **Bismarckturm** empor. Der Name des Berges leitet sich von Leichberg oder Lichberg ab, wie er in der Mundart heute noch heißt. Der Sage nach soll er nach den Leichen der in der Schlacht zwischen Otto von Nordheim und Rucker von Bilstein (1070) gefallenen Thüringer, die am Fuße des Berges begraben wurden, benannt sein. Nach einer anderen Sage soll auf dem Berge früher einmal eine Burg gestanden haben, in der Ritter Hans von der Warte mit seiner schönen Schwester gewohnt hat. Ritterliche Freier von nah und fern hielten um die edle Jungfrau an; aber

„der eine war dem Fräulein nicht recht,
der andere dem Junker zu schlecht.“

Nach wiederholten Versuchen gelang es schließlich einem der Freier, die Jungfrau zu entführen. Ritter Hans war untröstlich und brütete Rache, worüber er am Ende das Zeitliche segnete. Nach seinem Tode soll er noch oft um Mitternacht durch die verlassen Burgräume gewandelt sein. Abgesehen von dieser Überlieferung hat nach Schminckes Meinung ohne Zweifel auf dem Berge eine Burg gestanden als Sitz derer von Leichberg,

die nachgewiesenermaßen in und um Eschwege früher begütert, wahrscheinlich eines Geschlechts mit denen von Eschwege waren und mit dem Ende des 14. Jahrhunderts erloschen. Heute krönt statt der verschwundenen Burg ein Aussichtsturm die waldige Kuppe und ehrt mit seinem Namen den Erbauer des Deutschen Reiches, jenen weitschauenden Politiker, der zweitweise auch die Geschicke der Welt auf seinen Schultern trug: Otto von Bismarck. Wer jemals seine Blicke von dem wehrhaften Turme ins Weite schweifen ließ und zu seinen Füßen die schimmernden Dächer der Kreisstadt **Eschwege** in der Abendsonne glitzern sah, bleibt der fruchtbaren Beckenlandschaft und ihren grünen Randhöhen freundschaftlich verbunden.

Verlassen wir nun den freien Platz über dem nördlichen Klippenhang der Graburg, auf dem wir stehen, den sogenannten Anger, der in der schönen Maienzeit bisweilen den Weißenbörner Gesangverein versammelt sieht, um seine Lieder ertönen zu lassen und bei einem frischen Trunke aus der Eschweger Klosterbrauerei in der reinen Bergluft sich zu ergötzen, so stehen wir, auf beschattetem Waldpfade nach Osten wandernd, bald auf der **Schäferburg**, wo der Berg geradezu alpines Gepräge annimmt. Als letzter Rest einer abtragenden Tätigkeit ewig wechselnder und wirkender Witterungseinflüsse stehen hier noch die nackten Felsen an, manchmal wie einzelne Säulen aufragend, von denen eine derselben die Kanzel genannt wird. Überall haben sich Spalten und Risse gebildet, die von Iltis, Marder und Waldkauz als Unterschlupf benutzt werden. In früheren Jahren mögen auch Wildkatze und Uhu hier gehaust haben; jedenfalls galt letzterer nach Schreibers „Topographie des Physikatsbezirks Eschwege“ noch 1849 als Höhlenbewohner unserer Muschelkalkberge. Erfreulicherweise wurde vor einigen Jahren die Schäferburg wegen ihres charakteristischen Aufbaus und ihrer seltenen Flora zum Naturschutzgebiet erklärt.

Tief unter uns liegt das Dorf **Rambach** in einem bergumstandenen Talkessel, der durch das zwischen dem Monrod und der Schäferburg sich hinaufziehende **Königental** eine Ausbuchtung erfährt. Wie die farbigen Tupfen auf einer Palette breiten sich rings um das kleine Dorf Gärten, Äcker und Wiesen aus; aber es ist kein wirres Durcheinander; denn von unsichtbarer Hand geordnet, liegen die Flächen gleich den Quadraten eines Schachbretts da, und wer genau hinsieht, erkennt auch die feinen Linien der vielen Feldwege, die sie voneinander trennen. Jedes Fleckchen wurde nutzbar gemacht für die Ernährung der Talbewohner und ihrer Viehbestände. Da ist kaum eine Stelle übrig geblieben, die nicht ihren Besitzer gefunden hätte

und bestellt worden wäre. Gegenüber an den Hängen des Monrods stürzten in den Tagen vom 22. bis 25. Mai 1895 gewaltige Felsmassen nieder und begruben eine Waldfläche von mehr als einem Hektar unter sich. Ein kleines Wasser, der Känzelbach, kommt aus der Graburgswaldung und durchfließt den Wiesengrund, und es ist verständlich, wenn traumbegabte Leute an seinen Ufern in mondhellen Nächten schon manchmal eine goldhaarige Jungfrau mit ihrem Spinnrad, ganz wie es in den Märchen erzählt wird, gesehen haben. So still und abgeschieden ist es in dem lieblichen Waldtal.

Schweift das Auge weiter, so gewahrt es in der Ferne die blauen Höhen des Thüringer Waldes mit dem *Inselsberg* und knapp über den Baumwipfeln des Eichliethenberges auch die Zinnen der *Wartburg*, nach denen unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen der Wanderer nur mit stiller Wehmut Ausschau halten kann. Von der Wartburg zog Elizabeth, Thüringens Landgräfin, die man die Heilige genannt hat, an die Ufer der Lahn, wo die Glocken der herrlichen Kirche, die ihren Namen trägt, den reinen Klang des Herzens bewahren, das in überirdischer Minne in der Brust dieser Frau schlug, um von einem leiderfüllten Erdenleben unter den himmelweisenden Türmen zu Marburg auszuruhen. Es geht in unserem Dorfe die Mär, daß die gottselige Frau damals ihren Weg, der einer Flucht gleichkam, durch das Königental genommen habe.

Nur ungern wendet sich der besinnliche Betrachter von der Weltverlorenheit des Bildes ab, das hier oben seine Seele gefangen hält. Überwindet er sich schließlich und wandert er alsdann in westlicher Richtung auf den heimlichen Waldwegen des ausgedehnten Plateaus zu dem entgegengesetzten Ende des Graburgmassivs, zur *Rabenkuppe*, so fesselt ihn auch dort der Ausblick.

Unter uns am Fuße des Berges lag ehemals eine Siedlung, die in einem Güterverzeichnis des 16. Jahrhunderts „Gut Wellingerode unter der Kraburg“ genannt wird. Nach Landaus „Historisch-topographischer Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstentum Hessen“ wurden im Jahre 1433 die von Boineburg von dem Abte zu Fulda mit Gütern zu „Rambeche vnd Willenrode vnder der Craburgk“ belehnt. Später wird es unter der Bezeichnung „Gut zu Wellingeraide“ als Lehen der von Boyneburg-Hohenstein genannt. Einen Anhaltspunkt für die Lage der einstigen Siedlung gibt der in der Weißenbörner Gemarkung gelegene Flurbezirk „Das Wellingerode“. Vermutlich war mit der Siedlung gleichzeitig ein Mühlenbetrieb verbunden; denn die Flurnamen „Mühlwiesen“ und „Am Esels-

pfad“ weisen noch darauf hin; möglicherweise stand die Mühle auf dem mit „Wiesenhof“ bezeichneten Flurstück unterhalb der Rabenklippen.

Gleitet der Blick nach Westen, so entdeckt man in einer Fluchtlinie von etwa zwei Kilometern die roten Ziegeldächer der heutigen **Domäne Lautenbach**. Um 1300 wird das Gehöft erstmalig in einer Urkunde erwähnt und als Dorf bezeichnet. Die Siedlung gehörte damals einem Heinrich von Reingoldishusen, der es den Augustinern von Eschwege schenkte. Die Schenkungsurkunde hat folgenden Wortlaut: „Heinricus miles dictus de Reingoldishusen und Yrmentrudis seine Frau schenken dem Hause der Augustinereremiten zu Essenwege als Seelgeräte das ihnen zu vollem freiem Eigentum gehörige Dorf (*villa*) Luthenbach, um es schon zu ihren Lebzeiten zu besitzen und fortan über die dortigen Zinspflichten (*censuales*) zu gebieten.“ Schon 1370 war Lautenbach landgräfliches Eigentum und damals wie noch später Lehen der von Völkershausen, wie dies aus einer Urkunde aus dem Archivmaterial des Klosters der Prämonstratenserinnen zu Germerode vom 24. Mai 1370 hervorgeht. Dort heißt es: „Die Brüder Hartung, Curd, Otte und Tyle von Volkirshusen bekunden, daß Landgraf Heinrich zu Hessin, von dem sie das um 50 M. Eschw. W. am Propst und Konvent des Klosters zu Girm(erode) verkaufte Dorf Ludenbach zu Lehen haben, das Recht haben soll, dieses Dorf um die Kaufsumme wiederzukaufen, wenn die gen. Brüder das in den nächsten zehn Jahren nach Datum dieser Urkunde nicht getan haben. Ebenso sollen die früher aus dem gen. Dorfe gemachten Verschreibungen, die etwa das gen. Kloster an sich lösen würde, um dieses Kaufgeld von den gen. Brüdern und später dem Landgrafen zurückgekauft werden können.“ Im Jahre 1416 war Dorf „Ludenbach uff dem Hundesrucke“, wie es in anderen Klosterurkunden zu jener Zeit bezeichnet wird, bei Boyneburg mit Gericht und Recht hessisches Lehen Apel Appes, dann der v. Eschwege (Rev. 1474 -1837). Trotzdem ist 1585 der Hof „Lüdebach“ im Gericht Boyneburg des Amtes Eschwege im Besitz der v. Boyneburg. 1803 erkaufte Hessen von den v. Bömmelberg ihren Anteil an Lautenbach mit Gericht und Recht.

Über dem nahen Laubkamm der Brückenberges ragt jenseits des Tals der Netra die Ruine der **Boyneburg** auf. Den Bewohnern der umliegenden Ortschaften war sie immer eine besondere Stätte. Das Raunen des germanischen Götterglaubens umweht in der Sage von den drei Jungfrauen noch ihre Trümmer; denn was könnten die Mädchengestalten anders bedeuten als die fadenspinnenden Nornen, von denen die jüngste dem Blitz, dem allwaltenden Schicksal, sich preisgibt, um so das irdische Dasein in

ewiger Sinndeutung widerzuspiegeln. Immer, wo das Leben fruchtbar war, geschah es nicht ohne das versöhnende Opfer. Die Geschichte eines jeden Volkes beweist es. Aller geistige und kulturelle Fortschritt wurde erreicht, indem sich die Besten einer edlen Sache hingaben und ihr, auf persönliches Wohlergehen verzichtend, bis zur Selbstauflösung dienten. So war es in der germanisch-heidnischen und so blieb es auch in der christlichen Zeit bis auf den heutigen Tag.

Jene Sage aber lebt heute noch in unserer Gegend im Munde alter Leute weiter, von denen sie wie folgt erzählt wird: Vor vielen Jahren lebten auf der Boyneburg drei Edelfräulein. In einer Nacht träumte der jüngsten, daß eine von ihnen nach Gottes Ratschluß im Wetter sterben müsse. Betrübt berichtete sie am anderen Morgen den schrecklichen Traum ihren Schwestern. Schon am Mittag zogen dunkle Wolken am Himmel empor, und gegen Abend entlud sich ein heftiges Gewitter über den Zinnen der Burg. Grell zuckten die Blitze zur Erde nieder, und dumpf brachen sich die Donnerschläge in den Waldgründen. Da sagte die älteste: „Wenn Gott meinen Tod beschlossen hat, so will ich ihn nicht länger zürnen lassen.“ Sie ging hinaus, setzte sich auf einen Stein und wartete auf ihr Ende. Aber kein Blitz traf sie, obwohl sie die ganze Nacht draußen gesessen hatte. Als am anderen Morgen das Gewitter immer noch nicht zur Ruhe gekommen war, sprach die zweite: „So will ich es versuchen und Gott versöhnen.“ Aber auch ihr geschah kein Leid, obwohl sie den langen Tag und die folgende Nacht im Unwetter zugebracht hatte. Darauf sprach die jüngste: „Nun weiß ich, daß es Gottes Wille ist, daß ich sterben soll.“ Sie ließ den Pfarrer von Datterode rufen, um das heilige Abendmahl zu nehmen, und bestimmte in einem Vermächtnis, daß die ganze Gemeinde an ihrem Todestage gespeist werden solle. Dann ging sie still und gefaßt in das noch immer tobende Unwetter hinaus und setzte sich wie ihre beiden Schwestern auf den gleichen Stein. Kurz darauf löschte ein Blitzstrahl ihr junges Leben aus. – Noch heute hält der Datteröder Pfarrer am Himmelfahrtstag, vor 1903 am Gründonnerstag, in der Burgkapelle, die in jüngster Zeit wieder aufgebaut wurde, einen Gottesdienst ab, wobei Brot und Speck an die Armen verteilt werden.

Aus dem geheimnisvollen Dunkel der Sage trat der Berg allmählich in das helle Licht der Geschichte. Mit seiner ehemals stolzen Burg beherrschte der Berg im Mittelalter zwei bedeutende Handelsstraßen unserer engeren Heimat, von denen die eine, die Nürnberger Landstraße, von Bremen kam und an Hoheneiche vorbei durchs Ulfetal nach Süddeutschland zog, während die andere „durch die langen Hessen“ von Frankfurt über Gießen,

Treysa, Homberg, Waldkappel durch das Tal der Netra nach Thüringen und Sachsen führte und die vorige bei dem Dorfe Hoheneiche kreuzte. Wenn auch über den Bau der Burg keine bestimmten Nachrichten vorliegen, so ist doch bekannt, daß sie zum ersten Male unter Graf Siegfried III. von Nordheim erwähnt wird. Wahrscheinlich ist sie von den Nordheimer Grafen, die sich bereits 1138 nach der Burg benannten, erbaut worden. Mit dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft dieses Grafengeschlechts fiel 1144 die Boyneburg als erledigtes Reichslehen dem Reiche zu. Um 1160 wurde sie von Kaiser Friedrich Barbarossa (1152-1190) wegen ihrer Bau-fälligkeit wiederhergestellt, wobei der Abt Marquard von Fulda reichliche Unterstützung gab. Bei der am 6. Juni 1188 erfolgten Einweihung der zur alten Reichsfeste Boyneburg gehörigen, der heil. Jungfrau und dem Apostel Petrus gewidmeten Kapelle, wobei der Kaiser selbst mit vielen Fürsten, Grafen und Prälaten zugegen war, stattete er sie zum Unterhalt eines dabei angestellten „Capellans“ mit all den Gütern aus, die er von Landgraf Ludwig III. von Thüringen gekauft hatte und wozu namentlich die Kapelle in Datterode mit ihren Gütern und Gefällen an diesem und fünf anderen Orten zählte. Später wurden diese Einkünfte auf die Pfarrstelle in Datterode übertragen.

Die Burg war ein Lieblingsaufenthalt des Hohenstaufenkaisers. Im ganzen weilte er viermal in ihren Mauern. Zum ersten Male geschah es im Jahre 1156, als er von seiner Krönung aus Italien zurückkam und anschließend das Osterfest in Halberstadt gefeiert hatte, um darauf zur Hochzeit mit Beatrix von Burgund nach Würzburg sich zu begeben. Zwei Jahre vor seinem Tode besuchte er zum letzten Male die Burg, ehe er im darauffolgenden Jahre als greiser Mann an der Spitze eines großen Heeres zum Kreuzzuge nach dem Heiligen Lande aufbrach und unterwegs im Kalykadnus in der kleinasiatischen Landschaft Cilicien beim Überqueren des Flusses ertrank. Bis zum Jahre 1292 blieb die Ringgaufeste eine Reichsburg, bis im gleichen Jahre Kaiser Adolf von Nassau die Burg nebst der freien Reichstadt Eschwege als Reichslehen dem hessischen Landgrafen Heinrich I. überließ. Die Burgmannengeschlechter, die die Burg seit 1460 von Hessen zu Erblehen trugen, behaupteten sich in ihrem Besitz, bis sie 1637 im Dreißigjährigen Kriege von den Kroaten zerstört wurde.

Von der Boyneburg wandert der Blick hinüber zum *Meißner*, dem Sagenumwobenen Berge, der durch Jahrhunderte sein Geheimnis um die Frau Holle treu bewahrte. Wie ein Vogelnest hängt Gasthof Schwalbenthal als Überbleibsel einer bergmännischen Siedlung an seiner waldgrünen Flanke

und verlockt unsere Phantasie zu frohem Wanderfluge über die sonnigen Talbreiten des Eschweger Beckens, wo die blitzenden Schienenstränge eines technischen Zeitalters die Schnellzüge von den Gestaden der Nordsee bis zu den schneegekrönten Bergen der Schweiz tragen. Jeder Besucher der Rabenkuppe schaut zuerst zu dem langgezogenen Plateau des Meißners hin, dessen markantester Punkt, die Kalbe, einen unvergeßlichen Eindruck von den elementaren Urkräften unserer Erde vermittelt. –

Hat in der Boyneburg die Glanzzeit eines deutschen Kaisergeschlechts Gestalt angenommen, so offenbart sich im Meißner die einstige Märchenseele unseres Volkes, in der Wartburg aber das inbrünstige Lied deutscher Frömmigkeit. Kann man noch mehr und Schöneres von einem einzigen Berge aus erschauen? –

Doch kehren wir von unserem flüchtigen geschichtlichen Rundblick zu dem Berge zurück, auf dem wir, die Fernsicht genießend, stehen. Noch vor einigen Jahrzehnten stand auf der Graburg in unmittelbarer Nähe der steilen Felsabstürze, auf dem sogenannten „Anger“, eine vom Werratalverein Eschwege errichtete Schutzhütte mit Tischen und Bänken, in der die bergfrohen Naturfreunde von nah und fern erholsame Rast fanden. Blockhausartig war sie gefügt, um so für lange Zeit den Unbilden der Witterung Trotz bieten zu können. Wie mancher müde Wanderer hat sich nicht bei plötzlich auftretenden Gewittern unter ihr steinbeschwertes Dach geflüchtet! Dennoch hat alles dies zerstörungswütige Elemente nicht davon abgehalten, jene willkommene Unterkunft restlos dem Erdboden gleichzumachen. Dem gleichen Vernichtungswahn fielen auch die Ruhebänke anheim, die im Laufe der Zeit dort aufgestellt waren. So wird von verantwortungslosen Rohlingen der Idealismus der Heimatvereine, die Geld und Zeit opfern, um durch Wegmarkierungen, Bau von Bänken, Schutzhütten und Aussichtstürmen die Natur für alle Menschen zu erschließen, mit Undank gelohnt.

Wie ein mächtiges Hünengrab wirkt die Graburg. Sie bildet mit Heldrastein, Dreiherrenstein, Eschenberg, Ottertalstein, Monrod, Schieferstein und Boyneburg den Nordrand der Ringgauer Kalkplatte, von der sie durch das Tal der Netra und Ifta getrennt ist. Ihr westlicher Ausläufer ist die Rabenkuppe, die zugleich mit 515 Meter auch die höchste Erhebung darstellt. In östlicher Richtung findet sie in der nach Süden hin bastionartig abfallenden Felspartie der Schäferburg einen eindrucksvollen Abschluß. Das zwischen Rabenkuppe und Schäferburg liegende Mittelstück des imposanten Bergrückens aber ist die eigentliche **Graburg**, die 1500 noch Graneburger

Berg (Huyskens), 1569 Grawburg (mhd. gra = grau) genannt wird und 1592 auf Mercators Karte als Kraheborck bezeichnet ist, während sie heute noch in der Mundart den Namen „Grawrick“ führt. Ohne Zweifel ist die mundartliche Bezeichnung die ältere. Wenn auch die Versuchung naheliegt, das Grundwort „rick“ in Grawrick mit keltisch „rieck“ (= Befestigungsanlage) in Verbindung zu bringen, so ist es gewiß richtiger, dasselbe von ahd. hrucki (= Bergrücken) abzuleiten, so daß rick oder rück im Sinne von Höhenzug zu erklären ist. Die Komposition rück findet sich auch im Namen eines benachbarten Höhenzuges, dem Hundsrück, wie sie darüber hinaus in Kurhessen nach Karten des kurfürstl. hessischen Generalstabes 1840-1855 mehr als ein dutzendmal für Bergerhebungen anzutreffen ist. Dagegen muß das Bestimmungswort „Hunds“ wohl von dem germ. hûn (= hoch) abgeleitet werden. Doch verlor das alte Wort hûn schon im 12. Jahrhundert seine Bedeutung und wurde etymologisch an den Begriff „Hund“ angelehnt; denn der Hirtenhund spielte in frühester Zeit eine größere Rolle als heutzutage, weil sich der Hirt auf dessen Zuverlässigkeit gegenüber den Wölfen verlassen mußte. So ist 1144 die Schreibung Hundesrucge, 1310 Hundesrügge gebräulich. Aus der vor Jahrhunderten erfolgten Umdeutung kann geschlossen werden, daß der Hundsrück, der früher mit seinem Namen ein ausgedehnteres Gebiet, womöglich sogar den ganzen Höhenzug umspannt haben muß, in enger Beziehung zur Weidewirtschaft stand.

Wie Reimer im „Historischen Ortslexikon für Kurhessen“ meint, rührt der Ausdruck „Burg“ als Grundwort in Graburg vielleicht von der mächtigen Erscheinung des Berges her. Doch zählt Landau in seiner „Historisch-topographischen Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstentum Hessen“ die Graburg tatsächlich zu den Burgstätten und bemerkt, daß die Burg im 13. Jahrhundert gebaut und bald wieder zerstört worden sei.

Der Eschweger Historiker J. W. C. Schmincke erwähnt in seiner erstmalig 1857 erschienenen „Geschichte der Stadt Eschwege“ eine handschriftliche Chronik, in der gesagt wird, daß die Stadt Eschwege von denen auf Brandenfels, Greifenstein, Graburg und Hellerstein viel habe erdulden müssen. Doch nimmt der Eschweger Chronist J. Ch. Hochhuth in seinen Erinnerungen, geschrieben 1825, zu den Behauptungen in der von Schmincke erwähnten Chronik bereits folgendermaßen Stellung: „Dieß scheint eine Verwechslung mit dem Normansteine bei Treffurth und der Schäferburg über Weißenborn zu seyn. Burgen jenes Namens (Graburg und Hellerstein) haben nicht existirt; dagegen sind die Spuren der Schäferburg auf dem Fels-

rücken Grabburg gar nicht zu verkennen. Unter andern ist, gerade wie auf dem Brandenfels, der Fels zur Zugbrücke durchbrochen.“

Soweit bei den angeführten Raubzügen die von der Graburg, bzw. Schäferburg, beteiligt waren, soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich zeitweise vielleicht räuberisches Gesindel in ihren Schlupfwinkeln aufgehalten haben mag, um die Gegend unsicher zu machen, wie das ja auch vom Heldrastein berichtet wird. Schließlich sei noch Stendell (Geschichte der Stadt Eschwege, Berichtigungen und Ergänzungen, Eschwege 1923) angeführt, der meint: „Das Dasein der Graburg – wenigstens einer Siedelung – könnte bewiesen werden durch das Vorkommen eines Heinrich Crayborg, eines Bauern, in einer Germeröder Klosterurkunde von 1367, der darin von den von Netra zur Abgabe einer Naturalrente an das Kloster verpflichtet erscheint.“

Stendell führt an, daß zu den Zeiten des hessisch-thüringischen Erbfolgekrieges im Jahre 1247 von den Herren von Treffurt der Bau dreier Burgen um den Ringgau beabsichtigt gewesen sei; der Bau der Graburg sei aber über die ersten Vorarbeiten nicht hinausgekommen. Letzteres mag zutreffen. Tatsächlich ist von den Resten einer Burgruine selbst in den bescheidensten Grenzen auf unserem Berge kaum etwas zu erkennen, wenn man nicht eine Kalksteinhöhle auf der Schäferburg, im Volksmunde „Keller“ genannt, und einen 8 bis 10 Meter tiefen Graben, der durch Menschenhand in den Felsen gehauen zu sein scheint und den man durchschreiten muß, um von dem Hochplateau der Graburg aus auf den schmalen Grat zu gelangen, der von der Schäferburg hinab zum Hainig und weiter ins Königental führt, als die Anfänge zu einem Burgbau bezeichnen will. Aber selbst der sogenannte „Keller“ ist in seinen Ausmaßen so spärlich und zeigt so wenig Spuren menschlicher Bearbeitung, daß der Schluß naheliegt, man habe es hier mit einer schluchtartigen Auswaschung zu tun, wie wir sie zwischen Schäferburg und Rabenkuppe mehrfach in größerer Ausdehnung finden. Deshalb ist auch nicht anzunehmen, daß durch Grabungen an Ort und Stelle beweiskräftigere Ergebnisse erzielt werden könnten.

So bleibt also wohl nur die Möglichkeit bestehen, daß in unruhigen, kriegerischen Zeitläufen die Weißenbörner mit Vieh und Habe sich die Schluchten der Graburg als Zuflucht ausgesucht haben und daß so unser heimischer Berg zwar nicht der Sitz waffenklirrender Ritter, wohl aber Heim und Herberge für verängstigte Menschen war, die vor ihresgleichen aus den Tälern auf die Berge sich retten mußten.

Die Weißenbörner unterscheiden zwischen der „schwarzen“ und der „weißen“ Graburg. Die erstere reicht von der Schäferburg in westlicher Richtung bis zu der Schneise, die oberhalb des Wondels nach Süden hin den Wald durchschneidet; die letztere zieht sich von dort, die Rabenkuppe einschließend, bis etwa zu dem Wege hin, der vom Netatal zur Berghöhe hinaufführt. Manche Bewohner unseres Dorfes wollen die Bezeichnungen auf den Baumbestand zurückführen. Diese Annahme entspricht nicht den Tatsachen. Von einem unterschiedlichen Baumbestand ist nämlich nichts zu bemerken. Überall zwischen Schäferburg und Rabenkuppe haben wir den gleichen Mischwald. Darum ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die beiden überlieferten Bezeichnungen von früheren Besitzverhältnissen herrühren. Die Graburgswaldung gehörte bekanntlich vor Jahrhunderten denen von Boyneburg, die sich in zwei Linien, die der schwarzen und die der weißen Fahne, gliederten. So ist es mehr als wahrscheinlich, daß unsere Graburg zeitweise unter die Boyneburgs so aufgeteilt war, daß ein Bezirk denen von der schwarzen Fahne und ein anderer denen von der weißen Fahne gehörte, so daß daraus schließlich die „schwarze“ und die „weiße“ Graburg geworden ist. Wie gesagt, das ist eine Vermutung, deren Stichhaltigkeit durch weiteres Quellenstudium erst erhärtet werden müßte. –

Wenn nun auch nach den spärlichen Anhaltspunkten daran gezweifelt werden muß, daß die Graburg jemals von Burgzinnen gekrönt war, so bleibt unser Bergwald nichtsdestoweniger interessant genug. Für den Botaniker ist er geradezu ein Dorado floristischer Kostbarkeiten.

Wir Hessen sind immer stolz auf unseren Waldreichtum gewesen. Bereits Tacitus, der römische Schriftsteller, preist die schönen Buchenwälder des Hessenlandes, dem er den Namen „Buchonia“, d. h. Buchenland, gegeben hat. Im Kreis Eschwege beträgt der Wald etwa 33,6 % der Gesamtfläche. Eine größere Waldbedeckung wirkt sich für die Landwirtschaft günstig aus; denn der Wald wirkt gegen austrocknende Winde hemmend und verhindert infolgedessen eine Versteppung. Wer von den Soldaten des letzten Weltkrieges die waldlosen, russischen Steppen kennengelernt hat, weiß, daß dort besonders im Frühjahr die Austrocknung des Bodens durch die starken Winde eine landwirtschaftliche Kultur unmöglich macht, ja, daß leichtere Böden buchstäblich vom Winde verweht werden. Wenn deshalb dort durch großzügige Anlage von Waldgürteln versucht wird, ertraglose Flächen des Landes wieder landwirtschaftlich zu erschließen, so ist uns das ein Hinweis dafür, welche Bedeutung unsere heimischen Wälder haben.

Der Wald sorgt nicht nur für die Erhaltung einer hohen Luftfeuchtigkeit, sondern er wirkt sich auch vor allen Dingen als Speicher der Winterniederschläge segensreich aus. Er wirkt, um ein Bild zu gebrauchen, wie ein Schwamm, der sich im Winter vollsaugt und dann im Sommer das Wasser wieder abgibt und so den Grundwasserstand erhält. Die meisten Quellen, auch die unsrigen, finden sich darum im Bereich des Waldes oder in seiner Einflußzone. Die durchschnittliche Jahresmenge an Niederschlägen beträgt in unserem Dorfe, das eine Meereshöhe von 270 Meter aufweist, nach Professor Hellmann 666 mm, wobei Beobachtungen für die Zeit von 1893 bis 1902 zugrunde lagen, während das in einer offenen Beckenlandschaft liegende Eschwege nur eine mittlere Niederschlagsmenge von 586 mm hat.

Besondere Bedeutung kommt dem Walde aber auch für die Wasserregulierung bei starken, wolkenbruchartigen Regenfällen oder plötzlich eintretender Schneeschmelze zu. Vielen Weißenbörnern sind aus eigenem Erleben oder durch die Erzählung der älteren Generation die Hochwasserschäden innerhalb des Dorfes und der umliegenden Feldflur bekannt; aber nur wenige können sich eine Vorstellung davon machen, wie sie sich erst auswirken würden, wenn unsere Wälder nicht vorhanden wären, die die Wassermassen festhalten.

Die Abhängigkeit der Landwirtschaft vom Walde war früher noch weitaus größer als heute; denn er war ausschlaggebend für die Erhaltung des Viehbestandes. Kühe und Schweine waren fast ausschließlich auf die Waldweide angewiesen. Außerdem lieferte der Wald bei dem allgemeinen Mangel an Stroh die notwendige Streu in Gestalt von Laub. Noch in den Notjahren nach dem ersten Weltkriege gingen viele Einwohner aus unserem Dorfe, um ihre Strohvorräte zu strecken, zum Laubholen in die Graburgswaldung. Die Nachfrage nach Waldstreu war so groß, daß zeitweise der zuständige Förster, um dem Andrang zu genügen, die Laubholer auf bestimmte Distrikte verteilen mußte.

Bis zum 17. Jahrhundert gaben unsere Wälder Holz im Überfluß, so daß der Absatz auf Schwierigkeiten stieß. Dies änderte sich, als die hessischen Landgrafen begannen, die Wirtschaft ihres Landes zu intensivieren und zunächst in landesherrlichen Betrieben die heimischen Bodenschätze auszuwerten, um den schon lange bestehenden Warenhunger der Bevölkerung zu befriedigen und daneben durch den Verkauf der heimischen Erzeugnisse Geld ins Land zu bringen. Da wurde das Holz der Waldungen ein wichtiger Grundstoff. Schon Landgraf Wilhelm IV. (1567-1592) hatte neue Unternehmungen nach Hessen gezogen. Die Glasmacher, die sich 1538 in

und um Großalmerode niedergelassen hatten, wurden von ihm gefördert, ebenso die Alaunsieder. Auch Eisenhütten legte er an. Gerade die Glas- und Eisenindustrie hatte einen hohen Holzverbrauch, daneben aber auch das Köhlerhandwerk, das im Walde Buchen- und Eichenholz in Meilern zu Holzkohle verarbeitete, die damals an Stelle der Mineralkohle vielseitige Verwendung fand. Für die Verarbeitung des Eisens war die Holzkohle wegen ihrer Reinheit von Schwefel wichtig, wie auch heute noch das in Schweden gewonnene Eisen wegen der Verwendung von Holzkohle bei seiner Gewinnung als besonders gut gilt.

Die uns umgebenden Wälder werden hinsichtlich der Produktion von Holzkohle sicher keine Ausnahme gebildet haben, weisen doch noch die Bezeichnungen „Köhlersgraben“ für einen Waldbezirk im Hundsrückgebiet und „Köhlersbörnchen“ für eine schwache Quelle in der Graburg oberhalb des Eckenrods darauf hin. Alte Waldarbeiter wollen sogar noch die Stellen wissen, wo die Meiler gestanden haben. –

Die Flora eines Gebiets ist stets an die Gesteinsart seines Felsengrundes gebunden. Da die Graburg zu den landschaftlichen Formationen des Ringgaus gehört, deckt sich die Vegetation unseres heimatlichen Berges im wesentlichen mit der jener gewaltigen Muschelkalkplatte, die man als den Kern des Ringgaus bezeichnen muß. Dieses Kalkplateau schiebt sich als die westlichste Halbinsel der thüringischen Trias in das kurhessische Gebiet hinein und stürzt nach allen Seiten wallartig zum Buntsandstein ab, nur unterbrochen vom Netra-Iftagraben, einer durch Verwerfungen gestörten geologischen Mulde, deren Sohle aus Keupersedimenten besteht. Da wir es an den Hängen und auf dem Plateau der Graburg mit dem tonhaltigen Muschelkalk zu tun haben, zeigt sich gegenüber den Zonen des Buntsandsteins in der Pflanzenwelt ein deutlicher Unterschied, der durch die Eigenart der pflanzlichen Lebewesen zu erklären ist, von denen manche den Kalkboden bevorzugen, während andere ihn wieder fliehen, so daß man geradezu von kalkholden und kalkscheuen Pflanzen sprechen darf.

Um die Zeit des Blattausbruchs, der je nach Witterungscharakter in dem einen Jahr früher als im anderen erfolgt, sieht man aus dem braunen Grunde des Graburgwaldes einzelne Baumkronen wie grünlich-gelbe, halbkugelige Flecken hervorleuchten; es sind die Wipfel des noch vor Entfaltung der Blätter blühenden *Spitzahorns* (*Acer platanoides*). Er ist kenntlich an seiner Rinde mit längsrissiger Borke, an seinen 5- bis 7lap-pigen Blättern, deren Lappen durch gerundete Buchten voneinander getrennt sind, und ganz besonders an seinen frühen, aufrecht stehenden gel-

ben Blütensträußchen und findet sich überall verstreut in den auf dem Kalk stockenden Buchenbeständen bis zu den trockenen und steinigen Hängen hinauf, wohin ihm sein naher Verwandter, der **Bergahorn** (*Acer pseudoplatanus*), nur ungern folgt. Dieser Ahorn besitzt hängende, grüne Blüentrauben, die erst später mit Entfaltung der im Vergleich zum Spitzahorn breiter gelappten und in abgerundete Spitzen verlaufenden Blätter erscheinen.

Ziemlich zur gleichen Zeit bricht nun das Laub der **Rotbuche** (*Fagus silvatica*) aus, deren Herrschaft sich so weit erstreckt, wie der Muschelkalk reicht. Nun finden sich nur noch einzelne Lücken in dem grünen Kleid des Waldes, es sind die wenigen Stellen, die von der etwas später grünenden **Esche** (*Fraxinus excelsior*) ausgefüllt werden. Neben den dunkelgrünen Flecken im Gewande des Frühlingswaldes unserer Graburg, die vorwiegend von der Kiefer und nur von wenigen Fichten herrühren, ist weniger augenfällig die nur wie zögernd ergrünende **Hain-** oder **Weißbuche** (*Carpinus betulus*), die jedoch im Höhenwuchs mit ihrer großen Namensschwester, der Rotbuche, nicht Schritt zu halten vermag, von ihr bald überwachsen wird und auf dem besseren Waldboden zu einem Schattendasein verurteilt ist. Nur auf dem steinigen Plateau der Graburg, besonders auf dem humusarmen Kalkboden zwischen der Dicken Buche und der Rabenkuppe, findet sie sich, ungestört von der Rotbuche, in locker zusammenhängenden Beständen. In ihrer Gesellschaft siedelt oft die dritte der bei uns vorkommenden Ahornarten, der kleinblättrige, mit korkiger Rinde bekleidete und nur zu mäßiger Höhe aufwachsende **Feldahorn** oder **Maßholder** (*Acer campestre*), der vor steinigen, verarmten Bodenstellen ebenso wenig zurückschreckt wie die allerdings nur unkrautartig und einzeln wachsende Linde, meist die großblättrige **Sommerlinde** (*Tilia platyphyllos*), die nur da zu einem stattlichen Baume sich entwickelt, wo sie nicht allzusehr von der Rotbuche bedrängt wird. Von nur untergeordneter Bedeutung ist die vereinzelt sich findende **Espe** oder Zitterpappel (*Populus tremula*). Dagegen ist die im Graburggebiet häufig vorkommende **Eibe** (*Taxus baccata*) bemerkenswert, die in ihrem saftigen, tiefdunklen Nadelkleide stark kontrastierend zu dem mailichen, freundlichen Grün der Laubbäume hervortritt. Mit ihren zähen Wurzeln haftet sie selbst noch an den felsigen Wänden. Sie entwickelt sich unter der Obhut der Rotbuche, sehr langsam wachsend, immerhin zu verhältnismäßig ansehnlichen Stämmen, wenn sie auch nicht vermag, in deren Kronenbereich hinaufzustreben. Früher benutzten die Einwohner unseres Dorfes vielfach die nadelbesetzten Zweige der Eibe, um Kränze daraus zu flechten, mit denen sie am Totensonntag die Gräber ihrer Entschlafenen

nen schmückten. Seitdem aber der Baum unter Naturschutz gestellt wurde und die Naturschutzbestrebungen dank der dauernden Aufklärung durch die Schule in die Bevölkerung gedrungen sind, nimmt man gern von dem einstigen Brauch Abstand und begnügt sich mit Fichtenkränzen, womit den Toten nicht minder Pietät erwiesen wird.

Außer diesem gesetzlich geschützten Nadelbaum sind im Mischwaldbestand der Graburg noch **Gemeine Kiefer** (*Pinus silvetris*), **Schwarzkiefer** (*Pinus laricio*), **Gemeine Fichte** (*Picea excelsa*), **Lärche** (*Larix decidua*) und **Wacholder** (*Juniperus communis*) vorhanden. Kiefer und Fichte kommen in geschlossenen Gruppen auf der Graburg nur gelegentlich vor, da sie von Natur aus hier nicht heimisch sind. Außerdem würden solche Nadelbaumbestände für unsere Waldungen keinen Vorteil bedeuten, da in Anbetracht unseres Klimas ihre herabfallenden Nadeln nicht schnell genug zersetzt werden und deshalb die Nadelstreu sich höher und höher schichtet, um so eine Verarmung des Bodens herbeizuführen.

Ferner begegnen wir auf unserem Muschelkalkberge an Laubbäumen drei Vertretern aus der Familie der Vogelbeere. Da ist zunächst die am meisten bekannte **Eberesche** (*Pirus aucuparia*) zu nennen, die allerdings unter dem Laubdach der Buche nicht recht zur Entwicklung kommt. Zäher im Kampf um Licht und Luft ist schon die **Mehlbeere** (*Pirus aria*) mit ihren rund-eiförmigen Blättern, deren Unterseiten silbrig aufglänzen, wenn der Wind mit ihnen spielt. Im Herbst zeigt der Strauch scharlachrote Früchte. Schließlich gehört dazu noch die **Elsbeere** (*Pirus torminalis*). Aus ihren kugeligen Blattknospen entwickeln sich neben den hübschen Blütensträußchen die Blätter, die denen des Bergahorns nicht unähnlich sind und im Herbst in leuchtendem Rot und Gelb prangen. Ihre bräunlichen Früchte werden gern von der Wacholderdrossel gefressen. Noch vor dem Blattaussbruch des Waldes erscheinen die rundlichen, meist gelben Kätzchen der **Salweide** (*Salix caprea*), die einer der ersten Nahrungsspender für die Bienen ist und daher wie alle Frühblüher des Schutzes bedarf.

Beherrschend aber im Baumbestand der Graburg sind und bleiben die **Rotbuchen** (*Fagus silvatica*), unter denen die sogenannte „Dicke Buche“ an der Nordkante nahe des Netraer Pfades mit ihrem Umfang von 4,75 Meter die mächtigste Vertreterin ihrer Art in der näheren Umgebung ist. Daß die Buche in den gemischten Beständen unseres heimatlichen Berges den größten Raum einnimmt, ist ganz natürlich; denn überall da, wo Laubbäume gemeinsam aufwachsen, treiben sie sich gegenseitig hoch. Doch bald gewinnen die schnellwüchsigen Buchen die Oberhand und bilden schließ-

lich mit ihren breiten, ausladenden Kronen den Schluß, während die anderen eingeklemmt dazwischen stehen und in die Mittelschicht zurückgedrängt worden sind. Auch die Eiche hält mit ihnen nicht Schritt. Daher finden wir einzelne starke **Sommereichen** (*Quercus robur*) nur an den Rändern der Graburgswaldung, wo sie von den ungastlichen Buchen nicht erdrückt werden.

Eichler erwähnt in seiner „Flora der Umgegend von Eschwege“ aus dem Jahre 1883 die **Stecheweide** (*Ilex aquifolium*), auch Stechpalme genannt, und schreibt darüber, daß er ein Exemplar dieses seltenen Gewächses, dessen Holz zu Werkholz, Instrumenten und Spazierstöcken Verwendung findet, in der Gemeindebaumschule zu Rambach gesehen habe, das aus dem „Königsthal“ stammen sollte. Auch einzelne Blätter dieser Pflanze aus den Weißenbörner Waldungen zeigte man ihm; er fügt aber gleichzeitig hinzu, daß er sie selbst nie in den dortigen Wäldern, auch nicht am „Kalkrain“ bei Rambach und am Fuße des Heldersteins, wo sie vorkommen soll, angetroffen hätte. Frölich in seiner „Flora des mittleren Werratales“ meint dazu, daß vielleicht Einwohner der beiden Dörfer, die früher jährlich in den Ziegeleien Westfalens und Hannovers arbeiteten, Exemplare von *Ilex* aus Norddeutschland, wo das Gewächs ein Glied der dortigen Pflanzengemeinschaft darstellt, eingeführt und angepflanzt hätten. Mit dieser Ansicht scheint er wohl recht zu haben.

Bezeichnend für den Ringgau und also auch für die Graburg sind die Triften und Felsformationen. Unter Triften versteht man baumlose Flächen, deren Boden flachgründig, humusarm, trocken und steinig ist. Im Volksmunde werden sie auch „Triescher“ genannt. Wegen ihres steinigen Untergrundes werden sie nicht als Ackerland, wohl aber als Schafweide genutzt. Auf dem Muschelkalk des Ringgaus nehmen sie größere Ausdehnung an; sie fehlen allerdings auch nicht auf dem Buntsandstein- und Keuperboden. Nur dem Alluvium der Werraniederung sind sie nicht eigentümlich. Auf Kalkboden sind die Triesche häufig mit Vertretern der Steppenheide besiedelt oder auch mit Kiefern aufgeforstet.

Triftcharakter besitzt die Graburg an ihren südlichen Hängen über Netra. Hier sind im Frühjahr die **Traubenhyazinthe** (*Muscari racemosum*) auch **Großes Träubel** genannt, und die **Echte Kuhschelle** (*Anemone pulsatilla*) und im Sommer die **Rötliche Sommerwurz** (*Orobancha rubens*), die auf dem **Sichelklee** (*Medicago falcata*) schmarotzt, anzutreffen. Auch der weißblühende **Bergklee** (*Trifolium montanum*) ist nicht selten. Schließ-

lich finden sich zwei Enzianarten hier vertreten, der **Deutsche Enzian** (*Gentiana germanica*) und der **Gefranste Enzian** (*Gentiana ciliata*).

Ausgesprochene Fels- und Geröllpflanzen gedeihen im ganzen Ringgau nur an wenigen Stellen. Dazu gehört auch die **Schäferburg**. Hier hat die Natur durch allmähliche Verwitterung geröllige Abhänge geschaffen, die mit Buschwerk und einer ausgeprägten Flora besetzt sind, während die glatten Felsabstürze, die durch plötzlichen Bruch entstanden sind, nur da zusagende Standorte für die Genossenschaft der Felsgewächse bieten, wo die Bergwand von vorspringenden Kanten, von Spalten und Rissen unterbrochen wird. An der zerklüfteten, besonnten Südwand der Schäferburg halten **Traubenholunder** (*Sambucus racemosa*) und **Felsenmispel** (*Ame-lanchier vulgaris*) den Hang besetzt. Dazu kommt eine reiche Kalkflora, vertreten durch **Laserkraut** (*Laserpitium latifolium*), **Salomonssiegel** (*Polygonatum officinale*), **Bergdistel** (*Carduus defloratus*), **Astlose Graslilie** (*Anthericum liliago*), **Langblättriges Hasenohr** (*Bupleurum longifolium*), **Scheiden-Kronwicke** (*Coronilla vaginalis*), **Berg-Kronwicke** (*Coronilla coronata*), **Großes Windröschen** (*Anemone silvestris*). **Rauhhaarige Gänsekresse** (*Arabis hirsuta*), **Armblütige Gänsekresse** (*Arabis pauciflora*), **Heilwurz** (*Seseli lihanotis*), **Bittere Kreuzblume** (*Polygala amara*), **Pfeifengras** (*Molinia coerulea*) und dazwischen **Hufeisenklee** (*Hippocrepis comosa*) und **Berg-Steinsame** (*Lithospermum purpureo-coerruleum*). Auch **Blutroter Storchschnabel** (*Geranium sanguineum*) und **Schwalbenwurz** (*Vincetoxicum officinale*) sind vertreten.

Kaum hat die Lenzsonne ihre ersten Strahlen ausgesandt, erfreuen uns im kahlen Hochwalde auf dem **Plateau** und am **Nordhang der Graburg** schon die starkduftenden, rötlichen Blüten des **Seidelbastes** (*Daphne mezereum*). Dann beginnt mit den wärmeren Tagen des Frühlings und dem Laubausbruch ein Blühen überall. Nach der **Frühlingsknotenblume** (*Leucoium vernalis*), auch **Märzenbecher** und **Großes Schneeglöckchen** genannt, das der Rabenkuppe zu ihrem volkstümlichen Namen „Schneeglöckchensberg“ verholfen hat, kommen **Buschwindröschen** (*Anemone memerosa*), **Schlüsselblume** (*Primula officinalis*) und **Maiblume** (*Convallaria majalis*). **Waldmeister** (*Asperula odorata*) und **Bingelkraut** (*Mercurialis perennis*) breiten sich auf dem Boden aus. An den Wegrändern blüht nicht so häufig wie seine weiße Schwester das **Gelbe Windröschen** (*Anemone ranunculoides*). Später finden sich die Stauden von **Bergziest** (*Stachys necta*), **Kreuzkraut** (*Senecio Fuchsii*), **Wolfs-Eisenhut** (*Aconitum lycoctonum*), ferner das schwarzbeerige **Christophskraut** (*Actaea spicata*),

die **Quirlblättrige** und **Vielblütige Weißwurz** (*Polygonatum verticillatum und multiflorum*), dazu kommen **Sternmiere** (*Stellaria holostea*), **Geißfuß** (*Aegopodium podagraria*), **Hohler Lerchensporn** (*Corydalis cava*), **Berg-Johanniskraut** (*Hypericum montanum*), **Frühlings-Platterbse** (*Lathyrus vernus*), **Goldnessel** (*Lamium luteum*) und **Vielblütiger Hahnenfuß** (*Ranunculus polyanthemus*).

Der **Gemeine Sinau** (*Alchemilla vulgaris*) und das **Immergrün** (*Vinca minor*) mit seinen elliptischen, lederartigen Blättern bedecken größere Flächen. Hier und da streckt die **Ährige Rapunzel** oder **Teufelskralle** (*Phyteuma spicatum*) ihre gelblich weiße, vielhakig gekrümmte Krone empor. Im Sommergras des Bergwaldes steht der prächtige **Türkenbund** (*Lilium martagon*) und wirkt mit den überhängenden, fleischroten, braun punktierten Blüten, deren zurückgerollte Blätter einem Turban gleichen, wie ein fremder Gast aus dem Orient. Ebenso wie er steht auch die nicht weniger schöne **Akelei** (*Aquilegia vulgaris*), die gleichfalls überhängende Blüten aufweist, deren Farbe ins Bläuliche spielt, unter gesetzlichem Schutz.

Heimisch auf dem Plateau der Graburg sind außerdem **Haselwurz** (*Asarum europaeum*), **Bergflockenblume** (*Centaurea montana*), **Pfirsichblättrige Glockenblume** (*Campanula persifolia*), **Schattenblume** (*Majanthemum bifolium*) und an Gräsern **Rauhe Trespe** (*Bromus ramosus*), **Einblütiges Perlgras** (*Melica uniflora*), **Haarsimse** (*Luzula pilosa*), **Schmalblättrige Simse** (*Luzula nemorosa*), **Hain-Rispengras** (*Poa nemoralis*) und **Gefiederte Zwenke** (*Brachypodium pinnatum*).

Einen seltenen Schatz birgt die Graburg an **Orchideen**. Da sie fast ausschließlich unter die Naturschutzverordnungen fallen und die Gefahr besteht, daß wegen ihrer Schönheit mancher sie gern als Zierde in seinen Hausgarten verpflanzen möchte, wo sie doch mehr oder weniger schnell verkümmern und eingehen, weil ihre Keimung trotz der an und für sich reichen Samenentwicklung an das Vorhandensein bestimmter Bodenpilze geknüpft ist, kann nur jedem naturverbundenen Menschen ans Herz gelegt werden: „Schützt die heimischen Orchideen!“ Darum wird im folgenden von der genauen Angabe von Standorten abgesehen. Zu groß sind schon die Verluste durch das selbstsüchtige und unüberlegte Treiben der Pflanzensammler geworden. Was die Natur durch Millionen von Jahren entwickelt hat, macht der Mensch in kurzer Zeit oft zunichte. Allgemein verbreitet ist noch das **Gefleckte Knabenkraut** (*Orchis maculatus*), dessen hellpurpurne Blüten später als die verwandten Arten aufblühen und dessen Blätter schwarze Flecken tragen. Auch das **Blasse Knabenkraut** (*Orchis pallens*)

ist ein wertvoller botanischer Bestand unseres heimischen Muschelkalkberges und beglückt den Orchideenfreund durch seine gelblich weißen Blüten. Nicht weniger erfreuen die wohlriechenden, dunkelroten Blüten des **Purpur-Knabenkrautes** (*Orchis purpureus*) und die ebenfalls purpurnen, aber geruchlosen Blüten des **Männlichen Knabenkrautes** (*Orchis masculus*). Rosafarben sehen die Blüten des **Roten Waldvögleins** (*Cephalanthera rubra*) aus, das mit seinem Namen jedes Kinderherz beglückt. Leicht ist auch das **Weißes Waldvöglein** (*Cephalanthera alba*) zu erkennen. Von den Ragwurzarten wurde vom Verfasser verschiedentlich die **Fliegenragwurz** (*Ophris muscifera*) entdeckt, doch hat sie ihre besonderen Jahre. Ihre Blütengestalten, außen grünlich, innen braunrot, sind einer Fliege ähnlich und werden im Grase oft übersehen, weshalb zu hoffen ist, daß dieser Umstand die Pflanze vor gänzlicher Ausrottung bewahrt. Am meisten gefährdet aber ist die bekannteste Vertreterin der Orchideenarten, der **Frauenschuh** (*Cypripedium calceolus*) oder die Pantoffelblume, hier auch Kuckucksschuh genannt. Der Name der Pflanze leitet sich von der blaßzitronengelben, bauchigen Blütenlippe, einem Schuh ähnlich, ab, außerdem sind vier kreuzförmig angeordnete, purpurbraun gefärbte, schmale Blütenblätter vorhanden. Da die Unsitte besteht, gerade diese Pflanze wegen ihrer auffallenden Blüten mit der Wurzel auszugraben, ist zu befürchten, daß sie bald gänzlich ausgestorben sein wird. Vor Jahrzehnten noch hier und da in kleinen Beständen auftretend, ist sie immer seltener geworden.

Am nördlichen **Steilhang der Graburg** zwischen „Kirschenpfad“ und Schäferburg findet man von Ende April bis Anfang Juni die tütenförmigen, gelblichgrünen Blattscheiden des **Gefleckten Aron** (*Arum maculatum*). Die Pflanze wird etwa bis zu 40 cm hoch; ihre grünen Laubblätter sind pfeilähnlich gestaltet und oft braun gefleckt. Schaut man in die Blütenscheide hinein, so entdeckt man einen violetten, keulenartigen Kolben, der ein fauliges Aroma ausstrahlt. Die Blütenröhre ist gewöhnlich von zahlreichen winzigen Insekten bevölkert, die von dem starken Geruch und der Wärme, die auffallenderweise in der Röhre herrscht, angezogen werden. Durch Messungen ist festgestellt worden, daß die Innentemperatur der Blütenscheide schon um 16 Grad höher lag als die Außenluft. Die Insekten vollziehen bei ihrem Besuch die Bestäubung. Im Sommer erscheinen dann die giftigen, leuchtend roten Beeren der Pflanze. An einigen Stellen des steinigen Berghangs bedecken die breiten, hellgrauen Blätter der weißblütigen **Pestwurz** (*Petasites albus*) den Boden. Hier wie am Hang auf der anderen Seite des Königentals ist auch die **Tollkirsche** (*Atropa belladonna*) heimisch. Hin und

wieder auf Haselwurzeln schmarotzt die **Schuppenwurz** (*Lathraea squamaria*).

In den feuchten Felsschluchten am Nordrand der Graburg nach der Rabenkuppe zu kommen **Blasenfarn** (*Cystopteris fragilis*), **Braunstieli-ger Milzfarn** (*Asplenium trichomanes*) und **Storchschnabelfarn** (*Neprodium Robertianum*) vor. **Ringmoos** (*Neckera crispa*), **Schlafmoos** (*Hypnum molluscum*), **Tamariskenähnliches Thusamoos** (*Thuidium tamariscinum*), **Straußmoos** (*Thamnium alopecurum*) und **Farnmoos** (*Fissidens adjantoides*) haften am Boden.

Auf den kalkigen Böden **unterhalb der Graburg** finden sich als wenig verbreitete Pflanzen der **Geschweifte Schotendotter** (*Erysimum repandum*), das **Dreihörnige Labkraut** (*Galium tricornis*) und der **Breitsame** (*Orlaya grandiflora*). Auf einer mageren Bergwiese, die zum Sportplatz wurde, gedieh die **Traubenhyazinthe** (*Muscari racemosum*), die aber auch heute noch ihren Standort an dessen östlichen Rande behauptet. Hier fanden sich auch zwei Enzianarten, der **Deutsche** und der **Gefranzte Enzian** (*Gentiana germanica und ciliata*). Auf feuchten Wiesen unterhalb der Rabenkuppe wächst die seltene **Bachnelkenwurz** (*Geum rivale*).

Doch sei es hiermit genug. Es kann in diesem Rahmen nicht beabsichtigt sein, eine Vollständigkeit des Pflanzenvorkommens auf dem Muschelkalkboden unseres heimatlichen Berges zu geben; aber auch so ist mit obiger Zusammenstellung die Vielfalt und Schönheit der Graburgflora mehr als hinreichend erwiesen. –

Wenden wir uns nun einem nicht minder interessanten Teile des Graburgmassivs in nächster Nähe der Rabenkuppe zu, wo der Berg in senkrechten Abstürzen einen großartigen Einblick in die Struktur seines Aufbaus gestattet. Schieferplattenartig liegen hier die Gesteinsmassen aufeinander, weshalb die Weißenbörner diesen Teil des ausgedehnten Muschelkalkrückens auch **Schieferstein** nennen. Auf manchen einschlägigen Karten jedoch, unter anderen auch auf der vom Hessischen Landesvermessungsamt Wiesbaden im Jahre 1952 herausgegebenen Karte des Kreises Eschwege, erscheint der Steilhang als zur Rabenkuppe gehörend, so daß die Abstürze hin und wieder als **Rabenklippen** bezeichnet werden. Mit dem Namen Schieferstein aber wird auf jenen Karten ein Bergstück belegt, das sich westlich von dem Einschnitt erstreckt, der durch das Netrtal und dem von ihm zur Randhöhe hinaufführenden Waldwege gebildet wird, und als Hopfenberg bekannt ist. Das Terrain der Rabenkuppe wurde ebenfalls als

Naturschutzgebiet anerkannt, wobei ein Verbot der Gewinnung von Steinen an der Westwand des Berges besteht.

Der **untere Muschelkalk** gliedert sich an den Rabbenklippen in zwei stratigraphische Horizonte:

μ_1 = unterer Muschelkalk, untere Abteilung

μ_2 = unterer Muschelkalk, obere Abteilung

μ_1 lagert der oberen Stufe des Buntsandsteins, dem Röt unmittelbar auf. Die Gesteine des μ_1 bestehen vorwiegend aus flaserigem bis dünnplattigem, nicht sehr festem Wellenkalk. Wechselnde Tonerdegehalte geben diesen Kalken einen mergeligen Charakter. Wie im nahen Thüringen sind ihnen auch hier drei Schichtpakete harter, dickbankiger und oft reiner Kalke eingeschaltet, deren Zonen als Oolith- und Terebratulabänke bezeichnet werden.

Die Zone der Oolithbänke, die im übrigen arm an Fossilien ist, weist eine fischeierähnliche Körnchenbildung des Kalksteins auf. Wo sie regelmäßig zutage tritt, bietet sie sich als ein gutes Orientierungsmittel in der Schichtenfolge des Wellenkalkes an. Die Terebratula- oder Werksteinbänke enthalten die Schalen der *Terebratula vulgaris*, einer Muschel, die nur in einzelnen, aber durch ganz Mitteldeutschland verbreiteten Bänken vorkommen und ein sicheres Erkennungszeichen der sonst so ähnlichen Muschelkalkschichten ist. In dieser Zone finden sich gelegentlich auch die versteinerten Stielglieder der *Seelilie* (*Encrinurus liliiformis*), die sonst neben *Lima striata* als untrügliches Leitfossil in den Trochitenkalken des oberen Muschelkalks auftritt in gleicher Häufigkeit wie das knotige *Ammonshorn* (*Ceratites nodosus*) in den Nodosenschichten derselben Formation.

μ_2 als die obere Abteilung des unteren Muschelkalks führt mehrere, meist drei Bänke gewöhnlich hellgrauer, schaumiger bis feinporöser Kalke, weshalb diese Zone auch Schaumkalkzone genannt wird. Das schaumig blasige Aussehen des Gesteins rührt von Oolithkörnern her; das sind Kügelchen, die leichter verwittern als das umgebende Gesteinsmaterial, so daß nach ihrer Verwitterung kleinere oder größere Hohlräume in der Grundmasse entstehen. Zwischengelagert sind Wellenkalke normaler Ausbildung. Der Kalkerdegehalt (CaO) von μ_2 im ganzen, besonders aber der harten Schaumkalkbänke, ist größer als der von μ_1 . Die Gesamtmächtigkeit beider Zonen (μ_2 und μ_1) kann mit ungefähr 90 m angegeben werden; davon hat der obere Wellenkalk (μ_2) mit den Schaumkalkzonen

wenigstens eine Mächtigkeit von 42 m. Im Profil liegt die untere Grenze des Muschelkalks bei 367 m und die obere bei 496 m.

Die Terebratulabänke des mu_1 liefern brauchbare Bausteine und können auch gebrannt werden. Aus den Schaumkalkzonen lassen sich wetter- und druckfeste, hochwertige Werksteine gewinnen. Gebrannt geben sie, ihres hohen Kalkerdegehaltes wegen, einen geschätzten Kalk. Aus den gleichen Zonen, wie sie in dem der Gemeinde Weißenborn gehörenden Steinbruch aufgeschlossen sind, stammen die in Berlin und an vielen anderen Orten verwendeten Werksteine der bekannten Steinbrüche von Dorla. Ähnliche Brüche liegen nur wenige Kilometer östlich von Weißenborn bei Trefurt.

Das Vorkommen von hochprozentigem Kalkstein hat nach dem ersten Weltkriege die Absicht entstehen lassen, an dieser Stelle ein Zementwerk zu errichten. Die Rohstoffe haben bei einer angenommenen Mächtigkeit von nur 70 m und einem in Frage kommenden Gelände von 42,5 ha einen Inhalt von 29 750 000 cbm. Die Ausbeute weiteren angrenzenden Geländes von 25 ha mit 17 500 000 cbm Rohstoffinhalt wäre möglich.

Für den Zementbrand erfordert die chemische Zusammensetzung des Muschelkalks allerdings einen mäßigen Zusatz von Ton, der aber ebenfalls vorhanden ist, und zwar lagert er im Röt, der obersten Abteilung des Buntsandsteins. Die **Tonvorkommen** streichen im Liegenden des Muschelkalks unmittelbar am Fuße des Steilgehängeabfalls der Rabenkuppe zu beiden Seiten der Landstraße Lautenbach – Weißenborn zu Tage aus.

Die Gesamtmächtigkeit des Röt mag hier etwa 50 m betragen. Die Zusammensetzung der Rötgesteine ist sehr wechselnd, vorherrschend sind jedoch mergelige und nach dem Hangenden in zunehmendem Umfang tonige Gesteine. Untergeordnet stellen sich sandige Tone und Letten besonders in der Nachbarschaft eingeschalteter Gipslager ein. Dünne Bänke von Quarzit, Kalksandsteinen und dolomitischen Mergeln finden sich gelegentlich.

Gips, meist als Fasergips, häufig tonig und bituminös, kommt im Röt der Umgebung von Weißenborn in Lagern von gewöhnlich beschränkter Ausdehnung an mehreren Stellen vor. Es sind Anzeichen vorhanden, die sogar auf eine gute Ausbildung dieser Lagerstätten schließen lassen, von denen eines der Vorkommen ungefähr auf der Hälfte des Weges vom Fuß der Rabenkuppe bis Weißenborn unmittelbar rechts neben der Landstraße ausläuft.

Die chemische und technologische Untersuchung der Rohstoffe hat ihre Eignung zur Herstellung eines normengerechten Portlandzements ein-

wandfrei ergeben. Die grundlegenden Untersuchungen über die Eignung der Rohstoffe aus dem Gesteinsvorkommen unterhalb der Rabenkuppe zur Herstellung von Zement sind vom **Krupp-Gruson-Werk** in Magdeburg durchgeführt worden.

Zur Durchführung des Probebrandes wurden zwei verschiedene Kalksteinmuster, ein Tonmuster und ein kieseligler Kalksandstein wahrscheinlich des Röt eingesandt. Die Probenahme und der Versand der Proben erfolgte unter Beteiligung und Aufsicht der Bürgermeister von Weißenborn und Großburschla. Die Materialien wurden vom Laboratorium des genannten Werkes analysiert. Es ergaben sich folgende Analysewerte:

Bestandteile	Muster I Ton, getrocknet %	Muster II Kalk- stein %	Muster III Kalk- stein %	Muster IV Kalk- sandstein %
<i>SiO₂</i>	56,30	5,42	8,35	50,22
<i>Al₂O₃</i>	21,20	2,18	3,77	7,63
<i>Fe₂O₃</i>	5,46	1,10	1,01	2,06
<i>CaO</i>	0,68	50,58	47,16	19,54
<i>MnO</i>	3,93	0,88	0,98	0,98
<i>SO₃</i>	0,18	0,30	0,36	0,16
Glühverlust	7,66	39,58	37,96	17,04

Das Krupp-Gruson-Werk beurteilte die vorstehend analysierten Rohstoffe wie folgt: „Die vorliegenden Muster sind in Verbindung mit dem als Korrekturmittel eingesandten Kalkstein für die Herstellung von hochwertigem Portlandzement gut geeignet“.

Das Ergebnis des Zementprobebrandes seitens des Werkes zeitigte günstige Resultate, die beweisen, daß die hier vorhandenen Rohstoffe die Erzielung eines in jeder Beziehung ausgezeichneten Zementes gewährleisten, ja, daß der aus Weißenbörner Material hergestellte Zement den Normansprüchen des handelsüblichen Portlandzements nicht nur voll genügt, sondern sogar die für erstklassigen Sonderzement festgelegten Werte übertrifft.

Außer den eingesandten Proben wurden noch weitere 27 Muster von Kalksteinen des hiesigen Rohstoffvorkommens untersucht, wobei der für ein Fabrikationsprogramm bedeutungsvolle, hohe Reinheitsgrad des Kalkes, der bei einer ganzen Reihe der Muster zwischen 90 und 95 % *CaCO* lag, ebenso hervorgehoben wurde wie der niedrige Magnesiagehalt und das

Fehlen von Schwefelverbindungen, so daß feststeht, daß diese Kalke ein gutes Ausgangsmaterial für Bau- und Düngelkalk abgeben.

Im bescheidenen Ausmaß fand der Kalkstein des gleichen Bergmassivs am Rambacherwald in der Rittmarshäuser Gemarkung vorübergehend seine Auswertung. Zwei dortige Kalköfen, von denen der letztere im Jahre 1952 wegen Unrentabilität ausgelöscht werden mußte, weil durch die unglückliche Grenzziehung nach 1945 der Kreis Eisenach als Hauptabsatzgebiet weggefallen war, verarbeiteten den Naturkalk zu Dünger. Das kleine Werk bedeutete für den Etat der Ringgaugemeinde einen finanziellen Rückhalt.

Ob und in welcher Gestalt die Werkplanung am Fuße der Rabenkuppe einmal verwirklicht werden kann, muß der Zukunft überlassen bleiben. Im gegenwärtigen Augenblick ist es nur möglich, von dem jetzigen Stand des Ergebnisses vielfacher Beratungen und Erörterungen zu berichten.

Danach ist geplant, das Werk als Eigentum einer zu gründenden Aktiengesellschaft unmittelbar an der Landstraße von Lautenbach nach Weißenborn 350 m vom Steinbruch unterhalb der Rabenkuppe entfernt und in nächster Nachbarschaft der Ton- und einer eventuell möglichen Gipsgewinnung zu errichten. Das Werk soll nach dem Trockenverfahren arbeiten und mit einem Drehrohrofen mit Calcinator von 55 m Länge und 2,8 m Durchmesser ausgerüstet werden. Gebrannt wird mit Kohlenstaubfeuerung. Von entscheidender Bedeutung für die Wirtschaftlichkeit des Werkes ist die Gewährleistung des Vollbetriebs durch ausreichende Brennstoffversorgung. Die mit den zuständigen Behörden und dem Bergbau geführten Verhandlungen haben zu einem vollen Erfolg geführt. Die Beheizung der Kesselanlagen mit Braunkohlen aus dem Gebiet des Meißners und um Großalmerode wäre durchführbar, falls es nicht gelingen sollte, günstige Verträge über den Bezug elektrischer Energie abzuschließen, wodurch die Kapitalinvestierung geringer wurde.

In der ersten Aufbaustufe soll die Fabrik auf eine jährliche Erzeugung von 66 000 t Zement abgestellt werden. Eine Vergrößerung auf die doppelte Kapazität ist vorgesehen. Im Anschluß an diese geplante Neugründung hat man auch noch an den Bau eines Dachziegelwerkes wegen des vorhandenen vorzüglichen Tonlagers gedacht.

Rohstoffvorkommen und Fabrik sollen durch Seilbahnanschluß mit der Bundesbahnübergabestation in Reichensachsen an die Linien Bebra – Göttingen und Eschwege – Kassel verbunden werden, so daß die Übernahme des Zementmehls in staub- und feuchtigkeitsdichten Seilbahnkübelwagen

und der Transport zur Packerei am Bahnhof Reichensachsen gewährleistet wäre. Wenn die Errichtung eines solchen Werkes zur Gewinnung von Zementkalk, der zum Teil zu Fertigfabrikaten weiter verarbeitet werden könnte, wodurch ein besonderer Beitrag zur Behebung des Mangels an Baumaterialien im Hinblick auf den immer schärfer fühlbar werdenden Mangel an Bauholz geleistet würde, zur Zeit auch noch nicht verwirklicht ist, so bleibt es doch das uneingeschränkte Verdienst des Weißenbörner Einwohners **Johannes Ratgeber**, seit vielen Jahren zäh und unbeirrbar die Idee, in hiesiger Gegend ein Vorhaben von großer Tragweite zu realisieren, immer wieder propagiert zu haben.

So sehr der Naturfreund es bedauern würde, müßte doch im wirtschaftlichen Interesse unserer Gegend, die seit langem als Arbeitsnotstandsgebiet bekannt ist, die Errichtung eines solchen Werkes gutgeheißen werden, zumal nach einer Stellungnahme des zuständigen Arbeitsamtes genügend Arbeitskräfte aus den nächstliegenden Ortschaften zur Verfügung gestellt werden könnten. Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß nach einem Kriege, der den größten Teil unserer Städte zerstört hat, der Bedarf an Baustoffen nach wie vor groß ist und auch noch lange bleiben wird.

Bei diesen für unsere Zeit gültigen Aspekten scheint die Rentabilität eines solchen Zementwerkes innerhalb eines Raumes, in dem trotz des Vorhandenseins geeigneter Rohstoffe auf große Entfernungen kein derartiges Werk besteht, außer Zweifel. Doch soll auch nicht verschwiegen werden, daß die Schwierigkeiten, die sich der Planausführung entgegenstellen, kaum zu überschätzen sind, weil sie sich durch die Nähe der Zonengrenze nicht verringert haben. Während die Gemeinde Weißenborn verständlicherweise an der Verarbeitung der Materialien am Ort des Rohstoffvorkommens interessiert ist, bevorzugen in erster Linie geschäftsmäßig eingestellte Kreise des Kapitals eine industrielle Verarbeitung in nächster Nähe einer Bahnstation. Immerhin beweist aber die Planung eine aus der Not der Zeit geborene Initiative, die nicht unerwähnt bleiben durfte.

Im Schlierbachswald

Das wellige Buntsandsteingebiet des Schlierbachswaldes reicht vom Schiefergrundkopf im Süden bis zum Rande der Werratalaue im Norden und vom Kamm des Hundsrücks im Westen bis zum einsamen Lehnhaue im Schlierbachtal im Osten und stellt eine geschlossene Waldzone von etwa 1 000 Hektar dar. Deutlich tritt der unterschiedliche Charakter der Sandsteinformationen gegenüber unseren Muschelkalkbergen zutage. Es fehlt jede Klippenbildung, die ein auffälliges Kennzeichen der Muschelkalkhöhen ist. Die Berge sind niedriger und zeigen sanftgeschwungene Linien. Selbst die südlichen Hänge des Schiefergrundkopfes am Ebert und sogar noch die Sandsteinrücken am Wiehleben, ferner beim Gut Marienhof, dem früheren Vorwerk Teufelsthal oder Lenhof, und auf dem Toten Mann bei der Domäne Lautenbach sind dem Ackerbau unterworfen worden. Triesche und Ödländer finden sich kaum.

Vielfach von Erosionstälern durchfurcht, senkt sich der Schlierbachswald nur zu der Werra, der Wehre und dem Weißenbörner Bach in steileren Hängen hinab. Letzterer, von den hiesigen Einwohnern Wiesenbach genannt, hat sich an den Südrändern des Buntsandsteinrückens ein tief eingeschnittenes Tal geschaffen, dessen Sohle im westlichen Teil etwa 50 m und nach der Werra zu ungefähr 100 m unter den waldbedeckten Randhöhen liegt, wogegen die Rötterasse zum Muschelkalk hin wieder beträchtlich ansteigt. Die mürben Schichten des oberen Buntsandsteins sind bis auf wenige Reste beim Hof Lautenbach, an der Äptischen Kogel und am Schiefergrundkopf der Abtragung zum Opfer gefallen. Hier steht der Röt mit Gipseinlagerungen noch an. Außerdem finden sich an zwei Stellen noch die Knauer des roten Karneol, der dem Achat nicht unähnlich ist. Das Auftreten von Gips im Röt ist an den Stauchungen des Gehänges zu erkennen; jedoch haben diese größeren und kleineren Gipsnester keinerlei praktische Bedeutung erlangt. Während der Röt an der Äptischen Kogel in einer Höhe von 343 m und am Schiefergrundkopf in einer solchen von 389 m aufliegt, besteht der 4,5 km westlich davon entfernt liegende und 477 m hohe Gipfel des Hundsrücks aus den Sedimenten der mittleren Buntsandsteinzone, wie auch das südliche Waldland des Schlierbachs hauptsächlich daraus gebildet ist.

Wer von Völkershausen das Schlierbachtal hinaufwandert, wird an dem Vorkommen der dünnen und feinkörnigen Sandsteinplatten bemerken, daß sich der Bach in seinem Unterlauf tief in den unteren Buntsandstein (*su₂*)

hineingearbeitet hat. Biegt man aber kurz vor dem Lehnhaus rechts in das Asmannstal aufwärts wandernd ab, so werden am Steilhang sowohl als auch im Bruch die starken, grobkörnigen, von schwachen, tonigen Zwischenlagen unterbrochenen Sandsteinbänke des mittleren Buntsandsteins (*sm*) sichtbar, der hier infolge örtlicher Störungen nach Südosten einfällt, während er sonst in diesem nur gering gestörten Gebiet wenig nach Nordosten einsinkt. Er ist aus eckigen, glitzernden Quarzkörnern und weißlich trüben Feldspatkörnchen, die beide durch ein kieseliges Bindemittel fest verkittet sind, zusammengesetzt. Die Tonschichten treten im Bereich des mittleren Buntsandsteins mehr und mehr zurück, und wo sie mit dem Sandstein wechsellagern, erfolgt dies in wellig-flaserigen Verwachsungen. Oft aber finden sich an Stelle der tonigen Schichten auf den Platten Vertiefungen, die dem Gestein ein löchriges Aussehen verleihen und mit Ton ausgefüllt sind, die als Tongallen bezeichnet werden.

Wenn die Graburg und die anderen Muschelkalkberge unserer engeren Heimat schon in voller Belaubung prangen, liegt auf den weniger hohen Kuppen und Hügeln der Buntsandsteinzone erst ein feiner, bräunlicher Schimmer, der nur ab und zu von dem hellen Grün einer bereits voll belaubten Buche oder von dem noch zarteren Grün einer Birke unterbrochen wird, deren silberweißer Stamm in der Frühlingssonne leuchtet. Die bräunlichen Farbtöne aber stammen von der Eiche, die den weitaus größten Teil des Buntsandsteingebietes bedeckt.

Sowohl einzelne Kuppen in der Muschelkalkzone als auch im Buntsandsteingelände sind in das saftige, dunkle Grün der Fichte oder in das ins Bläuliche hinüberspielende Grün der Kiefer gekleidet, beides Holzarten, die an und für sich bei uns nicht heimisch, sondern erst durch menschliches Zutun in unsere Landschaft hinein verpflanzt worden sind. Vereinzelt stehen sie in Gemeinschaft mit der Lärche, die aber in Gruppen auch den Laubholzbeständen beigemischt ist. Selten, doch immerhin in einzelnen Exemplaren, finden wir die mit besonders langen und dicken Nadeln ausgestattete Schwarzkiefer, die den österreichischen Kalkalpen entstammt. Diese verschiedenen, später hier eingeführten Holzarten wurden meist in Saatkämpfen herangezogen, die man, nachdem deren Boden ausgesogen oder ihre Lage aus irgendwelchen Gründen nicht mehr günstig war, mit Nadelholz auspflanzte. Weiter bereichern **Schwarzerle** (*Alnus glutinosa*), **Esche** (*Fraxinus excelsior*), **Espe** (*Populus tremula*), auch Zitterpappel genannt, **Vogelkirsche** (*Prunus avium*), **Sommer-** und **Wintereiche** (*Quercus robur*, *Quercus sessiliflora*), **Sommer-** und **Winterlinde** (*Tillia platyphylus*, *Tillia*

ulmifolia) und in angepflanzten Exemplaren die **Weymouthskiefer** (*Pinus strobus*) den Baumbestand. Daneben findet man über das ganze Gebiet verstreut Buchen, Birken, Hainbuchen und mancherlei Buschwerk, bestehend aus **Hasel** (*Corylus avellana*), **Gemeine Heckenkirsche** (*Lonicera xylosteum*), **Salweide** (*Salix caprea*), **Pulverholz** (*Rhamnus frangula*), **Besenginster** (*Sarothamnus scoparius*), in unserem Dorfe als „Grüss“ bezeichnet, was wohl von Grieß abgeleitet ist, weil die Blüten als Tee gegen Blasen-grieß gebraucht wurden, ferner aus **Faulbaum** (*Frangula alnus*), **Kreuzdorn** (*Rhamnus cathartica*), **Feldahorn** (*Acer campestre*), **Kornelkirsche** oder **Hartriegel** (*Cornus mascula*), **Seidelbast** (*Daphne mezereum*), **Holz-apfel** und **-birne** (*Pirus malus*, *Pirus communis*), **Graue Weide** (*Salix cinerea*), **Vogelbeere** (*Pirus aucuparia*), **Wacholder** (*Juniperus communis*), **Jelängerjeliher** (*Lonicera caprifolium*), **Deutscher Ginster** (*Genista germanica*), **Färberginster** (*Genista tinctoria*) und anderen Sträuchern.

Die im allgemeinen wenig abwechslungsreiche Bodenvegetation des Waldes wird gezeichnet durch ausgedehnte Flächen, die mit Heidelbeersträuchern, von denen einzelne auch weiße Früchte tragen, zuweilen mit Preiselbeerbüschen, beispielsweise am Hundsrück und am Schiefergrundkopf oft aber auch mit Heidekraut bewachsen sind. An anderen Stellen ist der Boden bedeckt mit Teppichen, die aus Laubmoosen, besonders Hain- und Schlafmoosen, bestehen. Auf feuchten Plätzen finden sich Weiß- und Flachmoose, an den Waldwegrändern Haubenmoose und in sonnenarmen Schluchten die grünen Decken der Lebermoose. Am Rande der von Weißenborn durch den Schlierbach führenden Straße unweit des Forsthau-ses ist neben einigen anderen Standorten als weitere Moosart der weniger verbreitete **Kolben-Bärlapp** (*Lycopodium clavatum*) zu finden. Da der am Boden kriechende Stengel oft über einen Meter lang wird und sich daher gut zum Winden von Kränzen und Girlanden eignet, besteht für die Pflanze die Gefahr der Ausrottung, weshalb sie unter Naturschutz gestellt wurde.

An einzelnen Plätzen des Schlierbachswaldes treffen wir die Büsche verschiedener Farne, unter ihnen den größten in den europäischen Sandsteinwaldungen, den bis 1,50 m hohen **Adlerfarn** (*Pteris aquilina*), in schattigen und feuchten Schluchten kommen **Dorniger Schildfarn** (*Aspidium spinulosum*) und **Wurmfarn** (*Aspidium filix*) vor, während an sonnigen Hängen der **Eichenfarn** (*Aspidium dryopteris*) und weniger häufig auch der **Buchenfarn** (*Aspidium phegopteris*) zu finden sind.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit des Pflanzenvorkommens zu erheben, sei die Flora des Schlierbachswaldes, soweit sie im Vorhergehenden

noch nicht Erwähnung gefunden hat, dem Heimatfreund in untenstehender Zusammenstellung dargeboten, wobei die beigegebenen Ziffern auf das häufige (1), bzw. auf das weniger häufige (2) Vorkommen hinweisen.

Bergplatterbse	<i>Lathyrus montanum</i>	(1)
Bergsegge	<i>Carex montana</i>	(1)
Bergweidenröschen	<i>Epilobium montanum</i>	(1)
Blutwurz, Heidecker	<i>Potentilla tormentilla</i>	(1)
Buschwindröschen, genannt Elschen	<i>Anemone nemerosa</i>	(1)
Ehrenpreis, Echter	<i>Veronica officinalis</i>	(1)
Ehrenpreis, Gamanderbl.	<i>Veronica chamaedris</i>	(1)
Fingersegge	<i>Carex digitata</i>	(1)
Flattergras	<i>Milium effusum</i>	(1)
Gamander, Salbeiblättriger	<i>Teucrium scorodonia</i>	(2)
Glockenblume, Borstige	<i>Campanula cervicaria</i>	(2)
Glockenblume, Nesselblättrige	<i>Campanula trachelium</i>	(1)
Glockenblume, Pfirsichblättrige	<i>Campanula persifolia</i>	(1)
Goldnessel	<i>Lamium luteum</i>	(1)
Goldrute	<i>Solidago virga aurea</i>	(1)
Habichtskraut, Doldenblütiges	<i>Hieracium umbellatum</i>	(1)
Habichtskraut, Gemeines	<i>Hieracium vulgatum</i>	(1)
Hainrispengras	<i>Poa nemoralis</i>	(1)
Hainsimse, Weißliche	<i>Luzula albida</i>	(1)
Hainsimse, Behaarte	<i>Luzula pilosa</i>	(1)
Hainsimse, Vielblütige	<i>Luzula multiflora</i>	(2)
Heidekraut	<i>Calluna vulgaris</i>	(1)
Heidelbeere	<i>Vaccinium myrtillus</i>	(1)
Hornkraut, Knäuelblütiges	<i>Cerastium vulgatum</i>	(1)
Jakobs-Kreuzkraut	<i>Senecio Jacobaea</i>	(1)
Johanniskraut, Liegendes	<i>Hypericum humifusum</i>	(2)
Johanniskraut, Schönes	<i>Hypericum pulchrum</i>	(2)
Kammgras	<i>Cynosurus cristatus</i>	(1)
Klee, Mittlerer	<i>Trifolium medium</i>	(1)
Knabenkraut, Geflecktes	<i>Orchis maculata</i>	(1)
Knäuelgras, Gemeines	<i>Dactylis glomerata</i>	(1)
Maiblume	<i>Convallaria majalis</i>	(1)
Mauer-Habichtskraut	<i>Hieracium murorum</i>	(1)
Nabelmiere	<i>Moehringia trinervia</i>	(1)

Pillen-Segge	<i>Carex pilulifera</i>	(1)
Preißelbeere	<i>Vaccinium vitis idaea</i>	(2)
Pyramiden-Günsel	<i>Ajuga pyramidalis</i>	(2)
Sand-Reitgras, Bergschilf	<i>Calamagrostis epigeios</i>	(2)
Sauerklee, Hasenklee	<i>Oxalis acetosella</i>	(1)
Segge, Grüne	<i>Carex divulsa</i>	(1)
Segge, Blaugrüne	<i>Carex glauca</i>	(1)
Segge, Bleiche	<i>Carex pallescens</i>	(1)
Segge, Entferntährige	<i>Carex remota</i>	(1)
Silge, Kümmelblättrige	<i>Selinum carvifolia</i>	(2)
Sternmiere	<i>Stellaria holostea</i>	(1)
Straußgras, Rotes	<i>Agrostis vulgaris</i>	(1)
Teufelskralle, Ährige Rapunzel	<i>Phyteuma spicatum</i>	(1)
Tüpfelfarn oder Engelsüß	<i>Polypodium vulgare</i>	(1)
Wachtelweizen, Blauer	<i>Melampyrum nemorosum</i>	(1)
Wald-Kreuzkraut	<i>Senecio silvaticus</i>	(1)
Wald-Ruhrkraut	<i>Gnaphalium silvaticum</i>	(1)
Waldschmiele	<i>Aira flexuosa</i>	(1)
Waldsegge	<i>Carex silvatica</i>	(1)
Waldveilchen	<i>Viola silvatica</i>	(1)
Wiesenwachtelweizen	<i>Melampyrum pratense</i>	(1)

Stendell erwähnt als Vertreter der Schlierbachsflora zwei **Drehwurzarten**: *Spiranthes aestivalis* und *Spiranthes autumnalis*. Sie gehören zu einer großen in den Tropen der Alten und Neuen Welt weit verbreiteten Gattung, die an der Drehung der Spindel ihres Blütenstandes kenntlich ist. Während die zweite von beiden Pflanzen, auch Herbstblütenschraube genannt, am weitesten nach Norden vordringt, erreicht erstere schon bei Darmstadt die nördliche Grenze ihres Verbreitungsgebietes. –

Seit vielen Jahrzehnten wird der Schlierbach als Eichenschälwald bewirtschaftet. Auch die Weißenbörner haben Anteil an ihm und dieser Art von Waldbewirtschaftung, deren Ziel es ist, außer dem Holzabfall für Brennzwecke in erster Linie die Eichenlohrinde für den Betrieb der Gerbereien der Städte Eschwege, Allendorf, Witzenhausen und Hann. Münden zu gewinnen. In Eschwege gab es um die Mitte des 19. Jahrhunderts 31 Lohgerbereien, die 300 Personen beschäftigten und 6 000 Zentner Sohlleder, 50 Zentner Werkleder, 70 Zentner Kalbleder sowie 50 Techer (zu

15 Stück) Saffian lieferten. Daneben gab es dort vier Weißgerbereien, die Handschuhleder produzierten.

Der Eichenschälwald wird in hiesiger Gegend meist als Niederwald betrieben. Während für den Hochwald der lange Umtrieb, unter dem man den Zeitraum zwischen Pflanzung und Nutzung versteht, wesentlich ist, ist für den Niederwald der kurze Umtrieb charakteristisch. Daneben gibt es noch eine dritte Betriebsart, die als Mittelwald bezeichnet wird. Seine Entstehung ist am besten vorstellbar, wenn man annimmt, daß in einem Schälwalde, der etwa alle 15 bis 20 Jahre abgehauen wird, über die ganze Fläche verteilt eine Anzahl gut veranlagter Bäume stehen bleibt, was der Forstmann als Überhalt bezeichnet. So erhält man ein Unterholz, das bis zum Hiebe eben 15 bis 20 Jahre alt wird, und darüber durch mehrmaligen Überhalt ein Oberholz, das aus Bäumen besteht, deren Alter beträchtlich höher ist. Bis zu welchem Alter man dieses Oberholz stehen läßt, hängt vom Willen des Besitzers ab. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß es zwischen jenen Betriebsarten in hiesiger Gegend Abweichungen und Übergänge gibt.

Mit Barte und Lohschäler begeben sich die hiesigen Bauern zur schönen Maienzeit, sobald die Eichen Saft treiben, in den Schälwald und gehen den Bäumen zu Leibe. Diese Zeit, die höchstens drei Wochen dauert, müssen sie ausnützen. Zunächst „ziehen“ die Bauern den noch im Erdreich wurzelnden Stämmen auf den unteren zwei Metern ihren „Rindenmantel“ aus, hacken dann die Stangen um, bocken sie auf und lösen nun auch von ihrem oberen Ende die Rinde ab, die schließlich in Reihen zum Trocknen aufgestellt wird. Die abgeschälten Stämme bleiben im Walde liegen, um später nach Hause gefahren und zu Brennholz verarbeitet zu werden. Das getrocknete und gebündelte „Loh“ wird von den Aufkäufern zentnerweise berechnet.

Schon um die Jahrhundertwende machten sich die Notstände in der Schälwaldwirtschaft bemerkbar. Die Gerbereien hatten sich allmählich von handwerksmäßigen Betrieben zu technischen Gewerben emporgeschwungen. Der Bedarf an Leder stieg immer mehr. Den Mangel an einheimischer Eichenrinde behob bald die ausländische Konkurrenz. Ungarn und Belgien boten die Lohe billiger an, als sie in Deutschland geliefert werden konnte. Außerdem lieferte das Ausland auch neue Gerbstoffe, vor allem Quebrachholz, so daß der Gerber in den Stand gesetzt wurde, das Leder in viel kürzerer Zeit herzustellen, als das nach der alten Methode der Fall war. Infolgedessen sank der Preis für einheimische Eichenrinde erheblich. Dazu

kamen andere Übelstände wie der unsachgemäße Abtrieb des Schälwaldes, die mangelhafte Pflege der noch vorhandenen Bestände und die schlechte Behandlung der Lohe. Es wurde zu wenig beachtet, daß im Lohschlage tiefer Hieb mit scharfer Axt geführt werden muß, damit frische, kräftige Loden aus dem Boden nachwachsen konnten. Ferner legte man der Bodenlockerung und der rechtzeitigen Durchforstung nicht genügend Bedeutung bei. Man ließ die Lohe vielfach im Walde liegen, ohne sie vor Nässe zu schützen, anstatt sie in gut durchlüftete Räume (Scheuer) zu bringen, um dadurch bessere Qualitäten zu erzielen.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts sank die Rentabilität des Eichenschälwaldes mehr und mehr. Solange das Gerben ausschließlich mit Lohrinde erfolgte, stand die Nutzung des Eichenschälwaldes außer Zweifel. Mit steigender Anwendung vereinfachter chemischer Gerbverfahren in der Lederindustrie jedoch wird die Eichenrinde im zunehmenden Maße verdrängt. So ist die Einträglichkeit des Schälwaldes fraglich geworden; denn auch das Eichenschälholz zu Brennzwecken verliert an Bedeutung, weil bequemere Heizmittel wie Elektrizität, Kohle und Propangas sich auf dem Lande durchsetzen.

Da also der Bauernniederwald immer weniger Gewinn abwirft, bleibt nur übrig, ihn Zug um Zug als Hochwald aufzuforsten. Doch ist der eine und andere Waldbesitzer nicht ganz so eilig mit der Anlage von neuen und kostspieligen Kulturen, weil dies je nach Holzart immerhin sechzig, neunzig oder noch mehr Jahre dauert, ehe ein Einschlag erfolgen und ein Erlös erzielt werden kann. Deshalb hilft der hessische Staat dadurch etwas nach, daß er die zwangsweise Bildung von Waldgenossenschaften androht, falls sich die Bauern nicht freiwillig zu Betriebsgemeinschaften zusammenschließen. Aus diesem Grunde wachsen seit einiger Zeit in unserem landwirtschaftlich vom Eichenschälwald weitgehend bestimmten Kreisgebiet die Waldbetriebsgemeinschaften geradezu wie die Pilze aus dem Boden. Waldbesitzerverband und Staat, letzterer in Gestalt der Landwirtschaftskammer und der Forstämter, leisten nach Kräften und wohl auch mit Zuschüssen Hilfestellung.

Wie schon der umfangreiche Waldbesitz heimischer Bauern vermuten läßt, gehört der Kreis Eschwege zu den an Privatwald reichsten in Nordhessen, und zwar rangiert er an zweiter Stelle. Von seinen 49 000 Hektar Nutzfläche sind über 17 000 Hektar Wald, und davon gehören 6 200 Hektar dem Staat, 3 400 Hektar Körperschaften und 7 710 Hektar oder 43 Prozent des Gesamtbestandes Bauern. In Anbetracht dieser Tatsache ist es von ent-

scheidender wirtschaftlicher Bedeutung, wie die Forsten auf unseren Buntsandsteinbergen in Zukunft aussehen werden, ob sie einen großen, einen kleinen oder gar keinen Ertrag abwerfen. Da die Notwendigkeit einer Umwandlung des ausgedehnten privaten Waldbesitzes überall erkannt ist, werden wohl im nächsten Jahrhundert statt des buschähnlichen Niederwaldes hochstämmige Eichen, Buchen, Lärchen, Kiefern und Fichten in den heutigen Schälwaldgebieten wachsen und das Landschaftsbild nicht unerheblich verändert haben. –

Es wird nicht allen Weißenbörnern bekannt sein, daß es früher im Schlierbachswald zwei Siedlungen mit dem Namen Schlierbach gegeben hat. Die an vielen Stellen noch vorhandenen, von Menschenhänden zusammengetragenen Steinwälle und manche terrassenförmigen Abstufungen zeigen deutlich früheres Ackerbaugebiet an, ohne daß es möglich sein dürfte, dessen Grenzen genau festzustellen.

Die eine der Siedlungen, *Unterschlierbach* genannt, lag da, wo noch Ende des vorigen Jahrhunderts die Schlierbachsmühle stand, die bereits auf Mercators Karte aus dem Jahre 1592 eingezeichnet ist. Das Dorf wird urkundlich erstmalig 1361 unter dem Namen Slirbach erwähnt. Landau schreibt darüber: „Im Jahre 1365 erklärte das St. Ciriastift zu Eschwege das Gut, welches ihm Berthold Fleming der Ältere gegeben, vnd lyt vnd gelegin ist in den Velden des Dorffes zeu Slyrbach vnd heyßeth das Fronegut“, von dem Kloster Germerode zu Erbrecht zu besitzen.“

Schlierbach war ein Kirchdorf, und 1368 befand sich dort „Her Ludewig Pherrer zeu Slirbach“ und 1384 „Ern Lodewige Pherrer zeu Slirbach“. Als Hans von Natza 1468 seine Güter „zen Slirbach in dem Dorffe vnd in der Feldmargeke darumb“ zu hessischen Lehen machte, war das Dorf bereits wüst; denn in einem hessischen Lehnbriefe der v. Boineburg von 1471 werden dieselben mit ihren Gütern „in der Wüstenunge zeu Slirbach mit dem Gebirge vnd Geholtze daselbs vnd dem Kirchlehin daselbs vnd Lutenbach“ belehnt. Die Kirche jedoch bestand jedoch noch länger, und noch 1511 wurde ein Vertrag zwischen dem „Parhern vnd Altarludin der Kirchen sente Johan zu Slyrbach“ geschlossen. Eine im 17. Jahrhundert aufgestellte Spezifikation von den Lehen der v. Boineburg bemerkt, daß keine „Rudera“ der Kirche mehr vorhanden seien, obgleich man ihren Standort noch zeige. Sie lag nicht weit von der Schlierbachsmühle auf einer Anhöhe, die von der Eschweger und Völkershäuser Landstraße, dem Großburschlaer Weg und dem durch den Wiesengrund sich schlängelnden Bach umgrenzt wurde. Der mit spärlichem Wald bestandene Forstbezirk

heißt heute noch „Alte Kirche“. Ein etwa 10 Morgen großer Distrikt, das „Pfarrholz“ genannt, erinnert ebenfalls noch an das verschwundene Kirchdorf. Der Unterschlierbacher Bezirk fing bei dem Heiligenstocke über Aue an, ging am Junkerholze hin bis an den Saugraben und weiter bis auf die Hundsrückkoppe. Es kam zwischen der Stadt Eschwege, die hierorts Gerichtsbarkeit, Trift und Jagd besaß, und denen von Boineburg-Hoenstein, die im Besitz von Oberschlierbach waren, oft zu Streitigkeiten. Schmincke berichtet darüber: „Nach einem fürstlich-hessischen Schutzbriefe über Schlierbach aus dem Jahre 1354, den die Stadt Eschwege besaß, mußte diese dem Landgrafen Schutzgeld entrichten und durfte ohne des Gerichtsherrn Erlaubnis keinen Pfirch in der Gemarkung schlagen. Die von Boineburg-Hoenstein behaupteten nachmals, sie seien diese Gerichtsherrn, wofür aber die Stadt den Landgrafen hielt und taten um 1530 Eingriffe in die Rechte der Stadt selbst. Zu ihrem Schutze baute letztere 1562 dorthin eine Warte mit 12 Sparren und setzte in dieselbe einen Wartmann. Die von Boyneburg widersetzten sich diesem Bau und die Stadt mußte denselben einstellen, erlangte aber von fürstlicher Regierung zu Cassel, daß sie ihn fortsetzen dürfe, jedoch auf die Gefahr hin, ihn wieder niederzureißen, wenn sie den Prozeß verlöre. Der Weg trennte diese Warte vom sogenannten „Clausberge“. Die Unterschlierbacher Kirche wurde später auf Anordnung des Rates der Stadt Eschwege von den Bürgern abgebrochen und weggeführt; auch die Glocken, Kelche und sonstigen Kleinodien wurden nach Eschwege gebracht.

Die Schlierbachsmühle bestand noch 1888 und befand sich im Wiesengrund unterhalb der fast rechtwinkligen Kurve, auf die man nach etwa 400 m stößt, wenn man, von Weißenborn kommend, die Stelle hinter sich gelassen hat, wo von der Eschweger Landstraße der Weg nach Völkerhausen abzweigt. Es war eine oberflächliche Mühle, die zum Mahlen, Schrotten und Sägen eingerichtet war. Sie wurde zuletzt von dem Weißenbörner Einwohner Christoph Fischbach und seiner Familie bewohnt, der sie 1874 von einem gewissen Blum aus Frieda erwarb und 1888 an Baron von Gilsa verkaufte. Letzterer ließ sie abreißen und am Westausgang des Dorfes Völkershäuser im unteren Schlierbachtal wieder aufbauen, wo sie heute noch unter dem Namen Obermühle steht. Der die Mühle treibende und den Schlierbachswald durchlaufende Bach muß noch vor einem halben Jahrhundert wegen seines Forellenreichtums als eine von der Stadtverwaltung erschließenswerte Einnahmequelle angesehen worden sein; denn er wurde aus diesem Grund alljährlich verpachtet.

Die Siedlung ***Oberschlierbach*** lag südwestlich von Unterschlierbach und nördlich vom Hof Lautenbach. Nach einer in der Kartenrepositur des Marburger Stadtarchivs aufbewahrten, handkolorierten Karte¹ von „Amt und Zendt Eschwege“ aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts findet sich „obern Schlierbach“ zwischen „Bontzenberg“ und „mittelste Ruck“ eingezeichnet. Nördlich der Siedlung lag der „kolersgrabe“, und südlich von ihr, aber nördlich von „Ludenbach“ verlief die „alte mulheusische Landstraß“, die von Osten kam, nördlich der „moleite“ und weiter am Kesselskopf, zwischen „kessel“ und „kesselsgrund“, hinzog, um, südlich „der Burger aus Eswegetrotte Lenderey“ weiter verlaufend, zwischen dem „weißenborner holtz“ und dem „schulwengrund“ schließlich als „Hoestraß“ nördlich „am knull“ und „Ludenbach“ vorbei Richtung auf die Senkung zwischen „Hoenrot“ und „Bontzenberg“ zu nehmen. Die Überlieferung bezeichnet sie als eine alte Heerstraße. Es ist möglich, daß auch die Trefffurter Ritter sie benutzten, wenn sie von Treffurt über Heldra durch die Werrafurt beim Stift Großburschla zu ihrer Spangenberger Burg zogen; denn am „Bontzenberg“ verlief jene Straße, soweit es die erwähnte Karte erkennen läßt, östlich am „Muncholtz“ hinunter, um sich mit der Alten Mühlhäuser Landstraße zu vereinigen, die, von Mühlhausen kommend, über Wanfried und eine im Mittelalter dort schon vorhandene Werrabrücke durch den Schlierbachswald, Niederdünz bach und westlich Oberdünz bach, weiter südlich des „Wenigenberges“, heute Blaue Kuppe geheißen, und der als „Fegellsburg“ benannten Domäne Vogelsburg und an der „galgeneich“ vorbei nach Reichensachsen führte, um bei Hoheneiche auf die „Lange Hessen“ zu stoßen. Da die Alte Mühlhäuser Landstraße über Reichensachsen hinaus mit Sooden-Allendorf in Verbindung stand, diente sie auch als Sälz erweg, bis sie im 16. Jahrhundert allmählich an Bedeutung verlor.

Oberschlierbach war ein Vorwerk derer von Boineburg-Hoenstein. Seine Gemarkung fing nach Zeugenaussagen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, aufbewahrt im Jestädter Archiv, von Unterschlierbach an und zwar da, wo die „Steine zwischen den Junkern und den Bürgern“ gesetzt sind. Die in unserem Dorfe vielfach verbreitete Meinung, daß auch diese Niederlassung eine Kirche besessen habe, muß dahingestellt bleiben, obgleich Weißenbörner Waldarbeiter vor einigen Jahren in jener Gegend nicht nur Steine mit Jahreszahlen, sondern auch Schädel und Knochenreste von menschlichen Skeletten aus der Erde gruben. Nach der Anhäufung von

¹C 103 o

Steinwällen zu urteilen, müssen auf der Feldflur Marks Triesch die meisten Häuser gestanden haben. Auch die Flurbezirke Rosental, Johannisrain, Schmiederrain und Köhlersgraben gehörten zu Oberschlierbach.

Am 30. November 1355 unterwarfen sich die Schlierbacher Freibauern der Gerichtsbarkeit des Landgrafen Heinrich II. (1328-1377), der Eiserne genannt, worauf dieser sie gegen die Zahlung eines jährlichen Schutzgeldes in seine Obhut nahm. Nach der Zerstörung ihrer Heimwesen siedelten die Schlierbacher größtenteils nach Eschwege über, nachdem die Stadt die Verpflichtung zur Zahlung des Schutzgeldes, das von dieser noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts entrichtet worden ist, übernommen hatte.

Die Zerstörung der beiden Dörfer Ober- und Unterschlierbach soll während der Zeit des hessisch-thüringischen Krieges erfolgt sein. Als Feinde der Stadt Erfurt sich dort aufhielten, wurden nach Schminckes Meinung mutmaßlich die Siedlungen von den Erfurtern vernichtet. Er führt darüber aus: „Mit der Stadt Erfurt waren die von Boyneburg mehrmals in Fehde verwickelt, so 1440, nachdem die Erfurter den letztern wegen Reinhards von Dalwig die Fehde angekündigt, und 1517, nachdem die von Boyneburg den Priester Matern und mehrere Erfurter Bürger, die zu einer Wallfahrt ausgezogen waren, zwischen Eisenach und Creuzburg aufgefangen und in Turmhaft gebracht hatten. In diesen Fehden mögen die Schlierbachsdörfer ihren Untergang gefunden haben.“ Stendell meint, daß die Dörfer um 1400 durch Erfurter Kaufleute zerstört worden seien, die sich rächen wollten, weil die Schlierbacher einen ihrer Kaufmannszüge überfallen und ausgeplündert hatten. Der Forstname „Mordloch“ soll aus dieser Zeit herrühren.

Von jeher bestanden enge Beziehungen der hiesigen Einwohner zum Schlierbachswald. Nicht nur, daß durch ihn der Weg zur Kreisstadt Eschwege führt, es finden bis auf den heutigen Tag immer eine Anzahl Weißenbörner dortselbst als Waldarbeiter Beschäftigung.

Das heute noch stehende Forsthaus wurde 1800 errichtet, nachdem zwei Jahre vorher mit dem Bau einer dazu gehörigen Scheune begonnen worden war, wobei viele Handwerker und Bauern der nächsten Umgebung geholfen haben. Auch ein Weißenbörner Einwohner namens Nikolaus Diederich half dabei; er verrichtete die Kleiberarbeiten, d. h. er verklebte die Gefache, wie das früher üblich war, mit strohvermischem Lehm. Aus alten Stadtrechnungen geht nach Angaben Persts in der Zeitschrift „Werraland“ (Heft 2, Jahrgang 1950) hervor, daß mancher Weißenbörner eine verbotene Vorliebe für die Ausübung des edlen Weidwerks in den Waldgründen des Schlierbachs besaß.

Jedenfalls beklagte sich aus jener Zeit ein Schlierbachförster bitter über die Bauern aus den Nachbardörfern. Von den Dünzebachern meldete er der Stadt, daß sie „sogar des Sonntags vor der Kirche“ unbefugte Jagd ausüben. Von den Bewohnern der Gemeinde Großburschla „welche der Diebe und Frevler eine Menge zählt“, berichtete er, daß sie den Schlierbach oft in ganzen Rudeln heimsuchen, wogegen er machtlos sei. Aber auch die Weißenbörner hatte er gerade nicht ins Herz geschlossen. Er bat in einer Eingabe die Stadt, ihm zur Ausübung seiner Aufsichtspflicht über Jagd und Gehölz ein Gewehr zu überlassen, da er bei den Weißenbörnern so unbeliebt wäre, daß er nicht wagen könne, nur mit einem Stock bewaffnet, ihr Dorf zu betreten. Inzwischen haben sich die Zeiten gewandelt und die Weißenbörner auch; sie sind friedlicher geworden und laufen heute nur noch mit dem Jagdschein in der Tasche hinter Füchsen und Hasen her.

Zuweilen jedoch, wenn einer von ihnen, von Eschwege kommend, auf dem Heimwege nach Weißenborn ermüdet im Forsthaus Schlierbach, mit dem seit Jahrzehnten ein Wirtschaftsbetrieb verbunden ist, sommerliche Einkehr hält, liest er interessiert die im Balken über der Haustür eingeschnitzte Inschrift zu beiden Seiten eines Eschenzweiges, des Wappenzeichens der Stadt Eschwege. Links davon entziffert er: C. Werner, J. Ch. Vogeley, p. t. cons. , F. Hochhut, B. Meist. Das sind drei Namen, von denen die ersten beiden die für den Bau verantwortlichen Bürgermeister aus jener Zeit und der dritte den Baumeister bezeichnen. Rechts von dem Eschenzweig liest er: J. G. Breutgam, J. G. Freidenstein, St. v. m., F. Pfankuchen, Förster, wieder drei Namen, von denen die ersten beiden zwei Stadtvormünder und der letzte den damals in städtischen Diensten stehenden Förster nennen.

Ob man von Weißenborn oder von Eschwege her dem einsamen Forsthaus sich nähert, immer macht es auf den vorüberziehenden Wanderer einen beschaulichen Eindruck, der zu stärkender Rast unter schattigen Bäumen einlädt. Mitten in einem schmalen Wiesengrunde, der sich an den bewaldeten Hängen hinzieht, liegt es scheinbar unberührt von der Unruhe und dem fernen Brausen der verkehrsreichen Täler, wenn nicht die Landstraße von Weißenborn und Völkershausen kommend, in nächster Nähe daran vorüberführte. Im Schlierbachshause feierten ehemals der Eschweger Magistrat, die Stadtvormünder und ein Teil der Bürgerschaft den ersten Jagdtag des Jahres. Da aber dieses alte Jagdfest hin und wieder bei den Gästen zu wüsten Trinkgelagen ausartete, ließ der Eschweger Bürgermeister Bartholomäus die traditionelle Gepflogenheit eingehen.

Das im Schlierbach stehende Forsthaus ist nicht das älteste. Soweit es aus den Urkunden der Stadt Eschwege hervorgeht, wurde schon im Jahre 1579 ein Gebäude für den Förster errichtet, der damals nicht nur Jagdaufseher war, sondern auch das Hirtenamt versehen mußte, weil die Stadt in dauernden Streitigkeiten mit den benachbarten Dörfern und Adligen wegen der Jagd- und Hutrechte im Schlierbach lag. Als das Hirtenamt in Wegfall kam, blieb dem Förster allein noch die Verpflichtung, die städtische Waldung zu pflegen und dem Weidwerk nachzugehen. Die erlegte Beute mußte er gegen ein entsprechendes Schießgeld an die amtsführenden Bürgermeister abliefern. Doch war die Ausbeute schon kurz nach 1800 nicht mehr groß. Der Eschweger Chronist Hochhuth berichtet aus jener Zeit: „So reich sonst der Schlierbach an Wildpret gewesen, so arm ist er jetzt daran. Außer dem Hasen sieht man nur noch bisweilen ein Reh. Hirsche, Sauen, Auerhähne und Birkhühner sind fast verschwunden.“ Das ist bis heute so geblieben. Noch Ende April 1911 konnten von einem Eschweger Fabrikanten im Schlierbach, Jagdbezirk Weißenborn, zwei Birkhähne erlegt werden, und Anfang April 1913 schoß der Forstgehilfe W. im Schlierbachsrevier Sängerslinde sogar eine Wildkatze, die die respektable Länge von $\frac{3}{4}$ Meter und ein Gewicht von 12 Pfund hatte. Waldarbeiter und Beerensammler stoßen bisweilen noch auf Kreuzottern.

Zahlreiche Förster haben im Laufe der Jahrhunderte im Schlierbach der Stadt gedient. Allein die Familie Pfannkuchen stellte durch sechs Generationen hindurch städtische Förster, so daß in dieser Familie das Amt immer vom Vater auf den Sohn überging. Erwähnt sei, daß Elias Pfannkuchen, ein Sohn des Försters Franz Christoph Pfannkuchen, nach dem fehlgeschlagenen Eschweger Soldatenaufstand gegen die Fremdherrschaft am 21. Februar 1807 im Alter von 31 Jahren mit vier anderen vaterlandsliebenden Hessen auf dem Werdchen von französischen Söldlingen erschossen wurde. Ihre Namen stehen in Stein gehauen auf dem ihrem Gedächtnis gewidmeten Hessendenkmal mit dem schlafenden Löwen am südlichen Ausgang der Eschweger Anlagen. Als das letzte Glied des Förstergeschlechts Pfannkuchen, das von 1723–1878 im Forsthaus Schlierbach seinen Dienst versah, aus dem Amte schied, wurde Ludwig Lingelbach Stadtförster, nachdem er schon seit dem 1. Oktober 1877 als Forstgehilfe hier beschäftigt war. Kurz nach seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum starb er am 26. März 1928. Er war von allen Stadtförstern derjenige, der am längsten den Schlierbachswald gehegt hat.

Nach ihm verwaltete sein Sohn Wilhelm, der am 11. Januar 1891 im Forsthaus des Schlierbachswaldes geboren wurde, das Amt des Stadtförsters, nachdem er vom 1. Mai 1920 ab seinem Vater als Hilfsförster zur Seite gestanden hatte. Wilhelm Lingelbach trat am 1. Mai 1906 als Lehrling bei der freiherrlich von und zu Gilsa'schen Forstverwaltung in Völkershausen ein und verbrachte danach von 1908 bis 1920 auswärts, u. a. auch in Schlesien, seine Forstgehilfenjahre. Wenn man von dieser Zeit absieht, hat er von frühester Jugend bis zu seiner Pensionierung Mitte Januar 1956 nach Erreichung des 65. Lebensjahres, also fast ein Leben lang, am Wachsen und Gedeihen der Waldungen zwischen dem Hundsrück und dem Hohen Rain Anteil genommen. –

Wenn im vorhergehenden der für die Freiheit des Vaterlandes gefallene Förstersohn Elias Pfannkuchen aus dem Forsthaus Schlierbach genannt wurde, so muß im Zusammenhang mit den Ereignissen um 1813 noch eines anderen Forsthauses gedacht werden, das auf einer der Randhöhen des Schlierbachswaldes, nämlich dem Auer Berge, gelegen ist und heute allerdings nicht mehr von einem Förster bewohnt wird. Das ist das **Berghaus**. Um 1813 saß dort oben in grüner Waldeinsamkeit der alte Förster Ludwig Reinhard Jung, der in Diensten derer von Eschwege zu Aue stand. Er war ein glühender Franzosenhasser, und schon die Erwähnung des Namens Napoleon konnte ihn zum Zorne reizen. Mit allen Mitteln suchte er den fremden Eindringlingen Schwierigkeiten zu bereiten. So hatte er im April 1813 in Erfahrung gebracht, daß die Offiziere der in Wanfried liegenden französischen Besatzung am Abend des 17. April ein größeres Gelage halten wollten. Gleichzeitig wurde ihm in einer in der Nacht vom 16. zum 17. April auf dem Berghause heimlich stattgefundenen Zusammenkunft hessischer Patrioten bekannt, daß preußische Husaren in der Nähe seien, daß diese in den letzten Tagen wiederholt glückliche Überfälle auf die Franzosen ausgeführt hätten und bis Mühlhausen vorgedrungen wären. Er erbot sich, noch in derselben Nacht nach Mühlhausen zu reiten und die Husaren zu einem Angriff auf die französische Besatzung in Wanfried zu überreden. Seine Mitteilungen, die er nach seiner Ankunft in Mühlhausen dem Husarenmajor Hellwig machte, fanden anfangs bei diesem keinen Glauben, bis schließlich der mit Feuereifer vorgetragene Plan des Försters ihn überzeugte.

Noch in der Nacht zum 18. April führte Förster Jung, als Offizier verkleidet, die Husaren bis Wanfried, die mit dämmernder Morgenfrühe dort eintrafen und gleichzeitig vor dem Unter- und Obertore sich postierten. Als

Zeitpunkt des Angriffs war die Ablösung der westfälischen Patrouillen verabredet. Als zu diesem Zwecke das Obertor geöffnet wurde, sprengten die Husaren heran und drängten sich in die Stadt hinein. Gleichzeitig versuchte eine berittene feindliche Abteilung durch das Untertor zu entkommen, an ihrer Spitze ein bärtiger Sergeant auf einem Schimmel, der seinen Kameraden voranstürmte. Aber hier warfen sich den Fliehenden die von der Eschweger Straße herankommenden Hellwigschen Husaren entgegen. Es kam zu einem Handgemenge. Die von beiden Seiten bedrängten Franzosen, auf deren Köpfe die preußischen Klingen niedersausten, wußten nicht aus noch ein. Als erstes Opfer fiel der Schimmel des schon erwähnten Sergeanten. Sich hoch aufbäumend, sprang er über die Mauer des alten Friedhofs, hier niederstürzend und seinen Reiter unter sich begrabend. Ihm nach setzten weitere Voltigeure, während andere in die Stadt zurückjagten und die inzwischen auf die Straße geeilte Bürgerschaft in Angst und Schrecken versetzten. Die übrigen in ihren Quartieren gebliebenen Besatzungssoldaten eröffneten aus den Fenstern ein Feuer auf die preußischen Husaren, stellten es indessen alsbald wieder ein, weil auf den Straßen im wilden Durcheinander Freund und Feind sich tummelten. Die Tore wurden besetzt und alles, was jetzt noch in den Mauern der Stadt war, von den Preußen zu Gefangenen gemacht.

Der Überfall war geglückt, wenn auch dadurch das Joch der Fremdherrschaft im Lande nicht abgeschüttelt wurde. Im Gegenteil, man ließ die Stadt für den Überfall büßen, und zwei Wanfrieder Bürger mußten ihre Freiheitsliebe sogar mit dem Leben bezahlen. Doch konnten diese Maßnahmen die Hoffnung auf den endlichen Sieg nicht mehr unterdrücken.

Nach obigem Bravourstück schlug Major Hellwig dem Förster Jung vor, als Offizier bei seiner Truppe zu bleiben und gar nicht erst nach Hause zurückzukehren, weil er dort seines Lebens vor den Franzosen doch nicht mehr sicher sei. Jung willigte ein, erklärte aber, von den Seinen erst noch Abschied nehmen zu müssen. Auf dem Heimweg aber wurde er anderen Sinnes, hing seinem Husarenpferd an der Werrafähre vor Wanfried seinen Säbel um den Hals und ließ es laufen. Alsdann mußte der Fährmann ihn übersetzen, und Jung kehrte auf den Auer Berg zurück. Der Fährmann indes soll ihn bald darauf an die Franzosen verraten haben. Dauernd wurde nun das Berghaus von französischen Gendarmen beobachtet und durchsucht. Sechs Wochen lang hauste Jung in einem versteckten Schlupfwinkel tief im Walde, währenddessen seine Frau ihn mit Lebensmitteln versorgte. Nur in stürmischen und regnerischen Nächten kehrte er auf Stunden

ins Berghaus zurück. In einer solchen Nacht wurde er schließlich gefaßt und gefesselt nach Kassel geführt, wo er nach kurzem Verhör als Landesverräter zum Tode durch Erschießen verurteilt wurde. Zum Glück für ihn und seine Familie war eine nahe Verwandte seines Dienstherrn, des Barons von Eschwege, Hofdame bei König Jérôme in Kassel. Diese wurde durch einen reitenden Boten von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt, die daraufhin Gnade für den vaterlandsliebenden Förster bei Jérôme zu erwirken versuchte. In der Tat ließ sich der Franzose erweichen, und Jung wurde, als er bereits mit den übrigen hessischen Patrioten vor seinem offenen Grabe „auf dem Forst“ bei Kassel stand, um fusiliert zu werden, im letzten Augenblicke zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Im Herbst desselben Jahres, als die Franzosenherrschaft ihr Ende gefunden hatte, wurde er nach Rückkehr des hessischen Kurfürsten in seine Residenz freigelassen. Jung ist 1842 auf dem Auer Berge gestorben. Drei seiner Söhne sind als Soldaten 1814/15 mit in Frankreich gewesen.

Wenn auch von anderer Seite versucht worden ist, die patriotische Handlungsweise Jungs zu ignorieren, in dem behauptet wurde, ein ehemaliger hessischer Offizier namens Barthel habe Major Hellwig über die Möglichkeit zum Überfall auf die französische Besatzung Wanfrieds unterrichtet, so wurde doch von Nachkommen des Försters Jung, unter denen namentlich der frühere Oberförster Jung in Hartmuthsachsen zu nennen ist, die entschlossene Tat des tapferen Weidmanns vom Berghause bezeugt.

Fast ein und ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen. Die Menschen sind darüber gestorben; aber der Schlierbachswald mit seinen Randhöhen, von denen den Wanderer immer wieder herrliche Blicke in die gesegneten Talbreiten der Werralandschaft überraschen, rauscht noch immer sein ewiges Lied und triumphiert über die Vergänglichkeit des Lebens. Nur liegt er heute nicht mehr wie damals verkehrsbehindernd zwischen unserem Dorfe und den Siedlungen des Eschweger Beckens, wie es noch vor der Jahrhundertwende der Fall war. Zwei ausgebaute Landstraßen erschließen ihn, von denen die eine in nordsüdlicher und die andere als Abzweigung von dieser in westöstlicher Richtung das ausgedehnte Waldgebiet durchschneiden. Welcher Weißenbörner, der auf dem Motorrad oder im bequemen Omnibus auf geteerter Landstraße durch den Schlierbachswald zur Arbeitsstätte oder zum Einkauf nach Eschwege fährt und die elf Kilometer lange Strecke in zwanzig Minuten überbrückt, denkt an den mühseligen Weg, den seine Vorfahren zurücklegen mußten, bevor die Verbindungsstraße zur Kreisstadt im Jahre 1898 gebaut wurde? Damals gingen

die Dorffrauen von Weißenborn und Rambach, unter schwerer Traglast schwitzend und stöhnend, den sogenannten „alten Marktweg“ an der „Gespenstereiche“ vorbei. Wie mag ihnen in der Dunkelheit gegruselt haben, wenn sie an dieser unheimlichen Stelle, an der es „wahnern“ sollte, vorüberkamen! Oder wie haben wohl den Weißenbörner Fuhrleuten, wenn sie nachts durch die Hohlwege des Schlierbachs ihr Gefährt lenkten, die Haare unter der Mütze sich gesträubt, wenn plötzlich nach der Überlieferung einer alten Sage die „wilde Jagd“ über ihnen hinwegbrauste! Vorsorglich namen die Männer immer zwei Peitschen mit, die sie, kreuzweise übereinander gebunden, in die Luft hielten, wenn das wütende Heer unter dem Geheul der Wolfshunde wie ein Gewittersturm über die ächzenden Baumwipfel dahinfegte. So geschah ihnen nichts, obgleich die armen Pferde vor Angst jedesmal kaum zu halten waren.

Erste urkundliche Nachrichten über Weißenborn

Soweit das Dunkel, das über der frühesten Vorzeit unserer heimatlichen Landschaft liegt, gelichtet werden konnte, steht fest, daß die ältesten Bewohner der unteren Werragegend Kelten waren. Von Süden und Westen kommend, hatten sie sich ostwärts bis zur Elbe ausgedehnt, wurden dann aber im dritten vorchristlichen Jahrhundert von den vordringenden Chatten und Hermunduren zurückgedrängt. Die Chatten ließen sich in Hessen, die Hermunduren in Thüringen nieder. Wer von den beiden Volksstämmen die Landschaft an der Werra zunächst besetzte, muß unbeantwortet bleiben. Sicher ist aber, daß das Gebiet an der Werra lange ein Zankapfel zwischen Chatten und Hermunduren gewesen ist, nicht zuletzt wegen des in alten Zeiten kostbaren und begehrten Salzes, das sich dort fand. Es ist heute mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die von dem römischen Schriftsteller Tacitus berichteten Kämpfe des Jahres 58 n. Ch., die zwischen den beiden Stämmen „am salzreichen Grenzfluß“ geführt wurden und die schließlich mit einer Niederlage der Chatten endeten, an der Werra bei Sooden-Allendorf stattgefunden haben. In der Folgezeit jedenfalls gehörte diese Landschaft zu Thüringen. Urkundliche Belege, die allerdings erst mit dem 8. Jahrhundert in Erscheinung treten, weisen unter anderen Ortschaften folgende dem thüringischen Gebiet zu: Ermschwerd bei Witzenhausen, Werleshausen, Sooden, Frankershausen, Nieder- und Oberhone, Bischhausen, Jestädt, Völkershausen, Burschla, Heldra. Aber auch Eschwege und Wanfried, die urkundlich als in der Germarmark gelegen bezeichnet werden, kommen hinzu.

Die **Germarmark** war thüringischer Besitz. Erstmals wird sie in einer Urkunde aus dem Jahre 974 erwähnt, in der Kaiser Otto II. seiner Gemahlin Theophano ein Gut bei Eschwege schenkt: „*in regione Thuringiae et in Germarmarca*“. Auffallend ist, daß die Germarmark 1075 wieder verschwindet, woraus wohl geschlossen werden kann, daß sie kein selbständiger Gau war, sondern ein Gebiet umfaßte, das mehreren Gauen zugehörte. Jedoch ist es infolge des ungenauen Materials bis heute unmöglich geblieben, herauszufinden, welches Verhältnis im einzelnen die thüringischen Gauen zu ihr gehabt haben.

Wie die Germarmark muß auch der **Ringgau**, der südlich von jener sich erstreckte, zu Thüringen gehört haben. Der Name Ringgau findet zum ersten Mal in einer Urkunde Kaiser Ottos III. Erwähnung. Im Jahre 993 schenkte er dem Kloster Hersfeld drei Königshufen „*in villa Gangesdal*

in pago Reinichgowe“. Die Ortschaft Gangestal lag im Amt Sontra an einem zur Ulfe fließenden Bach zwischen Breitau, Krauthausen und Grandenborn und war aller Wahrscheinlichkeit nach schon 1331 wüst. Ferner findet der Name Ringgau 1019 in einer Schenkungsurkunde Heinrichs II. sich verzeichnet: „In pago Reinicgowe, in comitatu Sigifridi comitis“ und 1025 in einer solchen Konrads II. „comitatum Nederne in pago Reinicgouue situm“. Der Name Reinicgou, aus dem Ringgau geworden ist, wird mit Sicherheit nicht ganz zu deuten sein. Wahrscheinlich aber läßt er sich ableiten von dem mittelhochdeutschen Stammwort „rein“, aus dem im Neuhochdeutschen dann Rain (Ackerrand) wurde, wie ja auch der Ringgauort Renda, das in älteren Handschriften Reinede, auch Reinde genannt wird, die gleiche Ableitung hat. So hätte also wohl der Name Ringgau die Bedeutung von Rand- oder Grenzgau. Diese Deutung würde durch seine Lage am Westrand des Thüringer Gebiets unterstrichen werden.

Heute wird auf den Karten mit dem Namen Ringgau lediglich das Muschelkalkplateau mit den Orten Grandenborn, Renda und Altfeld bezeichnet. Es ist aber erwiesen, daß der Ringgau zu jener Zeit einen weit größeren Umfang besessen hat, wie er ja auch noch heute in der Volksmeinung seine Südgrenze an der Werra findet. Nach Bruchmann bildeten die Waldgebiete zwischen Heringen und Friedewald die südliche Abgrenzung. Auf der Wasserscheide zwischen Werra und Fulda im Forst Friedewald soll sie dann bis zur Stölzinger Kuppe geführt haben, um von hier in östlicher Richtung nördlich Diemerode – südlich Stadthosbach – Mitterode – nördlich Wichmannshausen – Datterode – Röhrda – Netra – Rittmannshausen zu verlaufen. Einige Fachgelehrte neigen sogar dazu, die Nordgrenze des Ringgaus bis zum Schlierbachswald auszudehnen. Ihrer Argumentation fehlt nicht eine gewisse Überzeugungskraft, wenn sie darauf hinweisen, daß sowohl am Rande des Reinicgou, als auch am Rande der weiter nördlich gelegenen Germarmark, die im Süden über Eschwege hinausreichte, Siedlungen aus ältesten Zeiten zu finden sind. Dazwischen aber breitet sich wie ein grüner Sperrgürtel der Schlierbachswald aus, dessen Name bezeichnenderweise von alters her nicht überliefert ist. Tatsächlich haben ja ursprünglich die umfangreichen Wälder als unbewohnte Landstriche die naturgegebenen Gaugrenzen gebildet.

In diesem Grenzbezirk aber hat Weißenborn zu jener Zeit gemeinsam mit den Siedlungen Rambach und Lautenbach bereits auf der Rötterrasse gelegen, die am Fuße der südlich ansteigenden Muschelkalktafel sich ausbreitet, wenn unser Dorf in den Urkunden auch erst viel später genannt

wird. Das darf uns nicht verwundern; denn eine urkundliche Erwähnung ist oft von reinen Zufälligkeiten abhängig.

Wenn man nun unseren Ortsnamen, der ursprünglich „Wißenborn“ lautete, deuten will, so geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Name des Dorfes von der aus dem hellen Muschelkalk der Graburg entspringenden Quelle herrührt, die den Ort mit Trinkwasser versorgt. Für die andere Deutung, nach der man die Ortsbezeichnung von „Wiesenborn“ herleiten möchte, findet sich keine glaubwürdige Erklärung. Zwar gibt es an den Wiesenhängen der Unteren Grube noch eine zweite Quelle, die aber wegen ihres allzu kalkhaltigen Wassers für das Dorf niemals die Bedeutung der Graburgquelle, die das sogenannte „gute“ Wasser für den Haushalt liefert, gehabt haben kann. Es ist deshalb nicht einzusehen, warum ausgerechnet die weniger wichtige Quelle dem Dorfe zu seinem Namen verholfen haben soll. Außerdem widerspricht dieser Annahme auch die Tatsache, daß Wiese in der Mundart nicht „Wisse“ sondern „Wese“ heißt.

So bleibt auch das, was Wilhelm Pippart, der Verfasser des Heimatbüchleins „Der Brombeermann“ (Verlag A. Roßbach, Eschwege 1928) über die Entstehung der Ortsbezeichnung Weißenborn zu erzählen weiß, lediglich eine nette Auslegung, die dem Reich der Phantasie entsprungen ist. Der Vollständigkeit halber aber mag die Sage hier wiedergegeben sein:

„Über die vom Urwald bewachsenen Hänge der Graburg schritten an einem heißen Sommertage zwei Schild und Speer tragende Krieger, die dem Blutkampf auf ferner Walstatt glücklich entronnen waren. Es waren Herr und Knecht. Sie strebten dem friedlichen Tale der Werra zu, um Ruhe und Rast vor Not und Tod zu finden. Aber der Weg war mühsam und beschwerlich in dem Wurzelwerk und Steingewirr. Zudem war es schwül, und dicke Schweißtropfen rannen über Gesicht und Nacken der Dahinschreitenden. Von Müdigkeit und brennendem Durst gequält, wurden ihre Schritte immer unsicherer und die Wunden schmerzender. Sie waren dem Erliegen nahe. Da traf ein froher Laut aus der Nähe das Ohr der Erschöpften. Wie horchten da beide auf! Sich mühsam weiterschleppend, gewahrten sie einen Köhler, der sein schweres Tagewerk mit munterem Gesang begleitete. Erstaunt betrachtete dieser die seltsamen Fremdlinge. Als diese um einen Schluck Wasser baten, schüttelte er den Kopf, rief ihnen aber lachend zu: ‚Ich weiß en Born!‘ Eine kurze Strecke Wegs bis in eine kleine, flache Talschlucht führte er die beiden. Hier sprudelte am Fuße eines Eichbaumes, mitten zwischen Gräsern und Blumen, ein kristallklarer Born hervor. Eine armselige Holzhütte, des Köhlers Heimstätte, lag dicht dane-

ben. Mit Dank gegen Gott und den freundlichen Waldmenschen schlürften Herr und Knecht das stärkende Naß und kühlten die brennenden Wunden. Mehrere Tage blieben sie Gast in des Köhlers Hütte, dann aber führte sie der Gastfreundliche auf kundigem Wege der harrenden und heißersehnten Heimat zu. Die blumentragende, quelldurchrieselte Waldlichtung ist mit der Zeit größer und größer geworden. Auch die Holz- und Lehmhütten mehrten sich. Harte, fleißige Menschenhände schufen hier allmählich eine aufblühende Siedlung. Bis auf den heutigen Tag trägt sie ihren Namen nach dem frohen Ausruf des Köhlers ‚Wißenborn‘ oder ‚Weißenborn‘. Klares Quellwasser, wohlthuende Gastfreundlichkeit und rastloser Fleiß werden dort nie versiegen.“

Verlassen wir das Dämmerreich der Sage, so erfahren wir, daß Weißenborn erstmalig nach dem Generalrepertorium der Urkunden (Staatsarchiv Marburg) unter dem Jahre 1365 erwähnt wird. In diesem Jahre verkauften die von Völkershausen, die nach einem alten Weistum die Obrigkeit im Gericht Großburschla hatten, ihre fünf Dörfer außer Völkershausen an Hessen. Damals waren schon über hundert Jahre verflossen, seitdem Hessen, das von 1130–1247 mit Thüringen vereinigt war, als Landgrafschaft sich selbständig gemacht hatte. Die Verkaufsurkunde hat folgenden Wortlaut:

„Anno 1365 an Sente Egidii tage.² Die Gebrüder Conrad und Otto von Volkershusen bekennen, daß sie alle ihre Rechte, welche sie an den 5 Dörfern Wißenborn, Rampeche, Heldere, Helderbeche und Alden Bursla mit Gericht und allem Recht dem Landgrafen Otto zu Hessen für 70 Mark Eschweger Währung erblich verkauft haben, während sie ihr Dorf Volkershausen mit Gericht und Recht von diesem Verkaufe ausschließen, dies alles mit Wissen und Willen ihrer Gebrüder Hartwig und Eilen (?), welche die Urkunde mit besiegeln.“

Die Mark als Münzgewicht in Eschwege dürfte die Kölner Mark gewesen sein, die während des 14. Jahrhunderts ein mittleres Gewicht von 229,456 g reines Silber hatte.

Nach der obigen Urkunde hieß unser Dorf also ursprünglich Wißenborn, wie es auch heute noch in der Mundart genannt wird. In einer Urkunde aus dem Jahre 1409 wird es in veränderter Schreibweise als „Wyßenborn“ überliefert. Es handelt sich dabei um ein Schriftstück, in welchem Syman Cratz (auch Cracz) den Prior und Konvent der Augustiner zu Eschwege, um ihrer Fürbitte und ihrer guten Werke teilhaftig zu werden, mit den

²Ägidiustag = 1. September

Zinsen von 20 Acker zu Wyßenborn, genannt die „Nerysen-hube“, belehnt, nachdem er vor Jahren den inzwischen verstorbenen Bruder Johann Nerysen und seine Ordensbrüder zu Eschwege mit diesen Zinsen belehnt hatte. Die Einkünfte bestanden unter anderem aus 8 Malter Weizen, 1 Malter Hafer, 1 Silbergroschen, 10 Fastnachtshühnern und 1 Schock Eier auf Ostern. In einer späteren Urkunde aus dem Jahre 1425, in der der Name des obigen Ordensbruders als Tyle Sperysen festgehalten ist, wird unser Ortsname im Schriftbild mit „Wißenborne“ angegeben. Die Urkunde, die ebenso wie die von 1409 aus dem Archivbestand des ehemaligen Augustinerklosters zu Eschwege stammt, besagt, daß Herman bie der Wand und Berlt Geilfus, Ratsmeister, und der Rat der Stadt Eschinwege, nämlich Berlt Wernger, Curt Eghardis, Lotze Berwalt, Curd Tzirenberg, Hans Roddestock, Hans Helmbrecht, Konemund Glyme, Thilemannus Schickberg, Curd Steynmetze und Hans Bote, beurkunden, daß vor ihnen Herman Huter, Jutte, dessen Frau, und Heinricus, ihr Sohn, erschienen seien und erklärt hätten, ihre „Irrungen“ mit den Augustinern daselbst von „hern Tylen Sperysen meistir der heiligen schrifft“ her und „hern Curdes Huters seligen wegin“, die beide Brüder Hermanns waren, seien nun beigelegt. Die Augustiner hätten ihnen 10 rhein. fl. bezahlt und sie verzichteten nun auf alle Ansprüche an deren Erbe, Zins oder Fahrhabe und insbesondere an den Zinsen zu „Wißenborne“, um die sie lange gestritten haben.

Bei dem oben erwähnten Verkauf der Dörfer an Hessen wird außer den Ortschaften Weißenborn, Rambach, Heldra und Altenburschla auch das Dorf Helderbeche oder Helderbach aufgeführt. Dieser Ort besteht heute nicht mehr; er wird aber bereits 1074 urkundlich erwähnt und allerdings schon 1406 als Wüstung bezeichnet, nachdem er 1402 von dem Erzbischof von Mainz in den Grenzkämpfen zerstört wurde. Die Bewohner siedelten sich in dem nahen Dorfe Heldra an und bauten an den von den Herren von Treffurt in den Jahren 1247–1249 errichteten Turm der angefangenen, aber nicht vollendeten Hellerburg, der noch heute als Turm der Heldraer Kirche erhalten ist, ein steingefügtes Gotteshaus, das aber 1843 abgerissen wurde, um an seine Stelle den heutigen Bau zu setzen. Von 1574 ab gehörte die Wüstung Helderbach zum Dorfe Heldra. In Engelhards „Erdbeschreibung der hessischen Lande“ aus dem Jahre 1778 wird die Wüstung Helderbach auch „Hellerdbach“ genannt; danach umfaßte der Ort nur einige Häuser und lag aller Wahrscheinlichkeit nach da, wo jetzt die Feldmühle bei Heldra sich befindet, die nach den Kirchenbüchern von Altenburschla bis zum Siebenjährigen Kriege noch Hellersbachmühle hieß.

Während man Helderbach der zweiten Siedlungsperiode zuweisen muß, ist Heldra schon vor 531 in der ersten Siedlungsperiode entstanden und somit den ältesten germanischen Siedlungen im Werratal zuzurechnen. Urkundlich wird Heldra erstmalig 876 erwähnt. Im elften Jahrhundert nahm das Kloster Fulda nach einer gefälschten Urkunde von 874 den Zehnten „zu Heldron“ in Anspruch. Eine Angabe von 1600, die dem Adelsrepertorium von Schwebda entstammt, besagt, daß das Dorf sehr lange wüst lag und erst einige Zeit vorher wieder aufgebaut wurde.

Ein ebenso ehrwürdiges Alter wie Heldra hat unter dem zum ehemaligen Gericht Völkershausen gehörenden Dörfern auch Altenburschla, das urkundlich um 860 Brustlohum, 874 Bruslohon, 1340 Aldenborsla, 1362 Aldin Bursla und 1574 nach dem Wanfrieder Salbuch Altenburssel genannt wird, während Rambach, das erstmalig 1360 (18. Okt.) in einer Urkunde des Klosters Germerode unter dem Namen Rampeche auftaucht, in späterem Archivmaterial der Prämonstratenserinnen Rampech, dann Rampach heißt, nicht älter als Weißenborn ist, die beide in der zweiten Siedlungsperiode, die vom 6. bis ins 9. Jahrhundert reicht, entstanden sind. Die Dorfschaft Rambach scheint nach einer Urkunde, auf die Landau hinweist, um 1466 zur Hälfte zu „trefurtischem“ Gebiet gehört zu haben, während die andere Hälfte im Gericht „Großenbursla“ lag und denen von Boyneburg zustand; dort heißt es: „Das Dorf gehoret halb ans Sloß Drefurt, die andere Helffte ist der von Boyneburg“.

Völkershausen, das bei dem Verkauf der genannten fünf Dörfer ausdrücklich ausgenommen war, wurde bald darauf von seinen Eigentümern an Hessen zu Lehen aufgetragen; denn bereits 1395 findet man sie damit belehnt. Nachdem sie 1416 das Dorf mit anderen Gütern an Apel Appes verkauft hatten, verließen sie unsere Gegend und schlossen sich mit ihrem Besitz um Vacha dem Kanton Rhön-Werra der fränkischen Reichsritterschaft an. Das Geschlecht erlosch 1706. Das Dorf Völkershausen bei Wanfried aber war danach im 15. bis 17. Jahrhundert fuldaisches Lehen halderer von Eschwege, halb derer von Wehren. Im Jahre 1585 scheinen es nur die von Wehren besessen zu haben. 1652–1701 wurden die von Geyso von Fulda mit Völkershausen belehnt, das sie von denen von Eschwege erkauft hatten. In der darauf folgenden Zeit hatten es im Lehenbesitze 1722–1740 die von Verschuer und 1750–1789 die von Hattorf.

Die oben erwähnten fünf Dörfer werden in einer Urkunde Landgraf Wilhelms des Mittleren von 1493 als „zur Zent zu Wanfried“ gehörig bezeichnet, die neben dem Ort Wanfried außerdem noch Völkershausen und

das eichsfeldische Döringsdorf umfaßte. Die in der Völkershäuser Verkaufsakte genannten Dörfer aber hatten davor zusammen mit Großburschla ein gemeinsames Gericht gebildet. Das Dorf Großburschla war der Hauptort dieses Gerichtsbezirks, der bereits im 14. Jahrhundert den hessischen Landgrafen unterstand. Das Dorf selbst war aber von der hessischen Gerichtsbarkeit befreit und bildete deshalb ein Gericht für sich. Die niedere Gerichtsbarkeit wurde von dem vom Großburschlaer Stift eingesetzten Schultheißen, die hohe Gerichtsbarkeit jedoch von den Vögten und später von dem Richter der trefurtischen Ganerben ausgeübt; denn schon im neunten Jahrhundert war die Abtei Fulda zu „Bruslohon“ begütert oder besaß zweifellos den Salhof des Dorfes mit der Gerichtsbarkeit. Die Vogtei, also die hohe Gerichtsbarkeit, über das von der Abtei daselbst gegründete und dem h. Bonifaz geweihte Kloster ging als fuldisches Lehen zunächst an die thüringischen Landgrafen, die sie dann weiter denen von Trefurt zu Lehen gaben. Im Jahre 1276 kaufte aber das Kloster im Einvernehmen mit dem Abt von Fulda die Vogtei wieder zurück, die Heinrich von Trefurt von seinem Vater als thüringisches Lehen übernommen hatte. Heinrich verkaufte demzufolge seinen Anteil an den Gütern zu „Großenbursla“, nämlich die Vogtei daselbst und zu Völkershäusen nebst allen davon abhängigen Rechten und Lehen, worunter unter anderem auch die Fischerei, der Wasserzoll und Wald und Weide genannt werden, für 30 Mark Silbers. Nichtsdestoweniger eigneten sich die von Trefurt die Vogtei wieder an, so daß sie auch auf die fürstlichen Ganerben mit überging. Doch beschränkte sich dieselbe nur noch auf Großburschla, während von einer Vogtei über Völkershäusen, die noch in der Urkunde von 1276 erwähnt wird, nichts mehr verlautet, obwohl auch fernerhin dieses Dorf mit Gericht und Recht vom Stifte Großburschla zu Lehen ging und der Hof in dem Dorfe an die Ganerben kam.

Während Großburschla mit seinem Bonifatiusstift zunächst seine Selbständigkeit sich bewahrte, fiel die Gerichtsbarkeit der übrigen Dörfer, wozu auch Weißenborn gehörte, an Adlige. Nach wie vor aber behielten die Gemeinden das Recht der freien Verwaltung ihrer inneren dörflichen Angelegenheiten und die Befugnis, die hierfür notwendigen Anordnungen zu treffen. Das Spiegelbild des damaligen genossenschaftlichen und rechtlichen Lebens ergibt sich aus den Weistümern. Das in ihnen enthaltene Recht wurde ursprünglich in mündlicher Form jedes Jahr feierlich in der Versammlung der Dorfgenossen unter der Dorfllinde auf dem Anger vom Schultheißen „gewiesen“ und war die Fortsetzung einer alten bäuerlich-germanischen Gepflogenheit. Daneben befaßten sich die Weistümer mit

der Ordnung, Nutzung und Pflege der Gemeindeflur und des Waldes, sowie mit der Feldbestellung und Ernte; denn das damalige Ackerbausystem, das als Dreifelderwirtschaft bekannt geworden ist, machte die Einhaltung einer strengen Feldordnung notwendig. Nachdem die Kunst des Schreibens von den Klöstern und Städten aus allmählich sich im Volke verbreitet hatte, erfolgte nach der anfänglich mündlichen Rechtsbelehrung die schriftliche Niederlegung der im Volke lebenden Ordnungen in den erwähnten Weistümern. Ein solches Weistum aus dem 14. Jahrhundert, die Gerichtsbarkeit der oben genannten Dörfer betreffend, wurde von Jakob Grimm veröffentlicht. Es hat im Urtext folgenden Wortlaut:

„Desse noch geschriben recht han dy von Folkershusen zcu Rambeche, zcu Wissenborn, zcu Aldenborsla, zcu Helderbeche vnd zcu Helder. Vor erst daz dy vor genanden dorfe sollen gen zcu gerichte zcu Grossen Borsla vf den haf zcu dren gezeiten yme jare, zcu den ersten male an deme donnerstage nach s. Walporgetage, daz ander an donnerstage nach Mychl., daz derte an deme donnerstage nach dem zcwellten tage, vnd sollen da rugen vnd vor bringen allen vfflofft vnd gezcoge, dy in den dorffen vnd dorfmarken geschyt, vnd sal daz dy dorflute fragen by der kuer vnd eynunge vnd der landlute rechte, wy da eyn tots Schlag tut eyn phunt hll., aber eyne dube eyn phunt hll., ane anders alle blutrunst V. schll., da stal vnd ysen an est, anders alle blutrunst dryzig hll., alle Scheltwort, dy zcu eren treten, eyn hll. und zcwenzcig, vnd (anders) alle Scheltwort ses hll.; vrowen geschelt eyn sag von dren ellen, vnd eyn kazce von dren manden, vnd eyn spiln, vnd eyn rocken. Frowen dy rechte formunden haben, dy wette est als eins mans, noch deme als se gebrichet. Och sollen dy von Folkershusen, vnd wes daz gericht es, eyn richten zcintgreben kysen met der landlute rate vs den fünf dorfen. Och sal der zcintgrebe eyn knecht haben, dy eyn botel sy, dem sal gevalle yc vs deme hus, daz eygen roch (hat), eyn brot vs den funf dorffen; dy botel sal han ye vs deme dorf zcwen zchefphen vnd dem heymborgen ern dyp (undeutliche Textstelle), vnd wetwen vnd weysen under zcwolf jarn. Oych wy deme andern obe ert, y dy erste forch V schll. hll., vnd dornoch y obe dy dertte V schll., obe zcum ... also vel.

Och sal dy zcyntgrebe deme boteln eyn rog koyfe. Oych soln ale bruche vnder funf schillingen cysn zcyntgreben sy. Oych haben dy von Folkershusen gerichte ober hals vnd ober hant; ober schult richt eyn heymborge, als vere als he mag, kunde he eme nicht richten, so solde eme eyn zcyntgrebe sizse. Oych en haben dy von Folkershusen nicht anderes me an den dorffe weder dinst noch gebot; wers oich, daz en dyp ader eyn morder be-

studelt worde, da solde eyn zcintgrebe vnd daz scrye volgen zcu male eyn tage vnd nacht by er selbes koste; wer des zcintgrebe me dorste, der solde en bekostege.“

In unser heutiges Schriftdeutsch übertragen, würde die Urkunde übersetzt ungefähr so lauten:

„Diese nachgeschriebenen Rechte haben die von Völkershausen zu Rambach, Weißenborn, Altenburschla, Helderbach und Heldra. Die vorgenannten Dörfer haben dreimal im Jahre auf dem Hof zu Großburschla zum Gericht zu erscheinen und zwar zum ersten Mal am Donnerstag nach Walpurgis (Walpurgisnacht ist die Nacht vor dem 1. Mai), zum zweiten Mal am Donnerstag nach Michaelis, zum dritten am Donnerstag nach dem zwölften Tage (Gemeint ist der zwölfte Tag nach Weihnachten, d. i. der 6. Januar). Sie sollen dort allen Aufruhr und Raub anzeigen, der in den Dörfern und Gemarkungen geschieht. Diese Taten soll man von den Dorfleuten nach den Bestimmungen und dem Landrecht erfragen. Sei es nun, daß ein Totschlag geschah, so soll er mit einem Pfund Hll. gestraft werden, ein Diebstahl mit einem Pfund Hll., jede Blutrünst mit fünf Schillingen, wenn Stahl und Eisen zu Tatwerkzeugen verwandt wurden, jede andere Blutrünst mit dreißig Hll., alle ehrenrühigen Beschimpfungen mit 21 Hll., alle anderen mit sechs Hll.; Frauengezänk soll geahndet werden durch einen Sack von drei Ellen, eine drei Monate alte Katze, eine Spindel und einen Spinnrocken. Frauen, die rechte Vormunde haben, deren Schuld gilt der eines Mannes gleich, je nachdem, was sie verbrechen. Weiter sollen die von Völkershausen und denen das Gericht noch gehört, einen rechten Zentgrafen wählen mit der Landleute Rat aus den fünf zum Gericht gehörenden Dörfern. Dieser Zentgraf³ soll einen Knecht haben, der sein Büttel sei. Dieser erhält aus jedem Haus der fünf Dörfer, das einen eigenen Rauch hat, je ein Brot. Der Büttel soll (wohl zur Unterstützung) zwei Schöffen haben und den Heimbürgen. Diese (richten ?) über Erntediebstahl, über Witwen und Waisen unter zwölf Jahren. Wenn einer über des anderen Feld ackert, so büßt er die erste Furche mit fünf Schillingen, weiter über die dritte Furche mit fünf Schillingen, weiter über die ebensoviel.

Der Zentgraf soll dem Büttel einen Rock kaufen. Die Bußen unter fünf Schillingen erhält der Zentgraf. Die von Völkershausen haben die Gerichte

³Der Titel Zentgraf sollte nicht dazu verführen, von einer altgermanischen Zent zu sprechen, falls keine anderen Hinweise gegeben sind. Zur Zeit ist die „Zentfrage“ wieder sehr in den Mittelpunkt der Forschung gerückt, aber noch zu umstritten, als daß man etwas Eindeutiges aussagen könnte.

über Hals und Hand (das sind die dem hohen oder Blutgericht vorbehaltenen sogen. peinlichen Fälle); über Schulden richtet der Heimbürge, so gut er es vermag. Wenn er den Fall nicht entscheiden kann, so soll an seiner Stelle der Zentgraf zu Gericht sitzen. Darüber hinaus haben die von Völkershäusern keine anderen Rechte an den Dörfern, weder Dienste noch Gebot. Geschah es, daß ein Dieb oder Mörder verhaftet wurde, so sollen der Zentgraf und diejenigen, die das (Land) Geschrei vernehmen, zur Gerichtsstätte kommen, je einen Tag und eine Nacht auf eigene Kosten. Wer den Zentgrafen länger nötig hat, der soll ihn beköstigen.“ –

Als die Dörfer zu Hessen gekommen waren, wahrten sie weiterhin ihren Zusammenhang, obwohl sie durch das dazwischen liegende Großbuschla getrennt waren. Es erwies sich im Laufe der Zeit, wie Karl Bruchmann ausführt, als nötig, ein besonderes Amt zu schaffen. Wanfried, der östlichste Ort der Zent Eschwege, sollte der Hauptort werden. Obwohl Wanfried damals noch Dorf war, war es früher weit bedeutender als heutzutage. Allerdings läßt sich nicht genau feststellen, wann das Amt Wanfried gebildet worden ist. In einem im Staatsarchiv Marburg aufbewahrten Briefbuch aus dem Amt Mühlhausen tritt zum ersten Mal 1406 ein hessischer Amtmann zu Wanfried auf. Bruchmann fährt fort: „Später wird nach einer hessischen Schuldverschreibung (1438) an die von Eschwege ‚vnsersloß Wenefride mit dorfern, gerichtenn, wustennungen‘ versetzt, woraus man entnehmen kann, daß tatsächlich damals bereits – wohl seit dem Rückfall Wanfrieds an Hessen 1418 bzw. 1436 – ein regelrechtes Amt bestand.“

Je weiter man bei der Abfassung einer Ortsgeschichte zurückgeht, desto spärlicher werden naturgemäß die Nachrichten, die dem Chronisten zur Verfügung stehen. Aus diesem Grunde sind die Angaben über unsere Ortschaft, wie man sie dem „Salbuch über das Dorf und Amt Wanfried samt der Wanfriedischen Zent vom Jahre 1574“ entnehmen kann, weit weniger umfangreich als die Aufschlüsse aus den Urkunden nachfolgender Jahrhunderte.

Nach jener Quelle aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts umfaßte Weißenborn, einschließlich der Witwen, im Jahre 1574 nur 68 Haushaltungen. Gleich den übrigen Dörfern der Zent Wanfried war unser Ort „mit aller fürstlichen hogen Obrigkeit, Herligkeit unnd Gerechtigkeittenn samt allenn derselbenn angehörigenn Punctenn, als peinlichenn und bürgerlichenn Gerichtenn, Folgenn, Steurenn, Schatzungenn, Gebottenn, Verbottenn, Dienstenn unnd der Schaffdrift“, dem hessischen Landgrafen allein zuständig. Was an Mißhandlungen und Untaten, „so peinlich unnd am

Lebenn zu straffen“, in dem Dorfe Weißenborn und in dessen Feldmark geschah, kam „zu Cassel oder Eschwehe“ vor das Gericht. Dagegen wurden alle Strafsachen, für die das Land- oder Rügegericht zuständig war, durch den Schultheißen von Wanfried abgeurteilt, wie das in den anderen Zentdörfern in gleicher Weise gehandhabt wurde. In Altenburschla hielt derselbe jährlich zweimal auf Michaelis und zweimal auf Dreikönigstag Gericht, wozu alle Grundbesitzer erscheinen mußten. Alle Bußen fielen an den Landgrafen. Ebenso hielt der Schultheiß von Wanfried alle Jahre auf Walpurgis zwei Land- oder Rügegerichte. Sachen jedoch, die Geistliche Gerichte angingen, wie Ehebruch, Hurerei usw., standen den Schultheißen nicht zu, sondern wurden an den Landvogt und die Kanzlei in Kassel zur Entscheidung überwiesen. Die Pfarrei verlieh der Landgraf. Die hiesigen kirchlichen Dienste versah der Pfarrer zu Rambach.

Zu Fuhrdiensten war Weißenborn mit neun Wagen verpflichtet. Außerdem mußten die hiesigen Ackerleute zur Bestellung der fürstlichen „Lenderey vor Wannfriedt“ durch ein Scharwerk mit fünf Pflügen dienen und auch sonst zu allen „vorfelligenn fahrenden unnd Handtdienstenn jederzeit, wann sie erfordert werdenn“, bereit sein. Da Weißenborn keine eigenen Mühlen besaß, war Christoffer, der „Brulßmüller zu Großen Burssel“ gegen ein jährliches Schutzgeld in Höhe von einem Gulden zu 26 Albus berechtigt, Frucht von Weißenborn zu holen und zu mahlen.

An jährlichem Triftgeld wegen Benutzung der Schaftrift mußten 25 Gulden 1 Albus abgeführt werden. An Zenthafer war jedes Jahr ein halber Malter fällig.

Zuzügler hatten einen Abschiedsbrief von ihrer vorherigen Obrigkeit vorzulegen, daß sie unbescholten waren, mußten als Einzugsgeld einen Gulden zu 26 Albus zahlen und dem Vogt in Wanfried als neue Amtsuntertanen den Eid leisten.

Ferner hatte der Landgraf das Recht, sämtliche Hunde bei Schäfern, Meiern und anderen Bauern für die „Schweinshatz“ anzufordern, um sie nach Gebrauch zurückzuschicken. Desgleichen war Weißenborn mit aller verfügbaren Mannschaft auf jeweiligen Befehl des Landgrafen in Heerzügen und ebenso als Besatzung in Festungen zu dienen verpflichtet und mußte darüber hinaus eigene Heerwagen stellen, soweit sie gebraucht wurden.

Ein Einwohner, namens George Reussener, der eine „Behausung uff die Gemein“ gebaut hatte, mußte dafür an jährlichem ständigen Hauszins 1½ Albus, 2 Hähne und 1 Rauchhuhn an den fürstlichen Hof liefern.

Nach dem oben erwähnten Wanfrieder Salbuch von 1574 gehörten zum Amt Wanfried außer der Stadt selbst die fünf bereits genannten „Zentdörfer“ und vorübergehend auch Döringsdorf, bis es 1583 neben anderen Dörfern an Kurmainz abgetreten wurde und dafür Frieda zusammen mit Großburschla dem Amt Wanfried zugeteilt wurde. Die Ämter Wanfried und Treffurt unterstanden der Landvogtei Eschwege. Über die Einnahmen aus derselben äußerte sich Landgraf Wilhelm IV. in einem Schreiben an den Eschweger Landvogt 1583 ziemlich unzufrieden; er rügte, daß das Ungeld kaum die Hälfte von der Summe erreiche, die veranschlagt worden sei. Der Landvogt aber schob die Schuld auf seine Rentmeister, Vögte und Schultheißen, worauf eine Untersuchung erfolgte. Unter der Bezeichnung Ungeld verstand man eine außerordentliche Beisteuer zur Erhaltung von Mauern, Türmen, Brücken, Wegen und Brunnen, zu der man ursprünglich nicht verpflichtet war. Anfänglich aus Not gefordert, wurde die Erhebung des Ungelds schließlich zum Gewohnheitsrecht.

Nach Reimer hatte das Amt Wanfried 1585 dieselben Dörfer, also ohne Völkershäusen und Döringsdorf, aber mit Großburschla. Auch Albershausen oder Elbrigshäusen, die beide von Reimer als verschiedene Orte aufgeführt werden, in Wirklichkeit aber dieselbe Siedlung waren, rechnet Bruchmann noch dem Amt Wanfried hinzu. Der Ort, der heute als Wüstung bezeichnet wird, lag vier Kilometer nördlich von Wanfried; er hieß 1339 Elberigeshusen, um 1400 Elbershusen und Elbirichishusen. Schon 1339 erscheint das Dorf nur als Gut, dessen Vogtrecht 1342 die Grundherrin, die Äbtissin von Eschwege, von Otto von Natza erwarb. Um 1400 wurden die Ländereien von Wanfried aus bestellt, und 1568 trugen die von Eschwege die Wüstung Elfershausen, die sie schon von jenem Stift hatten, von Hessen zu Lehen.

In Wanfried bestand damals, wie oben erwähnt, ein Gemeinde-, Land- und Rügegericht, das Streitigkeiten und Klagen aller Art zu entscheiden hatte, und außerdem ein sogenanntes Peinliches Gericht, das für die Aburteilung schwerer Vergehen zuständig war.

Die Gerichtssitzung fand gewöhnlich auf offenem Marktplatz statt. Schon vor Sonnenaufgang wurden vor der Rathhaustür die Gerichtsschranken aufgestellt; sie bildeten ein Viereck, in dem der Vogt, die „Amtsschöpfen“ sowie der Angeklagte mit seinem Verteidiger Platz nahmen. Außerhalb der Schranken folgte ein zahlreiches Publikum mit begreiflichem Interesse der Verhandlung. Die Strafen waren für unsere Begriffe von barbarischer Strenge. War es schon schlimm, zum Halseisen verurteilt zu wer-

den, eine Einrichtung, von der auch in Weißenborn noch ein letzter Rest an der Linde am Westrand des Angers zu erkennen ist, so muten die anderen raffiniert ausgeklügelten Kriminalstrafen geradezu entsetzlich an. Als solche werden u. a. genannt der Tod durch den Strang und das Schwert, das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, das Zerstückeln oder Vierteilen des Körpers, das Abhauen der Finger auf dem Holzklotze, das Einbrennen des Galgens auf der bloßen Haut des Rückens, das Drillhäuschen. Noch 1776 wurde letzteres in der Stadt Wanfried erneuert. Es stand ursprünglich am Rathause neben dem Keudelschen Hause, dem heutigen Gasthaus „Zum Schwan“. Wegen der engen Gasse wurde es aber später entfernt und nach dem Untertor verlegt, wo seine letzten Reste beim Abbruch des Torwärterhauses in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beseitigt wurden. Dieses Marterinstrument war ein aus Latten gebautes, käfigartiges Häuschen, das auf einer Drehscheibe ruhte und in schnell kreisende Bewegung versetzt werden konnte, so daß den liederlichen Weibsbildern, die zur Bestrafung hineingesperrt wurden, nicht nur nach dem Bericht eines Zeitgenossen der Inhalt von Magen und Darm sich sowohl „nach oben wie nach unten“ entleerte und dem Stadtknecht jedesmal ein besonderes „Douceur“ gezahlt werden mußte, um das Häuschen wieder zu säubern, sondern die Gedrillten sich oft auch wie „wahnwitzig und närrisch geberdeten“, daher die Vorrichtung auch Narrenhäuschen hieß. Als darum im Jahre 1734 in Wanfried einmal „über die maaßen“ gedrillt worden war, erging unter dem 17. August eine fürstliche Instruktion, „daß man sich zur Vollstreckung des Drillens nicht zu junger und unerfahrener Personen, welche sich wohl gar aus Schabernack ein übriges leisten“, sondern gesetzter und verständiger Leute bedienen solle.

Im Zusammenhang mit den erwähnten sogenannten Peinlichen Gerichten, die in Wanfried 1799 mit dem Abbruch des Galgens ihr Ende fanden, während der Eschweger Galgen noch im 19. Jahrhundert etliche Male in Aktion trat, sei aus den Kriminalfällen jener Zeit ein Raubmörder herausgegriffen, der angeblich aus Netra stammte und bis in die jüngste Vergangenheit im Volke lebendig geblieben ist. Er wurde allgemein „der schöne Wilhelm“ oder auch „der schwarze Schneider“ genannt, obwohl er nicht Wilhelm, sondern nach Schmincke Barthold Langenfeld und nach anderen Quellen Bartel Lindemann hieß. Wahrscheinlich aber hat er mehrere Namen geführt, um den dauernden, für ihn lästigen Verfolgungen zu entgehen. Außer vielen Diebstählen und Räubereien soll er 51, nach Strauß, Chronik der Stadt Wanfried, sogar 56 Mordtaten verübt haben. Trotzdem

genoß er in der Bevölkerung eine gewisse Popularität. Der Grund für seine Volkstümlichkeit bestand wohl darin, daß er auf seinen Diebesfahrten in der Regel das Eigentum der unbemittelten Leute schonte, während er die Begüterten um so mehr ausplünderte und von der Diebesbeute oft den ärmeren Leuten abgab. Außerdem zeichneten sich seine Streiche manchmal durch eine geradezu grausige Sinnesart aus. So wird berichtet, daß er einmal zwei schwangere Weiber ermordet und aus dem Fett der ungeborenen Knäblein Lichter gemacht habe, um sie bei seinen nächtlichen Einbrüchen zu verwenden, weil nach damaligem Aberglauben beim Brennen eines solchen Lichtes niemand aus dem Schläfe aufwachte, um ihn stören zu können. Trotzdem die Mordacht über ihn ausgesprochen war, konnte er lange Zeit hindurch nicht gefaßt werden, nicht zuletzt wohl deshalb, weil er Unterstützung und Unterschlupf bei der eingeschüchterten Bevölkerung fand. Mehrere Male gelang es ihm sogar nach seiner Inhaftierung, wieder zu entkommen. Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Am 12. Dezember 1596 hatte er die Dreistigkeit, auf dem Wanfrieder Weihnachtsmarkt zu erscheinen. Das wurde ihm zum Verhängnis. Er wurde erkannt, ergriffen und nach Eschwege transportiert, wo er nach gefällttem Urteilsspruch auf dem Markt vor einer großen Menschenmenge mit glühenden Zangen gepeinigt und schließlich in vier Stücke zerrissen wurde. Die Körperteile wurden als abschreckendes Beispiel an den vier Haupttoren der Stadt auf Pfählen aufgehängt.

Es gibt mehrere Urkunden, die uns über die Grenze des einstigen Amtes Wanfried Aufschluß geben. Der älteste Beleg stammt aus dem Jahre 1574. Dann gibt es gleich zwei Belege aus dem Jahre 1613, wovon der erste, der sich „Grenzbeschreibung des Amtes Wanfried“ nennt, auf die Gemarkung der Stadt sich beschränkt, während der zweite, der als „Grenzbeschreibung der Zent Wanfried“ bezeichnet ist, die zugehörigen Dörfer berücksichtigt. Dazu kommt noch eine vierte Grenzbeschreibung aus dem Jahre 1745. Danach grenzte das Amt Wanfried im Norden an mainzischen Besitz, im Osten an die Ganerbschaft Treffurt, die mit dem Dorf Großburschla das Amt nahezu halbierte, im Südosten an Sachsen, im Südwesten an das Gericht Boyneburg und die Zent Eschwege und im Norden gleichfalls an die Zent Eschwege.

Nach den erwähnten Grenzbeschreibungen begann die Grenze des Amtes Wanfried an der Werra am Fuße des Eichenberges und ging den Berghang hinauf bis zu dessen Gipfel und dem Rasenweg dahinter. An dieser Stelle stieß die Amtsgrenze auf die Landesgrenze. Dieser nun zur Außen-

grenze gegen mainzischen und sächsischen Besitz gewordenen Linie folgend, erreichte die Grenze erst wieder östlich von Heldra die Werra, um in ihr ein Stück flußabwärts bis zum Ritterholzgraben und diesen hinauf, trefurtisches Gebiet überspringend, zur Hüneburg zu führen. Nun verlief die Grenze auf der Höhe des Heldrasteins weiterhin über den Eschenberg und Kreutzerberg, wo sie an das Gericht Boyneburg stieß, zum Langen Rain, bog dann rechts ab und führte zwischen Rambacher und Rittmanshäuser Gehölz oberhalb des Ottertalsteins, den Weg nach Rittmannshausen überquerend, entlang dem Monrod um das Königental herum zur Graburg und schließlich zur Rabenkuppe. Von hier aus, scharf nach Süden ausweichend, zog die Grenze um das Netrtal herum und lief von der Höhe herunter bis zur Röhrdaer Landstraße, dieselbe kreuzend, und führte zwischen den heute größtenteils gerodeten Weißenbörner und Lautenbacher Holzungen hindurch zu der im südlichen Randgebiet des Schlierbachswaldes befindlichen Heerstraße, der sie bis zum Kesselskopf folgte. An dieser Stelle stieß das Amt Wanfried an die Zent Eschwege. Von hier aus zog die Grenze, einem Rasenweg folgend, zur Molliede, führte dann abwärts zur Landstraße Weißenborn–Großburschla und von da durch den Triftgraben bis zur Mäusmühle, alsdann zwischen dem Großburschlaer Gemeindewald und dem Rambacher Gehölz den Berg hinauf und die Winterliete hinunter ins Bondel und zur Werra, wo die Grenze in der Mitte des Flusses bis zum Gießgraben vor Wanfried weiterlief. Von hier aus führte sie westwärts ins Wendetal und in diesem ansteigend bis zum Mönchholz, entlang der Waldgemarkungsgrenze zwischen Mönchholz und Preußenberg hinauf und in nördlicher Richtung weiter durch die Auesche Kugel und über das Aschenbühl hinab zur Wanfrieder Landstraße und querfeldein zur Werra, wo die Grenze ihren Anfang nahm.

Von 1627 bis 1835, also mehr als zweihundert Jahre, gehörte das Amt Wanfried, das immer nur aus landgräflichen Dörfern bestand, zur Rotenburger Quart. Die Stadt selbst war vorübergehend sogar Residenz einer Seitenlinie des hessischen Fürstenhauses.

Die Bezeichnung Rotenburger Quart wird aus folgenden Zusammenhängen verständlich. Landgraf Moritz hatte 1627 seinem ältesten Sohne, der als Wilhelm V. sein Nachfolger wurde, die Regierung überlassen, worauf dieser im folgenden Jahre das Erstgeburtsrecht festsetzte. Seine Stiefbrüder wurden mit ausgedehntem Landbesitz, dem vierten Teil der Hessen-Casselschen Lande, entschädigt, über den er sich allerdings die Landeshoheit mit den daraus sich ergebenden Rechten vorbehielt. Landgraf Ernst

erhielt Rheinfels, Landgraf Friedrich Eschwege und Landgraf Hermann Rotenburg. Als im Jahre 1655 Friedrich und 1658 Hermann das Zeitliche segneten, fielen deren Gebietsteile an Ernst, der somit alleiniger Inhaber des von Landgraf Wilhelm seinen Stiefbrüdern überlassenen Viertels, die Rotenburger Quart genannt, wurde, zu der außer Stadt und Amt Wanfried die niedere Grafschaft Katzenelnbogen mit Stadt und Festung Rheinfels, Stadt und Amt Rotenburg, Eschwege, Ludwigstein, Treffurt, die Herrschaft Plesse und das Amt Gleichen gehörten.

Landgraf Ernst, der seinen Aufenthalt zumeist in Venedig hatte, starb am 12. Mai 1693. Nach seinem Tode fiel die Rotenburger Quart nunmehr an seine beiden Söhne Wilhelm und Karl. Wilhelm bekam Rotenburg, während Karl nach testamentarischer Festlegung Wanfried und Eschwege erhielt und so der Stammvater der Linie Hessen-Wanfried wurde. Die Rotenburger Linie, die zum Katholizismus übertrat, lebte nicht immer im besten Einvernehmen mit den regierenden Vettern in Kassel. Man sagte ihr sogar verräterische Beziehungen zu Frankreich nach, und Lieselotte von der Pfalz soll in ihrer drastischen Art einmal über die Rotenburger sich geäußert haben, daß sie alle einen „Schuß“ hätten.

Landgraf Karl zu Wanfried, der in erster Ehe mit Sophie Magdalene, Tochter des Grafen Erich von Salm-Reifferscheidt-Krautheim, und in zweiter Ehe mit Alexandrine Juliane, Gräfin von Leiningen-Dachsburg und Witwe des Landgrafen Georg III. von Hessen-Darmstadt, vermählt war und in beiden Ehen insgesamt 16 Kinder zeugte, starb 1711 zu Schwalbach, wo er auch begraben liegt. Trotz des reichen Kindersegens verblieb ihm aber aus erster Ehe nur der spätere Landgraf Wilhelm und aus zweiter Ehe außer mehreren Töchtern nur ein Sohn namens Christian.

Der Wanfrieder Landgraf Wilhelm, der aus dem geistlichen Stande kam und zuletzt Domherr zu Köln und Straßburg war, erhielt vom Papst die Erlaubnis, sich verheiraten zu dürfen, und ließ sich 1711 in Wanfried huldigen. Da sein Stiefbruder Christian schon vorher, ehe Wilhelm dem geistlichen Stande entsagte, alle Ämter der Rotenburger Quart, die auch die Niederhessische Quart genannt wird, in Besitz genommen hatte, schloß letzterer nach anfänglichen Streitigkeiten mit Christian einen Erbvertrag, wonach Wilhelm im Besitz der strittigen Gebiete blieb, während Christian außer einer jährlichen Rente die Stadt Eschwege als Wohnsitz zugesprochen bekam. Landgraf Wilhelm, der mit Ernestine Johannette, der Tochter des Pfalzgrafen von Sulzbach, vermählt war, starb kinderlos am 1. April 1731 und liegt in Paris begraben. Mit dem hessischen Landgrafen Karl

(1670–1730), dem kunstsinnigen Landesfürsten, dem Kassel seine Bauten im Barockstil wie das Orangerieschloß und Marmorbad in der Aue, das heutige Naturalienmuseum am Steinweg und schließlich die großartigen Anlagen auf dem Karlsberg, die Kaskaden, das Oktogon und die Pyramide mit dem Herkules verdankt, war er eng befreundet. Alljährlich kam jener mit seinem Hofstaat von Kassel und weilte längere Zeit in Wanfried bei dem dort residierenden Landgrafen Wilhelm, was der Stadt jedesmal manchen Gewinn eintrug.

Nach dem Tode Wilhelms von Hessen-Wanfried folgte ihm dessen Halbbruder, der schon erwähnt wurde. Auch er war für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt schon bald ein Kanonikat in Straßburg. Später trat er in den weltlichen Stand zurück und wurde Oberst beim Hessen-Casselischen Leibregiment zu Pferde. Vermählt mit Maria Franziska, Gräfin von Hohenlohe-Bartenstein, nahm er seinen Wohnsitz im Schlosse zu Eschwege, ehe er als Landgraf 1731 ins Wanfrieder Schloß einzog. Er besuchte gern und oft den Hülfsberg, für dessen Kirche und Ausschmückung er manches tat, und liegt auch dort seinem Wunsche gemäß neben seiner Mutter in der Wallfahrtskirche begraben. Da auch seine Ehe kinderlos geblieben war, erlosch mit ihm am 21. Oktober 1755 diese Nebenlinie des hessischen Fürstenhauses im Mannesstamme.

Nun fielen die Besitzungen der Wanfrieder Linie an einen Enkel Wilhelms V., den Landgrafen Konstantin von Hessen-Rotenburg, der auf diese Weise die gesamte Rotenburger Quart mit Ausnahme von Rheinfels, das 1754 an Hessen-Cassel abgetreten worden war, in einer Hand wieder vereinigte, bis sie 1835 ihr Ende fand.

Weißenborn und seine Umgebung im Dreißigjährigen Kriege

Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges haben, wie die Chronisten zu berichten wissen, auch den Ringgau und die Landschaft an der Werra nicht verschont. Anfänglich eine rein böhmische Angelegenheit, zog das Kriegsgewitter nach der Niederlage Friedrichs V. von der Pfalz am Weißen Berge bei Prag immer näher heran. In Wanfried hatte man seit 1620 einen regelrechten Kundschafterdienst eingerichtet; denn mit den Anwerbungen und militärischen Durchmärschen wurden die Städte und Dörfer durch allerhand räuberisches Gesindel unsicher gemacht, so daß nichts anderes übrig blieb, als sie wie feindliche Haufen zu betrachten.

Obwohl zwar der hessische Landgraf Moritz der Gelehrte im großen Religionskrieg seine Neutralität erklärt hatte, nahm er doch bald nach Kriegsausbruch Söldner an und machte sich infolgedessen dem Kaiser verdächtig. Als dann 1621 der Herzog Christian von Braunschweig, einer der ungestümsten Verteidiger der protestantischen Sache, 100 000 Mann an der oberen Weser zusammenzog, ließ er ihn durch sein Land ziehen und bekundete weiter dadurch offen seine Sympathie, daß er ihn mit Lebensmitteln unterstützte, wenn er auch durch den Widerstand seiner Räte und der Landstände, besonders der Ritterschaft, vom kriegesischen Eintreten abgehalten wurde. Ein Teil der Soldateska des „tollen Christian“ zog, aus dem Wessertal kommend, die Werra herauf, um über Treffurt, Creuzburg und Netra zu marschieren und durchs Fuldaische nach Frankfurt abzubiegen. Als es schon den Anschein hatte, daß sich das Unheil in der Pfalz austoben würde, brach es dennoch über das Werratal herein. Tilly hatte nämlich beschlossen, das kaiserfeindliche Verhalten des hessischen Landgrafen seinem Lande fühlen zu lassen.

Bereits anfangs Juni rückten ligistische Truppen vom Eichsfelde heran, und am 10. Juni 1623 mußte sich die Stadt Wanfried unter ihrem Befehlshaber Wilhelm Bernhard von Hagen ergeben. Mitte Juni verlegte Tilly sein Hauptquartier von Hersfeld nach Eschwege, um seine Truppen über die Werra zu setzen und sie nordostwärts gegen Braunschweig zu führen. Unaufhörlich ergoß sich nun ein Strom von Gewappneten durch unsere Landschaft, bis Tillys Heer am 24. Juni über die Werra setzte. Aber erst Ende Juli hatte die letzte kaiserliche Besatzung die Werrastädte geräumt. Jetzt erwachte unter den Bauern eine begreifliche Erbitterung, die sich an den

Nachzüglern des Tillyschen Heeres, an Boten und Marketendern, rächte. Bei Breitenbach und Cornberg wurde ein Convoy überfallen, teils ermordet und teils zum Eide gezwungen, nicht mehr gegen die protestantische Sache zu kämpfen. Die Edelleute an der Werra, die sich von Tilly Schutzbriefe hatten ausstellen lassen, wurden von ihren eigenen Untertanen bedrängt.

Als der Braunschweiger am 6. August 1623 bei Stadtlohn im Münterschen von Tilly geschlagen worden war, brach dieser anfangs Oktober abermals in Hessen ein, nahm wieder Standquartier in Hersfeld und belegte die Werragegend mit drückender Einquartierung, die auch das ganze Jahr 1624 hindurch noch andauerte. Dabei wurden die adeligen Dörfer weitgehend geschont, die landgräflichen Ortschaften dagegen um so mehr bedrückt. Die hessische Ritterschaft hatte sich inzwischen von dem außer Landes gegangenen Landgrafen abgewandt; sie hielt eigene Versammlungen ab. Doch wird im allgemeinen die Manneszucht unter den Söldnern Tillys lobend erwähnt. In Eschwege erinnerte noch vor einigen Jahrzehnten das Tillyhäuschen, ein im Jahre 1605 errichtetes Gartenhaus, das der Überlieferung nach Tilly 1623 als erstes Quartier gedient haben soll, an den wallonischen Edelmann, der ein glühender Katholik war.

Aber trotz der Kriegskommissare, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingesetzt waren, kam es immer wieder zu gewalttätigen Ausschreitungen. Überall stießen die Hüter der Ordnung auf Widerstand und ernteten Verdruß, so daß sie schließlich den Dingen freien Lauf ließen. Das Volk lebte infolgedessen in Angst und Schrecken. Schmincke berichtet, daß in und um Eschwege bald kein Rind- und Zugvieh mehr aufzutreiben war. Die drückenden Kriegskontributionen veranlaßten schließlich den Kommandanten von Wanfried, Bernhard von Hagen, im Auftrage des städtischen Rates um Erleichterungen zu bitten, worauf ein Teil der einquartierten Truppen in die umliegenden Dörfer gelegt wurde. Im Herbst 1624 lag das Regiment des kaiserlichen Grafen Colalto in unserer Gegend.

Wie berichtet wird, wurde der Stadt Wanfried eine Kontribution von 1 000 Gulden auferlegt. Als diese hohe Summe beim Abrücken des Regiments am 30. Oktober nicht beigebracht werden konnte, wurden der Wanfrieder Bürgermeister Hans Beck und der Stadtschreiber Johann Vollard mitgeschleppt. Auch 13 Kühe und einen goldenen Becher ließ man bei dieser Gelegenheit mitgehen. Da in der Stadtkasse kein Geld war, wurde eine Sammlung veranstaltet, die 231 Gulden 19 Albus 4 Heller einbrachte. Ein an vielen Orten gemachter Versuch, ein Darlehen aufzunehmen, scheiterte. Da sandten die Wanfrieder einige Ratsherren zu Tilly nach Lich-

tenau, um eine Befreiung von dem Lösegeld zu erreichen. Sie kehrten heim mit dem Resultat, daß der Stadt die Kontribution auf 800 Gulden ermäßigt worden sei. In dieser Not streckte der Junker von Eschwege der ihres Bürgermeisters beraubten Stadt Wanfried 500 Gulden vor. Mit der nun endlich beigebrachten Summe von 800 Gulden und einem entsprechenden Befehlsschreiben Tillys wurde der Bürger Mathes Gumpell auf die Reise nach Nürnberg geschickt. Ohne jedoch die Stadt gesehen zu haben, kehrte er nach einigen Tagen nach Wanfried zurück, weil man ihn in der Nähe von Friedlos bei Hersfeld überfallen und um das mühsam herbeigeschaffte Geld erleichtert hatte. Schließlich gelang es dem Bürgermeister Hans Beck zu Neustadt an der Hardt, wo er inzwischen gelandet war, unter Beistand eines dortigen Bürgers aus der Haft des Collatischen Regiments zu entkommen. Am 14. Dezember kehrte auch der Stadtschreiber Johann Volland „nach viel überstandener Leibs- und Lebensgefahr“, wie es heißt, von Bamberg über Eisenach, Weißenborn und Völkershausen in die Heimat zurück.

Endlich kam dem bedrängten Lande Hilfe. Christian IV. von Dänemark zog heran. Tilly verließ Hessen, nachdem er das Land zwei Jahre lang besetzt gehalten hatte. Landgraf Moritz kehrte wieder nach Kassel zurück. Aber das ausgepreßte Land, das nach landgräflicher Veranschlagung einen Gesamtschaden von 60 Millionen Gulden erlitten hatte, erhielt nur wenig Zeit, sich zu erholen. Wallenstein, der Herzog von Friedland, nähte mit einem Heere, das er dem Kaiser geworben hatte, und lagerte sich, von Schweinfurt kommend, den Sommer 1625 über im Werratal. Seine Befehlshaber quartierten sich hauptsächlich in den Städten ein und überließen es diesen, sich an den Dörfern und Ämtern schadlos zu halten.

Im Herbst verließ Wallenstein Hessen, um im Halberstädtischen Winterquartiere zu beziehen. Aber bereits im Oktober des gleichen Jahres fiel der kaiserliche Hauptmann Merode mit 6 000 Mann in unsere Gegend ein und bedrängte die Städte an der Werra und die landgräflichen Dörfer sehr, während die adeligen Hintersassen verschont blieben. Erst im Frühjahr des nächsten Jahres zog er ab.

Ende April 1626 überschritt Herzog Christian von Braunschweig von Norden her die Landesgrenze, um sich als Schutz in das Werratal zu legen. Obwohl Landgraf Moritz ihm mitteilen ließ, daß die Werragegend durch die dauernden Einquartierungen vollständig ausgesogen sei und infolgedessen keine neue Besatzung mehr vertrage, setzte jener bei Morschen über die Fulda. Daraufhin fiel ihm Tilly, die Werra bei Eschwege und Allen-

dorf überquerend, in die Flanke und zwang ihn zum Rückzug. Nach einer Eintragung im Abteröder Kirchenbuch wurde damals Waldkappel von Tillyschen Soldaten geplündert und der Pfarrer Joh. Curäus aus Abterode so geschlagen, daß er zwei Wochen darauf am Himmelfahrtstage (18. Mai) starb.

Am 7. Mai 1626 hatte Tilly sein Hauptquartier in Wanfried und wohnte bei dem dortigen Weinschenken Klaus Manegold. Als nicht lange darauf Hans Friedrich von Boyneburgk sich in die Stadt warf, wurde sie am 25. Juni von Tillys Truppen erstürmt. Nach erbitterten Straßenkämpfen, in denen besonders das Schloß und die Kirche verteidigt wurden, mußte sich die Besatzung ergeben. Siebzig Wohnhäuser ohne die Nebengebäude fielen bei der Plünderung, wie eine damalige Tagebucheintragung des Kantors Hotzell festhält, den Flammen zum Opfer. An einen Wiederaufbau der Häuser war unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken. Kein Stück Vieh fand sich mehr im Orte, Keller und Böden waren leer, die Felder lagen unbebaut und verwüstet da.

In den umliegenden Dörfern war die Not nicht gelinder.

Ende August zog der kaiserlich gesinnte Herzog Georg von Lüneburg durch Hessen, um ein von ihm erworbenes Korps Tilly zuzuführen. Bei dieser Gelegenheit wurde von dem in Diensten des Herzogs stehenden Oberstleutnant Wurmb die Stadt Eschwege eingenommen. Frucht, Schlachtvieh und Pferde wurden ringsumher von den ausgesogenen Bewohnern begetrieben. Als Landgraf Moritz von ihm Wiedererstattung verlangte, ließ er ihm sagen, die Bauern, die sich über Pferderaub beklagten, möchten ihm nach Braunschweig folgen.

Im gleichen Jahre hausten Kroaten in Datterode, und Pfarrer Servestus floh vor ihnen auf die Boyneburg, die belagert und geplündert wurde. Auch Grandenborn wurde von Tillys Horden heimgesucht. Einige Monate darauf brach in dem Dorfe die Pest aus, an der vom Juli bis zum Dezember 150 Personen starben.

Nachdem die protestantischen Söldnerführer Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld durch Wallenstein im April an der Desauer Brücke geschlagen worden waren und auch König Christian von Dänemark im August 1626 bei Lutter am Barenberge durch Tilly eine schwere Niederlage erlitten hatte, bezog ein Teil der Ligatruppen im darauffolgenden Winter wieder Quartiere in Hessen, und die Not wurde größer als zuvor. Es waren hauptsächlich bayerisch-ligistische Regimenter, die

das durch Pest, Ernteauffälle und Kriegsabgaben verelendete Land so sehr bedrängten, daß eine allgemeine Auswanderung befürchtet werden mußte.

Da dankte Landgraf Moritz zugunsten seines ältesten Sohnes Wilhelm 1627 ab, indem er sich und seinen Söhnen aus zweiter Ehe den vierten Teil seines Landes und dazu noch Einnahmen in Höhe von einem Viertel der gesamten Landesaukünfte vorbehielt. Der abgetretene Landesteil hieß die Rotenburger Quart, wozu aber außer Rotenburg an der Fulda auch noch Stadt und Amt Eschwege gehörten. Das war ein schwerer Schaden für Hessen, weil die Schulden im vollen Umfange dem Nachfolger verblieben.

Der neue Landgraf Wilhelm V. zeigte sich trotz seiner 25 Jahre der ihm gestellten Aufgabe durchaus gewachsen. Er schloß zuerst Frieden mit Darmstadt, indem er ihm Oberhessen und Katzenelnbogen überließ. Dann unternahm er eine Reise nach Prag, um sich mit dem Kaiser Ferdinand zu versöhnen. Seine Bitte um Herausgabe des Stiftes Hersfeld jedoch wurde abgelehnt. Durch eine weitere Reise zum Kurfürsten Maximilian von Bayern erreichte er die Entsetzung der Ämter Kassel, Melsungen und Ziegenhain von Tillys Scharen. Die anderen Gebiete aber, namentlich die Werra-gegend, litten weiterhin durch jahrelange Einquartierung und Truppenmärsche.

Im August 1627 rückten Truppenteile des Generals Pappenheim in unsere Gegend ein. Die Stadt Wanfried wurde mit starker Einquartierung belegt und erhielt im Oktober eine Sauve Garde ⁴, mit deren Unterstützung die Bastionen, Wälle und Tore ausgebessert und die Stadt wieder in Verteidigungszustand gebracht wurde. Trotz der unaufhörlichen Beschwerden des Landgrafen wich der Druck nicht von der Werralandschaft. Noch im Mai 1629 lag der Obrist von Wahl mit seinem Regimente in Eschwege.

Die evangelische Sache schien verloren, als im Jahre 1630 der Schwedenkönig Gustav Adolf in Deutschland landete. Nun zeigte sich der hessische Landgraf als ein Mann der Tat. Er suchte, nachdem er schon im geheimen mit Gustav Adolf verhandelt hatte, jetzt offenen Anschluß an Schweden und berief einen Landtag nach der Mader Heide, auf dem ihm die Landstände die Mittel für die Kriegsführung bewilligten. Da Tillys Hauptmacht vor Magdeburg lag, gelang es Landgraf Wilhelm, die Kaiserlichen, die acht Jahre lang Hessen bedrückt hatten, aus dem Lande zu vertreiben. Als Tilly Magdeburg niedergebrannt hatte, rückte er rachedurstig mit acht Regimentern nach Hessen vor. Dieser Zug des kaiserlichen Heerführers

⁴Schutzwache

nach Westen veranlaßte Gustav Adolf, die Elbe zu überschreiten und bei Werben ein festes Lager zu beziehen. Hier schloß Landgraf Wilhelm am 12. August 1631 mit dem Schwedenkönig ein Schutz- und Trutzbündnis, wonach sie gemeinsam kämpfen und Frieden schließen wollten. Wilhelm verpflichtete sich, die Schweden mit zehntausend Mann zu unterstützen, wofür er die Zusicherung erhielt, daß sein Land beim Friedensschluß wieder die Grenzen von 1618 erhalten sollte.

Nach der eindeutigen Stellungnahme des hessischen Landgrafen zugunsten des Schwedenkönigs konnte unsere Heimat im zweiten Abschnitt des Krieges keinen Anspruch auf Schonung erheben. Mit der längeren Dauer des Krieges und der zunehmenden Knappheit der Lebensmittel wurde die Kriegsführung immer rücksichtsloser und die Söldner wurden immer grausamer, so daß es nicht wundernehmen darf, wenn das Land allmählich sich in eine Wüste verwandelte.

Tilly, der inzwischen in Mühlhausen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte und von dort aus die Städte und Ämter an der Werra belegte, ließ seine Horden, nachdem sie Wanfried ausgeplündert hatten, weiter bis nach Sontra ziehen. Schon wollte er sein Hauptquartier nach Eschwege verlegen, als er von Pappenheim gegen den Schwedenkönig um Hilfe gerufen wurde. Bei Breitenfeld aber mußte Tilly am 17. September 1631 eine vollständige Niederlage einstecken, wobei der bisher sieggewohnte ligistische Truppenführer selbst verwundet wurde.

Während Gustav Adolf nun über Erfurt, Würzburg, Hanau und Frankfurt nach dem Rheine zog, um dort Winterquartiere zu beziehen, und Landgraf Wilhelm in Oberhessen stand, fiel der Reitergeneral Pappenheim mit seinen Kroaten von Norden her in Niederhessen ein, wobei Eschwege, Allendorf und Witzenhausen besonders zu leiden hatten. Am 6. Juni 1632 gelang es Landgraf Wilhelm jedoch, den Vortrupp des Pappenheimischen Corps in Stärke von 2 000 Mann zurückzuschlagen, so daß sich die räuberischen Horden bei Münden über die Weser aufs Eichsfeld zurückzogen. In einem Gefecht bei Witzenhausen, wo sich die letzten sechs feindlichen Schwadronen verspätet hatten, wurden 200 mit gestohlenem Gut beladene Kroaten niedergemacht, viele von ihnen gefangen genommen und 400 Pferde erbeutet.

Nun trat für die Werralandschaft eine fast dreijährige Ruhezeit ein; aber im Frühjahr 1635 schlug die noch immer hell lodernde Kriegsflamme von neuem nach unserer Gegend über. Als den Kroaten ein Überfall auf das von Major von Herda verteidigte Eschwege mißlungen war, ließen sie ihre Wut

an den ungeschützten Landgemeinden aus, ehe sie sich über Creuzburg nach Meiningen zurückzogen. Damals wurden 14 Dörfer, unter ihnen Reichensachsen und fast alle Dörfer im Amte Netra, ein Raub der Flammen. Bis in den Juni desselben Jahres hielten sich die Kroaten in der Gegend auf, „schleppten“, wie ein damaliger Zeitgenosse, der Pfarrer Oswald Ludolph zu Niederhone, berichtet, „viele Leute mit weg, Manns- und Weibspersonen, marterten und peinigten sie auf Türkisch, henkten Einwohner an Händen und Füßen auf, spannten sie in Wannen, wie Jost Schwarzmann begegnet, plagten sie, bis sie eine Summe Geldes versprachen, und schossen sie nieder, wenn sie dieselben nicht zusammen brachten, gleich Hunden und Katzen. Dem Martin haben sie die Fußsohlen mit Prügeln von den Füßen geschmissen. Sie steckten in Brand das Pfarrhaus zu Niddawitzhausen, über 80 Häuser in Reichensachsen, etliche Häuser in Oettmannshausen und Hoheneiche, über die Hälfte des Dorfes Wichmannshausen nebst den Junkerhäusern daselbst und die Stadt Sontra.“ Der Pfarrer von Datterode klagt 1636 über das seinem Dorfe zugefügte Leid folgendermaßen: „Bei diesem langwierigen Kriegswesen und erlittenen Brandschaden sind viele Häuser und Wohnungen in Abgang gekommen, auch viel Länder bei die Häuser gehörig und andere Erb- und Dienstgüter sind wüste und herrenlos geworden. Es ist viel zurückgeblieben und steht zu befürchten, daß künftig noch mehr Zins zurückbleiben wird, weil die Kriegsgelder sich von Tag zu Tag vermehren, und die Leute immer mehr verderbet werden. Die um die Kirche gelegenen Häuser, welche vor Zeiten Erdhäuser gewesen sind und Lehn geld zahlen, sind von den Kroaten angestockt und stehen ihrer noch zwei.“ Auch in Lüderbach waren viele Häuser in Flammen aufgegangen, und andere, die das Feuer verschont hatte, standen leer, weil ihre Bewohner flüchtig geworden waren. In Grandenborn starben um diese Zeit etwa 80 Menschen an der Pest.

Als die feindlichen Mordbrenner kaum von der Werra zurückgetrieben waren, fiel in Oberhessen der kaiserliche General Bönninghausen mit seinen Scharen ein, die bis in unsere Gegend ihre Streifzüge unternahmen und nach Pfarrer Ludolphs Bericht noch ärger gehaust haben sollen als ihre Vorgänger. Vor dem Landgrafen im August des Jahres ins Fuldaische zurückweichend, hörten gleichviel die feindlichen Streifereien nicht auf. Am 24. August wurde Treffurt geplündert, wobei die Großburschlaer Kirchenkleinodien, die nach dort in Sicherheit gebracht worden waren, dem Raubgesindel in die Hände fielen.

Im März des Jahres 1636 durchzog der kaiserliche General von Hatzfeld in westöstlicher Richtung unsere Gegend, und im Juli des gleichen Jahres fiel Feldmarschall Johann von Götz mit seinen Kroaten, vom Rhein kommend, in Hessen und verschiedentlich auch in die Werragegend ein. Als er im Dezember wieder an der Werra erschien, vereinigte er sich bei Treffurt und Wanfried mit dem Heerhaufen Hatzfelds, um dem schwedischen General Baner, der nach siegreicher Schlacht bei Wittstock in der Nähe von Erfurt stand, entgegenzutreten. Doch kehrte Götz bald nach Westfalen zurück. Überall, wo er durchzog, hinterließ er Spuren des Grauens und der Verwüstung. In Rambach wurde der Abendmahlskelch gestohlen, in Altenburschla wurden die Tücher aus der Kirche entwendet, Kirchenbücher, Bibeln und Agenden von den Kaiserlichen zerrissen.

Als Götz Hessen verließ, zog General Baner mit seinen Schweden hinter ihm her und stürzte die Werragegend in neue Bedrängnis; denn Zügellosigkeit herrschte sowohl bei den Schweden als auch bei den Kaiserlichen. Die religiösen Gründe, um derentwillen der unheilvolle Krieg einst entbrannte, waren längst in Vergessenheit geraten. Freund wie Feind hausten im Lande mit gleicher Rücksichtslosigkeit.

Landgraf Wilhelm von Hessen, der wegen seines treuen Ausharrens bei der evangelischen Partei der Standhafte genannt wurde und von dem Kaiser als Reichsfeind geächtet worden war, sah sein Land schutzlos den Kriegseinwirkungen ausgeliefert, als das Schreckensjahr 1637 anbrach. Außer Götz rückten die Generale Gallas und Isolani mit ihren Kroatenscharen heran. Friedewald, Sontra und Waldkappel wurden fast gänzlich niedergebrannt. In Eschwege raubten und mordeten die bestialischen Haufen 14 Tage lang, obwohl der Ort mit seinen 1100 Häusern bereits mehr als zwanzigmal ausgeplündert worden war. Auf die Schreckenskunde, der Oberst Geyso könne mit seiner geringen Schar die Stadt gegen den heranrückenden Feind nicht verteidigen, eilten die Einwohner, soweit sie nicht in entfernteren befestigten Plätzen wie Mühlhausen, Allendorf, Göttingen und Kassel Schutz fanden, mit ihren Habseligkeiten auf Schubkarren und Handwägelchen in die Schluchten des Schlierbachswaldes und Hundsricks, wo sie sich gegen Regen und Sturm Hütten aus Holz und Tannenzweigen erbauten und dieselben, so gut es gehen wollte, mit Tüchern nach oben und nach den Seiten hin abdeckten. Cyriakus Kompenhanß, der ehemalige Eschweger Obermeister der Gerberzunft, der mit seiner Frau und einem Lehrling wie so viele andere vom 6. bis zum 20. April 1637 im Schlierbachswald Zuflucht gesucht hatte, berichtet darüber:

„Wie es uns dann im Walde und in den kalten Tagen und Nächten ergangen ist, das kann sich einer leichtlich denken, wenn er sich erinnert, daß wir kein festes, trockenes Gemach, sondern nur eine armselige Baumhütte hatten, welche wir mit allerlei Lilachen, Bettüchern und sonstigem Zeug gegen Wind, Regen und Frost kaum ein wenig verwahren konnten. Dazu fehlte es uns sehr an der gewohnten warmen und regelmäßigen Nahrung, dagegen aber nicht an kummervollen Gedanken und Sorgen, wie das alles noch werden sollte. Meine arme Frau, die schon lange nicht mehr zu den Stärksten gehört hatte, wurde dann auch vom schweren Herzensbrast, von der übermäßigen Hatze unserer Flucht und von der halben Obdachlosigkeit in der ersten Nacht gleich so sehr angegriffen, daß sie schon am heiligen Karfreitag von einem hitzigen Fieber und Frost und einem schmerzvollen Stechen in der Brust mit qualvollem Husten befallen wurde und nicht wieder aufstehen konnte. Auf einer der mitgebrachten Ochsenhäute gebettet, kümmerlich zugedeckt durch die andern Sachen, brachte sie so ihre Leidenstage und -nächte ohne Arzt und richtige Krankenpflege zu; nicht einmal ein wenig Milch konnten wir ihr verschaffen; das einzige, womit wir sie erquicken konnten, war ein Trunk frischen Wassers und etwas gekochtes Obst, so wir von Haus mitgenommen hatten. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß der liebe Gott am neunten Tag ihre Seele aus diesem Jammertal der Welt in sein ewiges Reich abrief. Ohne Begleitung eines Seelsorgers, nur umgeben von einer Anzahl mit uns geflohener Leidensgenossen legten wir den müden Leichnam dem Herrn in die Erde, indem wir über ihrem Grabe ein stilles Vaterunser zu unserem Gott emporsandten.“

Nur alte und gebrechliche Leute waren im Hospital und Siechenhaus zurückgeblieben, andere hatten sich in die Kirchen geflüchtet. Aber auch sie fanden keine Gnade vor den entmenschten Kroaten. Gegen Frauenspersonen, so berichtet Kompenhanß weiter, „übten sie ihre viehische Lust so lange aus, bis gar manche den Geist elendiglich aufgab; einzelne gebrechliche und bresthafte Leute hingen sie über dem Herdfeuer in den Rauchfang, daß sie von Glut und Rauch ersticken mußten; an achtundzwanzig alte Hospitaliten und Siechenleute quälten sie in Backöfen oder sonst mit Feuer zu Tode.“ Nachdem die bestialischen Horden in unvorstellbarer Weise sich ausgetobt hatten, wurde die Stadt am 20. April an mehreren Stellen angesteckt und lag in wenigen Tagen in Schutt und Asche. Ein Bild des Jammers blieb zurück. Aus diesen Trümmern ragten nur noch das Schloß, in dem der kommandierende General Geleen Wohnung genommen hatte,

die Neustädter Kirche, das Hochzeitshaus, die Cyriakuskirche neben 14 elenden Häusern und etwas mehr als zwei Dutzend Scheuern, in unmittelbarer Nähe der Mauern gelegen, empor. Was von den Einwohnern übrig blieb, fiel später der Pest zur Beute. Auf dem Marktplatz wuchs das Gras, daß es wie auf einer Wiese gemäht werden konnte. Auch mehrere Dörfer der Umgegend gingen in Flammen auf. Niederhone brannte bis auf die Kirche, 19 Häuser und eine Scheuer nieder. In Jestädt wurden 17 Häuser durch Feuer zerstört. Langenhain, das bereits 1636 unter Feuersbrünsten gelitten hatte, wurde auch 1637 von den Kroaten in Brand gesteckt, ebenso Niederdünz bach und Niddawitzhausen. Im gleichen Jahre wurde die Boyneburg von den Kroaten erstiegen und niedergebrannt. Von den Ringgaudörfern mußte Willershausen viel erdulden, obgleich es schon in den Jahren 1635 und 1636 schwer heimgesucht worden war und 190 Einwohner durch die Pest verloren hatte. Das ganze Dorf außer dem Schloß ging in Flammen auf, und die dem Feuer ebenfalls zum Opfer gefallene Kirche konnte erst 40 Jahre später wieder aufgebaut werden. Wie berichtet wird, soll der Ort deshalb so arg zerstört worden sein, weil von acht requirierenden Kroaten sieben in den Brunnen geworfen worden waren, während einer entkam und die Rächer herbeirief. Der Tod stellte sich zu jener Zeit als täglicher Gast in den Gemeinden des Ringgaus ein. Am 13. Juni waren beispielsweise drei Beerdigungen in Breitzbach, am 14. vier zu Frauenborn, am 15. acht zu Archfeld. Ähnlich ging es auch an den übrigen Tagen des Monats zu. Am 18. Juni wurden zwei Einwohner von Markershausen in den Kirchenbüchern als vom Feinde erschlagen angegeben. Auch das Totenbuch von Grandenborn weiß aus dem Jahre 1637 von Kriegsgreueln zu berichten. Ein Mann wurde von den Kroaten erschossen, ein anderer totgeschlagen, einem dritten wurde der Kopf abgehauen; der freiherrliche Schultheiß wurde so gepeinigt, daß er an den Folgen starb. Die Einwohnerin Else Engelhardt wurde zu Tode geschunden. Martha Mankus starb in der Plünderung, und auch der Hirte Melchior ist, wie es heißt „in der Plünderung außen geblieben“. Netra und Rittmannshausen dagegen, die bereits 1635 stark gelitten hatten, scheinen in diesem furchtbaren Jahre glimpflicher davongekommen zu sein. Im ganzen sind im Sommer dieses Jahres achtzehn Städte, siebenundvierzig Adelssitze und mehr als hundert, nach den Angaben etlicher Chronisten sogar dreihundert Dörfer verbrannt worden und ein Drittel der Bewohner unserer Gegend durch Schwert, Hunger und Pest umgekommen. Reichensachsen war nach den Aufzeichnungen des schon erwähnten Pfarrers Ludolph so arm, daß dort im ganzen Sommer 1638 nur eine einzige

Kuh sich fand, aber kein Schwein, kein Huhn oder Hahn, keine Gans und kein Pferd, abgesehen von „Jacob Schaden Pferd, das schlecht war“.

Die nächsten Jahre verliefen für Hessen und unsere Gegend etwas ruhiger. Landgraf Wilhelm, nachdem er mit seinen Truppen die Ems hinuntergezogen war, um sich und sein Heer in dem bisher vom Kriege verschont gebliebenen Ostfriesland bis zum nächsten Frühjahr zu bergen, war an einem tückischen Fieber am 21. September zu Leer gestorben, und Landgräfin-Witwe Amalie Elisabeth führte wegen der Unmündigkeit ihres erst achtjährigen Sohnes die Regentschaft, wenn man in jener Zeit überhaupt von einem eigentlichen Regieren sprechen konnte. Vergeblich hatte sie versucht, Friedensverhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Als hätte der Himmel ein Einsehen mit der darbenden Bevölkerung, fielen die Jahre 1638 und 1639 recht fruchtbar aus, so daß schon um Johanni die ganze Ernte unter Dach kam und man bereits am 15. Juni Brot vom frischen Korne backen konnte.

Doch brach mit dem Jahre 1640 neues Unheil über die Werrallandschaft herein, nachdem die Landgräfin eine Annäherung an Schweden und Frankreich gesucht hatte. Der schwedische Feldherr Baner zog mit seinem heruntergekommenen Heere im Bunde mit den Weimaranern und anderen Truppenteilen durch unsere Gegend und lagerte sich im Werratal bei Eschwege zuerst am rechten und dann am linken Ufer des Flusses in der Absicht, sich auf Kosten Hessens zu neuen Taten zu stärken. Alle Bitten der Landgräfin, die Ernte zu schonen, blieben so gut wie unbeachtet. Die Felder wurden aufs neue verwüstet und die Ortschaften ausgeplündert. Die Kirchen in Altenburschla und Großburschla fielen der Zerstörung anheim. Auch Weißenborn blieb nicht unversehrt; denn die Schweden steckten das Schulhaus an.

In den folgenden Jahren ging es nicht friedlicher zu. Wie oft mögen die Bewohner unseres Dorfes damals in den felsigen Schlupfwinkeln der Graburg Zuflucht gesucht und dort sich verborgen gehalten haben, bis das räuberische Gesindel abzog. Keine Feder im Dorfe hat sich gefunden, die das Unglück und die Angst jener Flüchtlinge um ihr Besitztum im Tale geschildert hat. Einen aufschlußreichen Bericht aus den vergangenen Notzeiten gibt Pfarrer Lorenz Ludolph, der von 1634 bis 1653 Geistlicher in Reichensachsen war, indem er über den Sommer des Jahres 1640 schreibt, daß kurz nach Pfingsten eine große Ausflucht der Bewohner einsetzte, die zehn Wochen dauerte, in denen die Menschen großen Hunger litten und viel Vieh umkam. Als die Leute nach ihrer Rückkehr sich wieder an Brot

satt essen konnten, erkrankten die meisten, so daß beinahe kein gesunder Mensch im Dorfe zu finden war, weshalb auch die Betstunden ausfallen mußten. Ludolph schildert wörtlich:

„Das Winter- und Sommerfeld ist von den Kriegern ganz hinweg genommen worden, das man auch nicht erkennen können an manchem ort, was und ob frucht da gestanden; umb die Berge her und an entlegenen heimlichen feldern haben wir eine geringe Nachlese funden, das man etwa ein Par mahl davon in die Mühl thuen können; darauf eine große theuerung und hunger erfolgt. Das Malder Korn kostete 6-7 Thlr; es kam aus Polen über Bremen.“

Im August des Jahres verließ Baner endlich die Gegend von Eschwege und bezog Stellungen bei Wildungen, während die Kaiserlichen bei Fritzlar standen. Im September verlagerte sich der Schauplatz des Krieges an die Weser, wo die Kaiserlichen im darauffolgenden Monat von den Schweden bei Holzminden geschlagen wurden. Aber nach wie vor zeigten sich räuberische Banden an der Werra, worüber Ludolph zu erzählen weiß:

„Ob wir nun wohl daheim gewest, so hat sich doch Niemand getrost dörrffen sehen lassen, den die streifferey so stark hin und wider gangen, das man nicht gewust, was vor volck. So haben freund und feind brodt und kleider, Pferde und Vieh weggenommen. Es hat sich einer hir, der ander dort, uf den Bergen in hecken und wildnussen gegen den Winter sein huttlein gemacht, mit Weib und kind, tag und nacht ufhalten müssen, da haben wir gewohnt, gekocht, predigt, betstunde oftmahle, auch wohl Tauff verrichtet.“

Auch 1641 kamen die Menschen unserer Landschaft nicht zur Ruhe. Das Elend durch umherstreifende Banden, durch Krankheit und Hunger nahm kein Ende. Fast alle Winter- und Sommerfrucht war vom Ungeziefer vernichtet worden. Korn war so selten, daß man für einen Scheffel ein ganzes Haus oder eine Scheuer kaufen konnte. Erst „kurtz vor Christtag“, berichtet Ludolph, „sind wir etwas zu ruhe kommen, das wir in kirch kommen können. Sonst den ganzen Sommer haben wir mit großer gefahr die arbeit gethan, des Nachts in den Bergen und wildnussen unser Schlafcammerlein gehabt. Oft haben wir uns gewagt, den Sonntag unsere Versammlung in der Kyrch zu haben, aber ist nicht in die Kirch geleutet worden, dreymahl an die große glock geschlagen ist das zeichen gewesen, zur kirch zu kommen, welches zeichen die Partheyen, so vom Eichsfelde hero ufgepasset, nicht verstanden, haben vielmehr gemeinet, als ob wir von ihnen wußten, und geben das zeichen darauf, das jedermann aus dem wege gehen und flie-

hen sollte.“ An einer anderen Stelle klagt der Pfarrer aus Reichensachsen: „Es ist ja wohl mehr als 1 jar hingegangen, das ich, der Pfarherr, nicht Ein gericht fleisch uf meinem Tisch haben können.“

Im Jahre 1642 erschienen mehrfach feindliche Scharen vor den Toren und Wällen Wanfrieds, die aber keinen Einlaß fanden, weil die Stadt von der Gleichensteinschen Partei, die als Sauve Garde hier lag, verteidigt wurde. Ganz ohne Kämpfe scheint es aber nicht abgegangen zu sein, weil der Wanfrieder Chronist berichtet, daß das Unter- und Obertor zerstört und bald wieder aufgebaut wurde. Und noch 1644 heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, daß die „Heldrungische Partey Reuter, so den Obrist von Eschwege (in Aue) geplündert“, die Stadt überfiel und den größten Teil des Viehes forttrieb.

Unterdessen nahm der Krieg seinen weiteren Verlauf. Hessische Truppen waren es, die dem schwedischen General Torstenson, Baners Nachfolger, am 2. November 1642 den Sieg über Piccolomini bei Leipzig erringen halfen und die auch die Franzosen im Kampf gegen Lamboy bei Kempen in Westfalen unterstützten. Noch einmal zeichnete sich die hessische Tapferkeit am 3. August 1645 in der Schlacht bei Allersheim unweit Nördlingen aus. Franzosen und Schweden waren bereits von den Kaiserlichen zurückgedrängt worden, als die Hessen unter ihrem General Geyso den Sieg entschieden, wobei der Feind 7 000 Mann, darunter seinen Heerführer Mercy, verlor.

Gegen die mit den Kaiserlichen verbündeten Darmstädter Truppen unter Albrecht von Eberstein, die in Frankenberg lagen, rückten 1646 Geyso und der schwedische General Löwenhaupt heran und schlugen auf der Tenhöhe bei Frankenberg, wo heute der Schwedenstein steht, Eberstein in die Flucht, der sich darauf mit nur hundert Reitern nach Westfalen absetzte. Nun konnte auch die Werragegend von den Kaiserlichen unter General Melander gesäubert werden. Im Oktober 1647 hatte Melander, der seit 1633 als Generallieutenant in hessisch-casselischen Diensten stand, später aber von der Landgräfin Amalie Elisabeth seinen Abschied erhielt, worauf er zum Katholizismus übertrat, Niedersachsen mit 20 000 Mann überfallen. Vor der feindlichen Soldateska, die bei Creuzburg die Werra überschritt, floh die Bevölkerung in die Wälder. Pfarrer Ludolph schreibt:

„1647 den 15. October nach Mitternacht ausgewichen bis nacher Cassel, andere nacher Spangenbergk, Göttingen, Münden usw., Ausflucht 18 Wochen bis uf Lichtmes.“

Unter den hessischen Gebieten hatte wiederum das untere Werratal, so es am 29. Oktober 1647 bei Allendorf zu einem Gefecht zwischen kaiserlichen und schwedischen Reitern gekommen war, am meisten zu erdulden. Bis Ende November hausten Melanders Scharen an der Werra. Noch am 5. November erhielt die Stadt Wanfried eine kaiserliche Schutzwache. Aber noch vor Ende des Jahres mußte Melander das Land Hessen wieder verlassen, ehe er im folgenden Jahre am 17. Mai in einer Schlacht in der Nähe von Augsburg fiel.

Nach jahrelangen Unterhandlungen konnte dann endlich am 24. Oktober 1648 der Friede zu Münster und Osnabrück, der ein dreißigjähriges Blutvergießen beendete, verkündet werden. Zwar atmete die gequälte Bevölkerung nach all den überstandenen Ängsten und Nöten wieder auf; aber es dauerte noch viele Jahre, bis die Folgen des entsetzlichen Krieges gänzliche überwunden waren.

Ein finsternes Kapitel aus jener Zeit ist der Hexenaberglaube, dessen Nachwirkungen noch in der Gegenwart spürbar sind, worüber an anderer Stelle noch zu berichten sein wird. Allenthalben wurden Hexenprozesse durchgeführt. So ist bekannt, daß in Eschwege im Jahre 1657 die Ehefrau des Bürgers Jakob Holzapfel auf eine am 14. April d. Js. bei Landgraf Hermann von Rotenburg eingegangene Anzeige wegen Hexerei zur Verantwortung gezogen wurde. In der Schule zu Eschwege waren nämlich, wie es heißt, zwei Mädchen erkrankt und eine davon an dem Genuß einer Butterwecke gestorben. Der Verdacht fiel auf die Mutter jenes Mädchens, das die Wecke mit in die Schule gebracht hatte, der noch dadurch verstärkt wurde, daß die Mutter, allgemein die Holzapfelsche geheißen, einem anderen Kinde an das Bein gegriffen hätte, worauf dieses dann lahm wurde. Da der Arzt die Krankheitsursache in beiden Fällen scheinbar nicht einwandfrei feststellen konnte, half er sich mit der Ausrede, daß die Kinder wohl behext worden seien. Nach erfolgter Anzeige wurde die angebliche Hexe gefoltert, sie bekannte sich unter den erlittenen Qualen zu ihren „Freveln“ und gab sogar an, das Hexen von ihrer eigenen Mutter gelernt zu haben. Daraufhin sprach die Gießener Juristenfakultät ihr Urteil, das am 30. Oktober im gleichen Jahre in Eschwege auf dem Marktplatz seine Vollstreckung fand. Die Mutter wurde geköpft, die Tochter gehenkt und die Leichname beider auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ein Zeitgenosse und Zeuge bekannte in einer Niederschrift: „Ist ein miserabel und doch formidabel specktakul gewesen.“

Das Dorf um 1744

Es ist im Staatsarchiv zu Marburg ein Grundbuch der Dorfschaft Weibenborn aus dem Jahre 1744 vorhanden, das vier Bände umfaßt und eine Vorbeschreibung enthält, die von Conrad Eckhard Schimmpfeng stammt und über unsere Gemeinde einigen Aufschluß gibt. Zu der Zeit, als sie geschrieben wurde, residierte in Hessen Landgraf Friedrich I. (1730–1751), der aber bereits seit 1720 König von Schweden war. Als Erbprinz stand er im spanischen Erbfolgekrieg an der Spitze der hessischen Truppen und entschied bei Höchstädt 1704 den Sieg des Prinzen Eugen. Friedrich vermählte sich in zweiter Ehe 1715 mit Ulrike Eleonore von Schweden, der jüngeren Schwester des schwedischen Königs Karl XII., und nahm nun auch teil an den Kriegszügen seines Schwagers. Als den König in den Laufgräben vor Frederikshall im Nordischen Krieg 1718 eine Kugel tötete, berief der schwedische Reichsrat, der schon lange mit Karls Regierung unzufrieden war, dessen jüngere Schwester Ulrike Eleonore zur Regierung, die dann 1720 mit Einwilligung der Reichsstände die Königswürde auf ihren Gemahl Prinz Friedrich von Hessen-Kassel übertrug. Durch seine Regierungsgeschäfte in Schweden gebunden, ernannte dieser nach dem Tode seines Vaters Landgraf Karl seinen Bruder Wilhelm 1730 zum Statthalter in Hessen. Er behielt sich aber dennoch die Bestätigung aller wichtigen Amtsgeschäfte vor und errichtete in Stockholm zur Erledigung der hessischen Angelegenheiten eine besondere Kanzlei. Während der Zeit der Statthalterschaft durch Friedrichs Bruder Wilhelm erhielt Hessen 1739 eine neue Dorfgemeindeordnung (Greibenordnung), die sich durch landesväterliche Fürsorge auszeichnet. So heißt es darin beispielsweise über das Feuerwesen, daß das fahrlässige Tabakrauchen nicht zu gestatten ist. Verboten war es, bei Licht am Flachs zu arbeiten oder ihn in Stuben und Backöfen zu dörren, ferner mit brennenden Lichtern und Feuerbränden ohne Laterne über die Straßen, in die Ställe und Scheunen zu gehen. Weiter wurde darin verlangt, daß in den Häusern durchgehende Schornsteine angelegt und dieselben fleißig gereinigt würden. In die Nähe der Schornsteine sollten kein Heu, Stroh oder „Gefütter“ gelagert werden. Alle Vierteljahre mußte eine Untersuchung durch Greben und Vorsteher stattfinden, ob die Feuergerätschaften in Ordnung waren und ob der eine oder andere in seinem Hause gefährliche Feuerstätten und Schornsteine hatte. Ohne besondere Erlaubnis durften Häuser nicht mehr mit Stroh gedeckt werden. Was die Arbeit der Bauern betraf, wurde verlangt, daß jedes

junge Ehepaar vier Bäume zu pflanzen hatte. Im Frühjahr, ehe es warm wurde, sollten die Obstbäume von Raupennestern gesäubert und selbst die Kinder zu Gartenarbeiten herangezogen werden.

Wahrscheinlich ging es auch auf eine entsprechende landesherrliche Verfügung zurück, wenn in den Steuerkatastern der Gemeinde zu jener Zeit allgemein eine spezielle Darstellung zu finden ist, die manches Wissenswerte über die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse aussagt. Nach der handschriftlichen Vorbeschreibung zu dem Kataster der Dorfschaft Weißenborn aus dem Jahre 1744 gehörte unser Ort zu dem Amte Wanfried, das neben der Stadt selbst noch vier Dörfer umfaßte und zwar

Wanfried	mit	252 Häusern und	1139 Einwohnern
Altenburschla	mit	76 Häusern und	301 Einwohnern
Heldra	mit	74 Häusern und	320 Einwohnern
Rambach	mit	73 Häusern und	266 Einwohnern
Weißenborn	mit	84 Häusern und	313 Einwohnern

Über die geographische Lage unseres Ortes weiß Schimmelpfeng in seiner Vorbeschreibung zu dem oben erwähnten Steuerkataster, aus der Sicht der damaligen Verkehrsverhältnisse betrachtet, mit ein wenig umständlicher Ausführlichkeit zu berichten, daß er zwölf Stunden von der Landesresidenzstadt Kassel, zwei Stunden von Stadt und Amt Wanfried und zwei Stunden von der Stadt Eschwege entfernt, in einem tiefen Grunde liegt zwischen zwei hohen Bergen, der „grabe Rück“ und der „Keßel“ geheißen. Gemeint sind nach heutiger Lesart die Graburg und der Schiefergrundkopf. Weiter heißt es am angeführten Orte, daß es gegen Morgen an Rambach, gegen Abend an das Gut „Ludenbach“, das denen von Boyneburg gehörte, gegen Mitternacht an der Stadt Eschwege „Terminney“ und gegen Mittag an den damals ebenfalls zum Besitze derer von Boyneburg gehörenden Graburgswald „grentzet“. Die von Boyneburg waren alte Reichsmannen, die auf dem Schloß Boyneburg einst saßen, das heute nur noch als Burgruine zwischen den Tälern der Ulfe und Netra über den Höfen Datterpfeife und Harmuthshausen aufragt. Sie waren unstreitig das bedeutendste und reichste Geschlecht in der Gegend um Eschwege. Es teilte sich, wie bereits in einem früheren Kapitel erwähnt wurde, in zwei Linien, die der schwarzen und der weißen Fahne. Die letztere zerfiel wieder in drei Stämme. Der erste Stamm, die Weißen, hatte vorzugsweise seinen Sitz in Wichmannshausen und Stedtfeld, der zweite Stamm, die Jungen, war in Bischhausen und auf dem Hof Lautenbach ansässig, der dritte Stamm

war reich begütert in Eschwege, Reichensachsen, Jestädt und Netra und zerfiel gemäß seinen Besitzungen wieder in zwei Familien, von denen die eine Boyneburg-Hohenstein-Reichensachsen und die andere Boyneburg-Hohenstein-Jestädt-Netra hieß, zu deren Besitz wohl die Graburgswaldung gehört haben mag.

Im Jahre 1529 führte die Gemeinde Weißenborn gegen sämtliche von Boyneburg genannt Hohenstein, von denen Lips (Philipp) einen hiesigen Bauern gepfändet hatte, einen Prozeß, über den eine Handschrift, aufbewahrt im Marburger Staatsarchiv, berichtet. Danach hatte der Weißenbörner Bauer nördlich des Dorfes jenseits der Straße auf dem Boyneburgischen Grund und Boden sein Vieh gehütet. Bei der Zeugenvernehmung sagte Marx Scheffer, ein Mann im Dienstverhältnis der von Bültzingsleben, er habe Kurt Scheffer zu Weißenborn vor vierzig Jahren gedient und allerwege gesehen, daß die von Weißenborn gen Wellingerode (wüst nach Röhrda hin), gen Liedenbach (Lautenbach), im Schlierbach und auf dem Kessel, sowie auf und über die Straße gehütet haben ohne irgendwelchen Einspruch der von Boyneburg oder von anderer Seite her. Ein anderer Zeuge, Hans Becker aus Weißenborn, 64 Jahre alt, sagte aus, er habe an die vierzig Jahre in Weißenborn gewohnt und wisse, daß man an allen Orten ungehindert auf den Gütern der Junker gehütet habe. Damals hätten Rabbe und Heimbrod von Boyneburg ihnen das nie verwehrt, nur angezeigt, wann sie jagen wollten, damit der Hirte deswegen Bescheid erhielt. Nur nach Netra zu hätten die alten Junker einmal gepfändet. Andere Einwohner, unter ihnen Hans Eschenstrut, 60 Jahre alt, Hans Stelzenbach, 55 Jahre alt, Henkel Heukenroth, über 50 Jahre alt, sagten in ähnlicher Weise aus. Im Jahre 1530 ordnete die Gemeinde Weißenborn in dieser Angelegenheit Klaus Hillebrand, Klaus Ritze, Hans Ludwig und Hermann Büttner als Bevollmächtigte an den Landgrafen nach Kassel ab. Der Rentmeister und der Schultheiß zu Eschwege waren landgräfliche Kommissare zur Feststellung des Tatbestandes. Der Gegenanwalt der von Boyneburg erwiderte, die von Weißenborn hätten keinesfalls ihr Besitzrecht an den umstrittenen Weideflächen erwiesen und damit die angefochtene Pfändung nicht widerlegen können. Außerdem sei ihnen in früheren Fällen das gepfändete Vieh stets wieder zurückgestellt worden. Unter den Huteweiden fand die im Schlierbach und am Kessel besondere Hervorhebung. Den Parteien wurde schließlich ein Vergleich nahegelegt, worauf sie sich gütlich einigten, was jedoch in der Handschrift nicht näher erläutert wird.

Doch kehren wir zu unserem Katasterbericht von 1744 wieder zurück. „Starke Bäche oder Brunnen“, heißt es darin, „sind im Dorfe nicht befindlich, sondern es muß die Gemeinde zur höchsten Notdurft das Wasser durch Röhren aus einem Brunnen, der Trögebrunnen genannt, auf eine Viertelstunde Weges ins Dorf leiten und hat bei harten Wintern und dürrern Sommern großen Wassermangel, so daß sie auch zuweilen solches aus einem anderen Brunnen in der Untergrubewiesen, gleichfalls eine Viertelstunde von hier, zu holen genötigt ist.“ Mit dem befremdlichen Bedauern eines dem verkehrsreichen zwanzigsten Jahrhundert verhafteten Dorfbewohners lesen wir: „Weder Landstraße noch einige Pabsage geht durch das Dorf.“

Was die Besitzverhältnisse anbetrifft, so ist in der Vorbeschreibung zu dem erwähnten Archivbände zu lesen, daß keine herrschaftlichen oder sonst freien Güter in hiesiger Gemeinde gelegen waren, sondern daß alles außer den wenigen Pfarrgütern „contribuabel“, d. h. ablieferungspflichtig, gewesen ist. In diesem Zusammenhang wird ein auf dem „Burschelfeld“ gelegener Acker, der „Weiße Acker“, genannt, der der Kirche mit unständiger Frucht zinspflichtig war. Außerdem wird ein Legat, das „vor langen Zeiten“ zustandekam, erwähnt, wonach die Kirche ein Kapital von 462 Reichsthaler (Rthlr) 27 Albus 11½ Heller daraus hatte, das an die hiesigen Einwohner gegen fünfprozentige Verzinsung ausgeliehen wurde.

Allgemein kann für das 18. Jahrhundert im gesamten hessischen Raum gesagt werden, daß der erbliche bäuerliche Leihebesitz unter der Bezeichnung Erbzins-, Erbleihe-, Erbkauf- und Erblehngüter vorherrschend war. Hierbei hatten die Inhaber ein weitgehendes erbliches Nutzungs- und Verfügungsrecht am Gute, auf dem aber eine Reihe von Reallasten wie Grundzinse, Frondienste, Zehnten u. a. lagen, die sowohl grundherrlichen als auch öffentlichen Charakters (an den Gerichtsherrn) sein konnten.

An dieser Stelle ist es angebracht, einige Angaben über die Geldverhältnisse der damaligen Zeit einzuschalten. Im Mittelalter hatte die Geldwirtschaft für den Bauern nur geringe Bedeutung, weil er die Abgaben mit seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen entrichtete. Im 15. Jahrhundert wurde von den Behörden bereits mit Gulden und Groschen gerechnet. Allerdings kamen damals in Hessen noch keine Goldmünzen zur Ausprägung. Erst um das Jahr 1500 herum setzte sich der Silbertaler durch. Er wurde zunächst auch Guldengroschen genannt, d. h. ein Gulden, der aus Silber, dem Metall, aus dem die Groschen geschlagen wurden, bestand. Der Gulden (fl.) lebte aber als Münzeinheit weiter. Sein Wert wurde auf 26 Albus festgesetzt. Daneben wurde ein Kammer- oder Steuergulden (cfl.)

geschaffen, der Jahrhunderte hindurch als Rechnungseinheit für Steuern und andere Abgaben diente. Der Silbertaler wurde von den hessischen Behörden im Jahre 1735 eingeführt, man rechnete ihn mit 32 Albus oder 24 guten Groschen, den Groschen mit 16 Heller, den Albus oder Weißpfennig, eine Silberlegierung, mit 12 Heller.

In kirchlicher Hinsicht wird Weißenborn als Filial von Rambach bezeichnet. „Kein Pfarrhaus“, fährt der Schreiber fort, „ist allhier befindlich, sondern es Wohnt der Pfarrer bey der Mutter Kirche zu Rambach, von wannen derselbe alle Sonn- und Festtage alhier zu predigen kommen muß, die Monatlichen Bettage aber sind die Einwohner nach der Mutter Kirche zu gehen verbunden.“ Die Besoldung ist in obigem Berichte ebenfalls niedergelegt, worüber Genaueres in dem Kapitel „Das Kirchspiel und seine Pfarrer“ nachgelesen werden kann.

Ein Schulhaus befand sich zu jener Zeit in Weißenborn unweit der Kirche auf einem Grundstück, das der Ablieferungspflicht unterlag. Das Gebäude stand in südöstlicher Richtung neben der jetzt noch vorhandenen „Alten Schule bei der Kirche“ und wurde bei der Brandkatastrophe 1945 zerstört. Sein letzter Besitzer war die Witwe Luise Morgenthal. In dem genannten Hause hatte der Schullehrer seine Wohnung. Seine Einkommensverhältnisse sind aus der bereits mehrfach angegebenen Quelle deutlich ersichtlich. Außer freier Wohnung (*loco salari*) erhielt er 4 Malter 12 $\frac{1}{4}$ Metze Korn, 5 Malter Hafer und von den Einwohnern insgesamt 150 hausgebackene Brote, von jedem Kinde zur Winterzeit wöchentlich nicht weniger als eine Welle Holz, und außerdem hatte er eine Kuh und ein Schwein hudefrei. Aus dem Kircheneinkommen standen ihm 10 Thlr 2 Alb 6 Heller zu, so daß er, in Geld gerechnet, ein jährliches Einkommen von 49 Thlr erhielt. An sonstigen Einnahmen konnte er bei einer Hochzeit ein „Stückessen“, ferner zwei Maß Bier und zwei Laibchen Brot verzeichnen. Der Ausdruck „Stückessen“ ist hierorts heute noch gebräuchlich. Man versteht darunter einen kalten Imbiß aus Brot, Butter und Wurst. Im Gegensatz dazu bezeichnet ein „Kochessen“ eine warme Mahlzeit. – Bei einer ehelichen Kindtaufe erhielt der Schullehrer 7 Albus, bei einer außerehelichen 10 Albus und bei einer Beerdigung ebenfalls 10 Albus.

Wie aus obiger Darstellung zu ersehen ist, galt damals als Fruchtmaß das Malter oder Viertel, ein Hohlmaß, das vom Mittelalter bis zum Ende des kurhessischen Staates bei uns gebräuchlich war. Ein Kasseler Viertel maß 1,6 (genau 1,6704) hl. Es enthielt 16 Metzen. Eine Metze hatte 4 Vierlinge oder Becher. Hier am Orte war in der Hauptsache „Eschwe-

ger Gemäs“ ausschlaggebend. Ein Eschweger Viertel betrug 1 Viertel $1\frac{3}{4}$ Metze „Casselisches Maaß“, also 185,31 l. Im Kataster von Reichensachsen aus dem Jahre 1745 wird nach Boyneburgischem Maß gemessen, das von dem Eschweger Maß abwich. Gewöhnlich wurden die Fruchtrenten als sogenannte „Korngulte“ partim entrichtet. Partim bedeutete halb Roggen und halb Hafer. Dabei war die Haferabgabe immer etwas höher, weil die Haferanbaufläche größer war. Die Gewichtsmaße für die Getreidefrüchte schwankt oft in alten Aufzeichnungen. Das hat seine Ursache in dem jeweiligen Feuchtigkeitsgehalt der Körnerfruchtarten. Das Kasseler Viertel hielt ein Durchschnittsgewicht, das bei Roggen 2,4, bei Weizen 2,5, bei Gerste 2,15 und bei Hafer 1,5 Ztr. betrug.

Nachdem Schimmelpfeng niedergelegt hat, daß Bodenschätze in der Gemarkung nicht vorhanden sind, führt er an, daß die Gemeinde einen „Schulhirten“ und die „Hütegerechtigkeit“ besitzt. Wörtlich heißt es in der damaligen Ausdrucks- und Schreibweise: „Mit der Hude und Weyde Vor Rind und Schaafs Vieh ist die Gemeinde in dem sogenannten Schlierbach Von denen Herren Landgrafen von Heßen-Rheinfelß zu hüten ohnentgeltlich Begnadigt, sodann auch in der sogenannten Craburg, denen von Boyneburg zu Netra und dem Superintendent Walter zu Allendorff zustehend, nicht allein zu hüten berechtigt, sondern darf auch gegen ein trinkgeld dem Förster nach Michaeli das Laub zum Winterfutter striffeln, weniger nicht hat dieselbe mit der Gemeinde Großenburschla die Koppelhude am Rambacher Wege die Mohlieden hinauf durch die Mortgruben Bis Vor den Lehnstein.“ Diese Hude, die hier erwähnt wird, war ungefähr 100 Acker groß und so beschaffen, daß zur Sommerzeit das Vieh auf ihr ohne Zufutter unterhalten werden konnte.

Die Gemeinde besaß in dem Berichtsjahre 1744 einen Viehbestand von 86 Kühen und 580 Schafen. Dazu kamen an Halte- und Zugvieh 6 Pferde und 79 Ochsen. Da die Gemeinde nicht im Eigenbesitz von Waldungen oder „masttragenden“ Bäumen war, war sie gezwungen, die Schweine, deren Zahl nicht genannt wird, entweder in auswärtige Waldungen zu treiben oder in deren Ermangelung die Tiere „auf den Ställen“ zu mästen. Es darf nicht verwundern, daß die Ziege, die in unseren hessischen Dörfern allgemein als die Kuh des armen Mannes gilt, unerwähnt bleibt. Dies findet seine Erklärung darin, daß die Ziege, die sich heute weiter Verbreitung erfreut, wegen ihrer Naschhaftigkeit als Weidetier nicht besonders beliebt war und schon gar nicht in die herrschaftlichen Wälder ausgetrieben werden durfte. Wer es dennoch wagte, Ziegen zu halten, im Höchstfalle jedoch nur

zwei, die in besonderen Fällen zugebilligt wurden, mußte vor dem Land- und Rügegericht den Beweis erbringen, daß er genug Futter besaß, um sie ernähren zu können.

Dagegen durften die Einwohner soviel Schafe halten, wie sie in der Hude ernähren konnten; nur mußten jährlich 21 Rthlr Triftgeld an den Landesherren, dagegen keine „Trifthämmel noch Lämmer“ abgeführt werden. Der frühere Hochstand der Schafzucht in Weißenborn, der durch die oben erwähnte Zahl von 580 Schafen erkennbar ist, hatte verschiedene Gründe. Die Wirtschaftsweise vor der Verkoppelung war nämlich der Schafhaltung günstig. Bei der damaligen Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwang blieb ein großer Teil der Feldmark als Brachland liegen. Es gab im allgemeinen kleine Felder und viele Hohlwege mit hohen Böschungen, an denen Gras wuchs. Die Stoppelfelder wurden im Herbst nicht geschält. Daher bot sich überall Weidegelegenheit. Ausgiebig wurde vom Pferchen Gebrauch gemacht. Der Pferch war des Schafdüngers wegen sehr begehrt, ein Morgen Land war in vier Nächten übergedüngt. Diese Pferchedüngung war auch darum wichtig, weil die Zufahrt zu vielen Feldlagen behindert war. Außerdem hatte Weißenborn infolge alter Weidegerechtsame viel Waldweide. Das Halten von Schafen war recht lohnend, weil große Nachfrage nach heimischer Wolle bestand und die ausländische Konkurrenz nicht ins Gewicht fiel. Die Landbevölkerung trug damals ausschließlich Beiderwandstoffe und wollene Strümpfe. Als jedoch mit zunehmender Industrialisierung und mit wachsendem Wohlstand die Webfabriken mehr und mehr die ausländische und weichere Seelandwolle der härteren binnenländischen Wolle vorzogen, setzte ein allmählicher Rückgang der Schafzucht in Weißenborn ein. Nach Ablösung der Waldweiden kam sie fast ganz zum Erliegen. Der Staat duldete nicht mehr die Schafe als Waldverwüster in seinen Waldungen. Hinzu kam, daß auch die feineren Baumwollstoffe den einheimischen gröberen Schafwollstoffen erheblichen Abbruch taten. Zudem hatte das Gesicht der heimatlichen Feldflur, bedingt durch die heutige Feldbewirtschaftung und die schließlich vorgenommene Verkoppelung, sich geändert, so daß die Weidegelegenheiten immer geringer wurden.

Das Bauholz wurde in der Völkershäuser Waldung gekauft, während das Brennholz die meisten Einwohner selbst hatten oder, wie es am angeführten Orte heißt, „den ihnen eigentümlich zustehenden Hecken“ entnahmen. Von der Stadt Wanfried allerdings wurde über den von ihr empfundenen Holzangel zur damaligen Zeit allgemein Klage geführt und erwogen, wie der gar große Holzangel einigermaßen in diesem Amte zu

verbessern sei und „ob nicht den Herrschaftlichen Sood-Förstern die Aufsicht der Rambacher und Weißenbörner Gemeinde- und Privatwaldungen, so sämtlich nicht forstmäßig tractirt werden und sich über tausend Acker belaufen, aufgegeben und Succesive verhindert und Rat geschafft werden könnte, daß außer Landes vom Eichsfelde das Holz nicht so teuer anerkaufet werden müsse.“

Weiterhin erfahren wir aus dem Weißenbörner Steuerkataster des Jahres 1744, daß die Gemeinde seit undenklichen Jahren die Braugerechtigkeit gehabt hat und daß für dieses Recht an den Landesherrn von jedem Zober Bier, der gebraut wurde, 2 Albus und 2 Heller Tranksteuer entrichtet werden mußten. Ein Zober Bier entsprach einer halben Casselschen Ohm oder etwa 40 Maas. An diese Zeit erinnert noch heute die Bezeichnung für den Ortsbezirk „Am Brauhaus“. Der Hopfen zum Bierbrauen wurde in den „Hopfenhöfen“, wie noch heute ein Flurname lautet, angebaut. Auch der „Hopfenberg“ ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Wenn die bäuerlichen Brauereien auch längst ihre Tätigkeit eingestellt haben, so hat doch der Hopfen die Zeiten überdauert; er wuchert noch heute hier und da in unseren Hecken und Zäunen. Das Brauen ging, wie es in der Urkunde heißt, „nach dem Los auf die Reihe“ und wurden nach dreijährigem Überschlag jährlich 33 Viertel Malz und aus jedem Viertel 4 Zober Bier gebraut. Das im Dorfe gebaute Bier durfte nicht in Wirtshäusern, die es damals in Weißenborn noch nicht gab, sondern mußte von jedem Brauer selbst verzapft werden. Wohl aber gab es zwei sogenannte „Branntweinblasen“, die das Recht hatten, Schnaps zu brennen und teilweise auszuschenken. Für das Brennen mußte ein Blasenpins von 12 Thalern an den Landesherrn gezahlt werden.

Die Braugerechtigkeit hätte man, wie ein in der „Ausführlichen Beschreibung von Stadt und Amt Wanfried um 1745“ gemachter Vorschlag erkennen läßt, den Amtsdörfern gern entzogen; denn es ist dort zu lesen: „Die Bierbrauerei könnte in den vier Amtsdörfern Altenburschla, Heldra, Rambach und Weißenborn um deswegen, da keines an der Straße gelegen, abgeschafft und dieselben das nötige Bier in der Stadt zu holen angehalten werden, wobei hochfürstl. Rentkammer wenig oder nichts verlieren, jedoch aber der Stadt hierdurch merklich geholfen würde.“ Man wollte durch diesen Vorschlag dem Brauereigewerbe der Stadt Wanfried aufhelfen, die schon 1553 vom Landgraf Philipp lange vor ihrer Stadtwerdung mit der Bierbraugerechtigkeit ausgestattet worden war, aber nur geringen Verbrauch hatte, weil der Ort um die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht viel

mehr Einwohner zählte als Weißenborn heutzutage. Es waren im Amt Wanfried der Brauereien zuviel. Sowohl in der Stadt, als auch in den vier Amtsdörfern wurde Bier gebraut, wenn auch die fünf Orte zusammen nicht die eigentliche Braukonzession besaßen, sondern nur gegen Entrichtung des gewöhnlichen „Accises“ berechtigt waren, „ein Gebräu zu thun“.

Über den Zustand der Wohngebäude weiß die Urkunde nichts Günstiges zu sagen. Allgemein bezeichnet sie ihre Beschaffenheit als schlecht. Die Häuser hatten kleine Hofreiten, wie das auch heute noch der Fall ist. Die Baukosten für ein Haus der besten Gattung betrugen 300, für ein Haus mittlerer Güte 150 und für ein solches geringster Qualität 30 Thaler. Der Verkaufswert ist nach der gleichen Rangeinstufung mit 150, mit 80 und 25 Thalern eingesetzt. Selbst die Hausmieten jener Zeit können wir dem Bericht entnehmen. Ein gutes Haus war für 4, ein mittelmäßiges für 2 und eine schlechtes für 1 Thaler zu mieten, wobei allerdings die Zeit nicht angegeben ist. Da aber durchweg in den Aufzeichnungen Schimmelpfengs mit Jahresfristen operiert wird, ist nicht anzunehmen, daß er in diesem Falle eine Ausnahme gemacht hat.

Zu Anfang dieses Kapitels wurde bereits erwähnt, daß die Dorfschaft um 1744 aus 84 Häusern bestand. Unter ihnen waren 67 „Häuser mit Hofrayden“ und 17 „einfache Häuser“, was wohl soviel bedeuten sollte, daß zu letzteren weder Hof noch Wirtschaftsgebäude gehörten. In den 84 Häusern wohnten 70 Männer, 79 Frauen, 80 Söhne, 81 Töchter, 2 Knechte und 1 Magd einschließlich der Beisassen, so daß das Dorf damals eine Gesamtbevölkerung von 313 Einwohnern hatte.

Interessant ist nun, wie vielseitig damals schon die Beschäftigung der Weißenbörner Bevölkerung zu einer Zeit, in der von einer Industrialisierung des Landes noch nicht die Rede sein konnte, gewesen ist. Wir hatten in unserem Dorfe, abgesehen von den ausschließlich im bäuerlichen Betrieb tätigen Menschen, 16 Leinweber, 5 Schmiede, 2 Branntweinbrenner, 2 Tabakspinner (Kautabak), 3 Schneider, 1 Schreiner, 1 Wagner, 1 Ziegelbrenner und 13 Tagelöhner. Doch erfahren wir aber auch, daß die Lebensverhältnisse der gewerbetreibenden Einwohner sehr kümmerlich gewesen sind, weil die Städte, die adeligen und sonstigen Höfe als Verbraucher zu weit ablagen und darum alle Erzeugnisse an Ort und Stelle umgesetzt werden mußten. Auffallend an obiger Zusammenstellung ist die für unser Dorf erhebliche Zahl der Leinweber, von denen die landgräfliche Residenz Wanfried in gleicher Zeit nur sechs besaß. Dafür befand sich allerdings dortselbst noch eine weit größere Zahl anderer gewerblicher Berufe und dar-

unter auch elf Raschmacher, 1777 nur noch drei, während unsere Nachbargemeinde Rambach sechs Vertreter dieses Handwerks aufzuweisen hatte. Unter Rasch verstand man einen groben Wollstoff, der nach der französischen Stadt Arras benannt und so unverwüstlich war, daß sich die daraus gefertigten Röcke oft durch mehrere Generationen vererbten. Darum ist es mehr als wahrscheinlich, daß in den Schränken hiesiger Bauernhäuser solche Bekleidungsstücke, die allgemein „rasche Röcke“ genannt wurden, noch aufbewahrt werden.

Daneben wies unser Dorf außerdem noch, in herrschaftlichen Diensten stehend, 1 Accisschreiber und Zöllner und 1 Schultheißen auf. In Diensten der Gemeinde standen 1 Schulmeister, 2 Heimbürgen oder Vorsteher, 1 Braumeister, 1 Kuhhirt, 1 Schweinehirt, 3 Schäfer und 1 Feldhüter. Schließlich mußte die Gemeinde 3 Gerichtsschöffen, 8 Mann an den Landausschuß und 4 Landgrenadiere stellen.

Da es damals wie heute an starken Bachläufen innerhalb der Weißenbörner Gemarkung fehlte, ließen die hiesigen Einwohner ihr Getreide in den Mühlen der benachbarten Ortschaft Rambach mahlen. Es gab dort außer den im Dorfe entspringenden zwei Brunnen, in einer alten Urkunde „Tränk- und Reimtbrunnen“ genannt, in der Feldmark oberhalb der Ortschaft noch verschiedene kleinere Brunnen, die nicht nur hinlänglich Wasser für Menschen und Vieh lieferten, sondern auch zu einem Bache sich vereinigend, die zu der Gemeinde gehörigen Mühlen trieben. Es waren dies drei überschlächtige Mahlmühlen und eine Ölmühle und zwar die unmittelbar am Dorfe gelegene Obermühle mit einem Gang, die unterhalb des Ortes gelegene Mittelmühle, ebenfalls mit einem Gang, nicht weit davon entfernt die Schlagmühle und schließlich die dicht an der Königlich Preußischen Grenze befindliche Unter- oder Mäusemühle

Allen diesen Mühlen stand insgesamt die Banngerechtigkeit oberservanzmäßig zu, die sich nicht allein auf den Ort Rambach, sondern auch auf die Gemeinde Weißenborn erstreckte. Die Bornmühle bei Großburschla hatte an dieser Banngerechtigkeit ebenfalls Anteil, so daß also sowohl der Bornmüller als auch die Rambacher Müller ihr Mahlgut zum Vermahlen und Schroten in der Gemeinde Weißenborn holten.

Schimmelpfeng gibt dann in seiner Vorbeschreibung eine kurze Schilderung der Feldflur, indem er sagt, daß sie durchgehend an und auf Bergen liegt und rings von Hügeln und Wäldern umgeben ist, so daß sie jedesmal bei entstehenden Gewittern einer erheblichen Wassergefahr ausgesetzt wurde. So wurden nach einer im Besitz des Rambacher Einwohners Ri-

chard Franke befindlichen Aufzeichnung vom 25. Mai 1725 die beiden Dorfschaften Rambach und Weißenborn am Pfingstmontag des gleichen Jahres von „einem schweren Gewitter und großen Wasser“ heimgesucht, wodurch nach jenem von Niclas Walter und Johann Carl Meisterlin beglaubigten Bericht ein Schaden von „fast ohn glaublicher arth“ entstand. Hierzu kann bemerkt werden, daß durch die Verkoppelungsarbeiten in den Jahren 1905/07 diese Gefahr wesentlich gemildert worden ist. Immerhin richtete noch ein im Jahre 1926 am Nordhang der Graburg niedergegangener Wolkenbruch in Wald, Gemarkung und Dorf furchtbare Verheerungen an. Zahlreiche Waldbäume wurden entwurzelt, Wiesen und Felder überschwemmt. Die Wassermassen stürzten in das Dorf, die Bachstraße glich einem reißenden Gebirgsbach. Hinter dem im Jahre 1914/15 erbauten Schulgebäude hatte sich das Wasser seeartig gestaut; die schlammigen Fluten reichten bis knapp unter die Fensterbrüstungen des Erdgeschosses und brachten im Keller zwei Backsteinwände zum Einsturz. Durch die undichte Kellerdecke, die nicht zementiert war, drang das Wasser in die darüber liegende Lehrerdienstwohnung, so daß noch ein Vierteljahr später die Zimmerwände einen halben Meter hoch feucht und mit Schimmel bedeckt waren. Dem Wohnungsinhaber wurde auf diese Weise beträchtlicher Schaden zugefügt.

Abgesehen von solchen Unwettern außergewöhnlicher Art, die neben ihrer sonstigen zerstörerischen Wirkung auch eine Abtragung wertvollsten Ackerbodens zur Folge haben, wiederholt sich dieser schädigende Vorgang, wenn auch in geringerem Ausmaß, bei jedem heftigen Regenfall und bei jeder starken Schneeschmelze Jahr für Jahr. Selbst bei einer angenommenen jährlichen Abtragung von nur 2,5 mm würde sie in hundert Jahren 25 cm, also die Tiefe einer Ackerfurche, betragen, so daß in dieser Zeitspanne, in der etwa drei Generationen den Hof bewirtschaften, ein beklagenswerter Verlust entsteht. Zwar holt der Pflug nach und nach von unten her an sterilem Boden wieder herauf, was oben an guter Ackererde abgetragen wird; doch muß er durch Arbeit und Düngung ertragfähig gemacht werden. Je hängiger die Äcker sind, um so verderblicher wirkt sich die Abtragung aus. Noch vor einem Jahrhundert war unsere Gemarkung insofern gegen zu starke Abtragungen geschützt, als an den Talhängen die Terrassen mit den Hecken entlang liefen. Die Hecken fingen den abfließenden Boden auf. Lange und tiefe Erosionsrinnen konnten sich nicht so leicht bilden. Als dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Zuge der sogenannten Flurbereinigung Terrassen und Hecken allmählich verschwanden, zeigten sich die Folgen in zunehmender Abtragung. Die frühere Dreifelderwirtschaft,

die unserer Zeit nicht mehr gemäß ist, verhinderte eine zu starke Abtragung des Bodens; denn nach der Ernte blieb ein Drittel der Feldflur ein Jahr lang brach liegen, und diese Brachäcker überzogen sich noch im Herbst mit einer Unkrautdecke, die von den damals großen Schafherden beweidet und festgetreten wurden, was zweifellos die Abtragung verringerte. Heute aber liegt offensichtlich ein zu umfangreicher Teil der Gemarkung vom Herbst bis zum Frühjahr in der Pflugfurche nackt da und ist daher schutzlos der Abtragung ausgesetzt.

Auf die Art des Ackerbodens eingehend, hält Schimmelpfeng fest, daß er teils aus grobem Sand und teils aus „Hastellerde“ (Haselerde = ein Gemisch von Kies, rotem Ton und schwarzer, mürber Erde) bestehe. Zu damaliger Zeit wurden in hiesiger Gemarkung ausschließlich Roggen, Hafer und Gerste angebaut.

Die Bewirtschaftung erfolgte nach der im 17. und 18. Jahrhundert üblichen Dreifelderwirtschaft, nach der die gesamte Feldflur so aufgeteilt war, daß im jährlichen Wechsel das erste Drittel mit Winterfrucht und das zweite Drittel mit Sommergetreide bestellt wurde, während das letzte Drittel als Brachland liegen blieb. Nach der Grebenordnung vom 6. November 1739 waren die Gemeindevorsteher angewiesen, darauf zu achten, daß diese Ordnung unbedingt eingehalten wurde. Es durfte also beispielsweise niemand Winterfrüchte dahin säen, wo Brach- oder Sommerfeld war. Jeder hatte sich dem behördlich überwachten Flurzwang zu fügen. Man muß bedenken, daß es zu jener Zeit eine regelrechte Aufteilung der Gemarkung in Feldwege und Ackerland in dem Maße, wie sie nach der viel später durchgeführten Verkoppelung selbstverständlich geworden ist, noch nicht gab. Da es infolgedessen an Feldwegen mangelte, waren die angrenzenden Besitzer vielfach gezwungen, über die Grundstücke ihrer Nachbarn zu gehen oder sogar zu fahren, um die eigenen Ländereien bewirtschaften zu können. Das machte eine gleichzeitige Bestellung der Felder notwendig.

Da selbstverständlich noch keine mineralische Düngung möglich war, blieb allein nur der Stallmist, der im Laufe des Sommers auf die Brache gefahren und untergepflügt wurde. Bei den schwachen Stallmistgaben konnte aber kaum eine Anreicherung des Bodens mit Humus erfolgen. Es wurde nur ganz flach gepflügt, um nicht den toten Boden nach oben zu bringen. Da dem Boden größere Mengen an Stickstoff, Phosphorsäure, Kali und Kalk durch Ernteentzug und Auswaschung verloren gingen, ohne daß dafür ein nennenswerter Ersatz stattfand, trat eine fortschreitende Verarmung der

Böden an Pflanzennährstoffen ein, die zu einem Rückgang in der Erzeugung an pflanzlichen Nahrungsmitteln führte.

Auf einem Acker wurden durchweg 5 Metzen Korn (1 Metze etwa 18-19 Pfund) ausgesät. Geerntet wurden auf den besten Äckern 35, auf mittleren 20 und auf schlechten 8 Gebund. Aus einem Fuder wurden $2\frac{1}{2}$ Viertel gedroschen. Gerste wurde nur auf beste und mittlere Äcker ausgesät und zwar auf jeden Acker 5 Metzen. Geerntet wurden auf bestem Boden pro Acker 35 und auf mittleren 24 Gebund. Aus 60 Gebund, was einem Fuder gleichkam, wurden 3 Viertel gedroschen. Hafer wurde auf mittlere und schlechte Böden ausgesät und zwar ebenfalls 5 Metzen auf den Acker. Geerntet wurden auf mittleren 15 und auf schlechten Äckern 8 Gebund. Gedroschen wurden von einem Fuder 4 Viertel.

Auffallend ist, daß unter den Feldfrüchten die Kartoffel nicht erwähnt wird. Es ist daraus zu entnehmen, daß sie sowohl in Weißenborn als auch sonst im Kreise Eschwege noch nicht angebaut wurde, obgleich sie wahrscheinlich schon bekannt war. Von Heiligenstadt auf dem Eichsfelde wird berichtet, daß man sie dort zwischen 1730 und 1740 kennen lernte, aber erst um 1764 in größerem Umfange ihren Anbau betrieb.

Über die Korn- und Weizenpreise der damaligen Zeit mag folgende Zusammenstellung Aufschluß geben. Es kostete in Rthlr ein Malter

im Jahr	Korn	Weizen
1745	3 - $3\frac{1}{2}$	4 - $4\frac{1}{2}$
1746	$3\frac{1}{2}$ - 4	4 - 5
1747	$3\frac{1}{2}$	4
1749	4 - 5	5
1751	4	5
1753	4 - 5	5 - $5\frac{1}{2}$
1756	$4\frac{1}{2}$ - $6\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$ - $6\frac{1}{2}$

Der Kaufwert für beste Äcker betrug 30, für mittelmäßige 18 und für schlechte 4 Rthlr. In gleicher Rangordnung betrug der Mietwert $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{8}$ Rthlr.

Die Wiesen werden als zwei- und einschürig bezeichnet. Eine Pflege von Wiesen und Weiden war unbekannt. Der Grasbestand war lückig und verunkrautet. Das Heu reichte meistens nicht aus, um den Viehbestand zu ernähren. Oft gingen die Tiere im Winter an Futtermangel ein. Die Ernte ergab auf dem besten Acker Wiese 6 Zentner Heu, während auf dem Acker

mittlerer Qualität 4 und geringster Güte 2 Zentner geerntet wurden. Der Zentner schweren Gewichts hielt 108 Pfund und ein Maas 4 Pfund. Der Kaufwert für gute Wiesen wird mit 35 Reichsthaler pro Acker, für solche zweiter und dritter Güte mit 25 und 8 Rthlr, der Mietwert mit 1 $\frac{1}{4}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{3}$ Rthlr angegeben.

Die Feldflur wurde, wie aus der Urkunde hervorgeht, im Jahre 1688 durch einen Landmesser namens Johannes Dilling gemessen, wonach auch die Steuertabelle aufgezeichnet worden ist; Karten aber wurden nach den Ergebnissen der Messung nicht angefertigt. Nach dem Wanfrieder Salbuch von 1745 umfaßte die Gemarkung der Dorfschaft Weißenborn 1575 $\frac{5}{16}$ Acker 5 $\frac{5}{12}$ Ruten Land, 133 $\frac{5}{8}$ Acker 2 $\frac{3}{4}$ Ruten Wiesen und Gärten, 578 $\frac{1}{16}$ Acker 9 $\frac{5}{6}$ Ruten Gehölz und Buschwerk, also insgesamt 2287 $\frac{1}{16}$ Acker 8 Ruten Wirtschaftsfläche. Zum besseren Verständnis sei hinzugefügt, daß in Kurhessen damals ein Acker eine Fläche von 150 Quadratruten oder 23,865 a umfaßte. Die Rute als landwirtschaftliches Längenmaß hatte 12 Fuß oder rund 3,77 m.

Das Dorf selbst bestand aus einer Kirche, aus je einem Schul-, Hirten- und Brauhaus und den kontribuablen Bauernhäusern. Das Schulhaus erhob sich, wie bereits erwähnt, in unmittelbarer Nachbarschaft südlich von der Kirche und östlich von der im Jahre 1832, also später erbauten und heute noch vorhandenen, aber als Wohnhaus benutzten sogenannten „Alten Schule“. Das Hirtenhaus stand an der Stelle, wo heute das Gemeindehaus sich befindet; die Bezeichnung „Am Hirtenrain“, mundartlich „Am Herterain“, erinnert noch daran. Das Brauhaus lag da, wo zur Zeit das Amtsgebäude des Bürgermeisters mit der Wohnung des Gendarmeriepostens steht.

Für die Anschaffung einer neuen Glocke hatte die Gemeinde 1743 außer einem von der hiesigen Kirche geliehenen Betrag von der Stadt Eschwege 50 Thlr geborgt und mußte sie bis zum Abtrag mit 6 Prozent verzinsen. Die Bauernstellen waren durchweg „zehndfrei“.

Als Tuchmaß war Eschweger Maß im Gebrauch, das dem von Kassel gleichkam. Die „Casselsche Ehle“ (Elle) hielt 24 Casselsche Werkzoll oder 2 Werkfuß. Indessen war dieses Maß in Hessen nicht überall gleich, so daß nach altem Brauch die Ellen an den Rathäusern eingegossen wurden.

Das Holz im Walde wurde nach Klaftern gemessen. Eine Klafter Scheitholz war 6 Fuß lang, breit und hoch.

Nach dem Salbuch von Stadt und Amt Wanfried (ca. 1745) mußten folgende Abgaben entrichtet werden:

Zinsempfänger	Geld			Frucht partim		Gänse	Hühner	Hähne	Eier
	Thlr	Alb	Hell	Viertel	Metze				
Landgrafen von Rotenburg und Eschwege		22	10 $\frac{2}{3}$	2	14 $\frac{13}{72}$	1	26	5	10
Renterei Treffurt		5	3					4	76 $\frac{1}{10}$
Pfarrei Rambach		4		23	15 $\frac{31}{36}$		2	2	30
Kirchenkasten Weißenborn	1	22	6		3 $\frac{1}{2}$				
Schule Weißenborn				9	12 $\frac{1}{4}$				
Kurf. Amtschreiberei Treffurt		10							
v. Boyneburg zu Netra		16		1	17 $\frac{1}{12}$			20	
Stift St.Bonifacci Großburschla	4	4	7 $\frac{1}{6}$	56	15 $\frac{1}{2}$	4 $\frac{5}{9}$	13 $\frac{5}{6}$	22	451 $\frac{1}{4}$

Dazu kamen nach oben angeführter Quelle noch „monatlich 31 Thlr 10 Albus Contribution, wovon allergnädigste Herrschaft 30 Thlr 10 Albus 8 Heller, also jährlich 364 Thlr ständig bekommen, und werden aus dem Überschuß ad 31 Albus 4 Heller die Erhebungskosten und der Abgang des unständigen bestritten, wie denn die Land und Fräulein Steuern 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Contributiones jährlich, die Militär Baufuhr gelder aber in zwey Ziethen 20 Thlr 19 Albus 10 Heller ertragen.“

Das „Besthaupt“, eine Abgabe, die sonst beim Tode eines Bauern dem Grundherrn gegeben werden mußte und aus dem besten Stück Vieh des Stalles bestand, woraus sich der Name jener Steuer erklärt, kam hier sowohl als auch in Rambach nicht zur Einlösung.

Das Dorf war mit Spann- und Handdiensten dem hessischen Landgrafen an den herrschaftlichen Hof zu Wanfried verpflichtet; doch waren seit 1609 solche nicht geleistet worden, weil in jenem Jahre ein Kontrakt errichtet wurde, wonach an vorgenannte Herrschaft ein jährlicher Geldbetrag von 99 Reichsthaler 30 Albus zu zahlen war, eine Summe, die dergestalt zustande kam, daß von einem Ackermann mit 2 Stück Vieh 16 Albus und von einem „Köthner gantz ohne Vieh“ 18 Albus erhoben wurden und der noch fehlende Betrag nach dem Kontributionsrecht beigebracht wurde. Darüber hinaus mußte die Gemeinde eine unweit Frieda gelegene und etwa 12 Acker große Wiese für oben genannten landgräflichen Hof jährlich mähen und das Gras trocknen. Dafür wurden ihr vom „alten“ Grafen 2 und vom „jungen“ Grafen auch 2, also 4 Reichsthaler gezahlt. Mit

weiteren Diensten, außer „Scheidflößen“ und „Jagddiensten“, aber war die Gemeinde nicht belastet. Desgleichen brauchten auch von den bauerlichen Hofstellen keine Heerwagen gestellt zu werden.

Sowohl das Zivil- als auch das Kriminalrecht stand dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels zu, es wurde in dessen Namen von einem jeweiligen Beamten zu Wanfried – im Berichtsjahr Amtmann Heinrich Albrecht Weber – ausgesprochen.

Während die „Niedere Jagd“ denen von Eschwege zu Aue zustand, übte die „Hohe Jagd“ die Rotenburgische Herrschaft aus. Über Wildschaden hatte die Gemeinde, wie es in der Urkunde heißt, angeblich nicht zu klagen, weil die Jagdberechtigten es nicht dazu kommen ließen. Doch ist diese Angabe mit Vorbehalt aufzunehmen und entsprang wohl mehr der Vorsicht des beamteten Berichterstatters, der bei seiner fürstlichen Herrschaft nicht mißliebig werden wollte; denn gewöhnlich war es so, daß das Wild, weil es den Herren und Fürsten zu dem damals außerordentlich beliebten Jagdvergnügen verhelfen mußte, gehegt wurde und daß dem Bauern, selbst wenn der Wildbestand so zunahm, daß ihm beträchtlicher Flurschaden daraus erwuchs, bei schwerer Strafe untersagt war, ein Stück Wild abzuschießen oder auch nur von seinen Feldern zu vertreiben.

Wie Schimmelpfeng in seiner Vorbeschreibung weiter festhält, war der Leibeigenschaft in Weißenborn niemand ergeben. Nachdem noch bemerkt wird, daß die hiesige Feldmark von den vereidigten Taxatoren nach der Klassifikation in die 2. Klasse und das Steuerkapital „der auf dem Lande zu treiben erlaubten Handthierungen“ mit 647 St. fl. (Steuergulden) angegeben wird, schließt die Vorbeschreibung zu dem „Lager-, Stück- und Steuerbuch der Dorfschaft Weißenborn“ aus dem Jahre 1744.

Bevor jedoch dieses Kapitel zum Abschluß gelangt, sei noch auf die hiesigen Familiennamen, wie sie aus jener Urkunde hervorgehen, eingegangen. Die ältesten Weißenbörner Familiennamen finden sich in der bereits erwähnten und im Marburger Staatsarchiv aufbewahrten Prozeßurkunde vom Jahre 1529, die allerdings nur eine zufällige Auswahl bringt. Es sind dies: Becker, B-gfeld (zweiter Buchstabe in der Handschrift unleserlich), Büttner, Eschenstrut, Heukenroth, Hillebrand, Ludwig, Ritze, Scheffer, Stelzenbach.

Dagegen erhält man aus den späteren Steuerregistern umfassendere Zusammenstellungen hiesiger Familiennamen. Mit der Schreibweise derselben wurde es jedoch damals noch nicht allzu genau genommen, so daß Namen selbst in der gleichen Urkunde oft verschieden geschrieben werden.

Aus diesem Grunde sind beispielsweise die Melis und Meles, die Dilling und Tillinger, die Heuckeroth und Heckerodt gleichzusetzen.

Familiennamen aus dem Jahre 1653 sind: Bernhard, Busch, Dietzel, Dippach, Fischbach, von denen ein Georg Fischbach Schultheiß war, Friederich, Heuckerod (t), Hillebrand, Hüter, Jacob, Koch, Meles (Melis), Ritze, Schütze, Steltzenbach, Suck, Tillinger, Trescher.

Aus dem Jahre 1737 werden folgende Namen genannt: Diepach (Tippach), Dilling, von denen ein Johannes Dilling als Schultheiß erwähnt wird, der auch noch 1744 das Amt bekleidete, Ditzel (Dietzel), Eisenträger, Fischbach, Gottschalck, Heuckerod, Hilbrand, Jacob, Kann(en)gießer, Köhler, Loth, Meder, Mehlis, Mentzer, Müller, Peter, Ritze, Roth, Schabacker, Schmitt, Schwab, Schütz, Suck, Wandsleben, Wormsbächer.

Nach dem diesem Kapitel zugrundeliegenden Steuerkataster von 1744 treten folgende Namen auf: Arnold, Bühl, Busch, Diepach (Tippach), Dilling, Ditzel (Dietzel), Eisenhut, Eisenträger, Faber, Fischbach, Gottschalck, Heuckeroth, Hildebrand (Hillebrand), Hoech, Hohmann, Hosbach, unter denen auch ein Schulmeister Hosbach genannt wird, Jacob, Kann(en)gießer, Köhlholtz, Lentz, Loth, Meder, Mehles, Mentz, Morgenthal, Müller, Reith, Ritze, Roth, Sänger, Schabacker, Schmitt, Schütz, Schwab(e), Suck, Urbach, Werneburg, Wittig, Wormsbächer.

100 Jahre später

Auch aus dem Jahre 1834, nachdem Hessen unter Landgraf Wilhelm IX. 1803 ein Kurfürstentum geworden war, bewahrt das Staatsarchiv Marburg ein Steuerkataster der Gemeinde Weißenborn mit einer ausführlichen Vorbeschreibung auf, die von dem Steuer-Rektifikator Samuel niedergeschrieben wurde. Sie trägt als Beglaubigung dessen, was in ihr dargelegt wird, die Unterschriften des Schultheißen George Jacob und elf weiterer Einwohner aus Weißenborn, nämlich Johann George Kanngießer, Johann Christoph Eisenhuth, Johann Adam Sänger, Johann George Höch, Johann Adam Mäder, Johann Adam Ritz, Peter Schabacker, Peter Faber, Johann Adam Suck, Johann Martin Tippach und Jakob Weishaar.

Die landeshoheitlichen Vorrechte ausgenommen, stand unser Dorf der fürstlich rotenburgischen Herrschaft „mit allem Recht und Gerechtigkeiten“ zu. Auf dem 9 Ruten großen Gemeindeanger, damals wie heute inmitten des Dorfes an der Mittelgasse gelegen, wurden zu jener Zeit „alle Landes-Ordnungen publiziert“ und die Lustbarkeiten abgehalten. Was die Verkehrsverhältnisse anbetraf, so hat sich nach dem Bericht Samuels seit 1744 nichts geändert; denn unter diesem Passus heißt es: „So wenig eine öffentliche Landstraße noch sonstige Passage geht durch den hiesigen Ort, wodurch den Einwohnern ein Nutzen zuwachsen kann.“ Der Bericht fährt fort: „Manufacturen und Fabriken sind dahier nicht vorhanden; und über die handwerklichen sowohl als merkantilischen Verhältnisse ist bei einem Dorfe, dessen Einwohner größtenteils Ackerbau treiben, nichts zu sagen. Landwirtschaftliche Nebengewerbe mit Natur-Producten werden hier nicht betrieben, weil die hiesigen Ortsbewohner durch die nahe gelegene Königlich Preußische und Großherzoglich-Sächsische Landesgrenze sehr eingeschränkt sind.“ Man wartete es in der Regel ab, bis Fruchtmakler sich einfanden und den Ankauf der wenigen Früchte betrieben. So hat sich denn unser Dorf in den neunzig Jahren, die zwischen der Schimmelpfengschen und Samuelschen Beschreibung liegen, im äußeren Ortsbild wenig verändert. Zu den 84 Häusern, die ersterer anführt, ist sage und schreibe eine Scheuer hinzugekommen, während damals unsere Nachbargemeinde Rambach einschließlich des Pfarr- und Schulhauses, der Gemeindehäuser und der unterhalb des Dorfes gelegenen Mahl- und Ölmühlen aus 63 Häusern bestand, in denen 279 Menschen und zwar 58 Männer, 57 Frauen, 80 Söh-

ne, 68 Töchter, 4 Knechte und 12 Mägde lebten, was gegenüber 1744 eine Zunahme von nur 13 Gemeindegliedern bedeutete.

Unbeschadet der damaligen geringen Bautätigkeit in unserem Dorfe hat sich die Gesamtbevölkerung Weißenborns von 313 auf 385 Einwohner erhöht. Davon standen in herrschaftlich-casselschen Diensten: 1 Zoll- und Acciserheber, 1 Kontributionserheber; in fürstlich-rotenburgischen Diensten: 1 Schultheiß, 3 Gerichtschöffen; in geistlichen Diensten: 1 Schullehrer, 2 Kirchen-Seniores, 1 Kastenmeister; in Gemeindediensten: 2 Vorsteher, wovon der erste die Gemeindegelder erhob, 1 Hebamme, 1 Totenfrau, 1 Tagewächter, 1 Flurschütze, 2 Schäfer, 1 Gänsehirt, 1 Kuhhirt und 1 Schweinehirt, von denen die beiden letzten auch zugleich Nachtwächterdienste verrichteten.

An gewerbetreibenden Personen waren in der hiesigen Gemeinde vertreten 2 Schmiede, 1 Wagner, 2 Schreiner, 2 Zimmergesellen, 1 Korbmacher, 1 Maurer und Dachdecker, 1 Maurergeselle, 1 Maurerlehrling, 12 Tagelöhner, 1 Näherin, 2 Spinnerinnen und 1 Branntweinschenkwirt. Auffallend ist, daß hundert Jahre vorher hierorts noch 16 Leinweber ihr Brot verdienten, während 1834 nach obiger Zusammenstellung dieses Handwerk in unserem Dorfe scheinbar zum Erliegen gekommen ist. Tatsächlich hat denn auch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Leinweberei eine schwere Krise erlebt, die viele zur Auswanderung und andere zum Tagelohnen zwang. Aus diesem Grunde ist wohl anzunehmen, daß es 1834 den eigentlichen Lohnweber in unserem Dorfe nicht mehr gab, der als einfacher Mann mit aufgekrempeelten Hemdärmeln hinter seinem Webstuhl in der engen, ungedielten Stube saß und Tag für Tag das Schiffchen saßen ließ, während Frau und Kinder durch Spulen auf dem großen Spulrad seinen Verdienst zu erhöhen versuchten; denn die Leinweber galten von jeher als die Hungerleider unter den heimischen Gewerben. Das Verschwinden der Lohnweberei schließt nicht aus, daß der eine und andere hiesige Kleinbauer noch einen Webstuhl bediente und sein Hausmacherleinen selbst herstellte, um nach Beendigung der Arbeit dann den Webstuhl wieder auf dem Hausboden zur Ruhe zu bringen. Der letzte Leinweber unseres Dorfes hieß Christoph Rimbach, der noch in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen einen Webstuhl betrieb. Sein Sohn Martin, der das Handwerk seines Vaters erlernte, arbeitete als Maschinenweber zunächst in einem Wanfrieder und danach in einem Eschweger Betrieb. Das Flachsrösten war schon lange Zeit vorher hierorts nicht mehr üblich. Es geschah auf einigen Wiesen im Netrtal die heute noch als „Rösterwiesen“ bezeichnet werden.

Die Auswanderung nach Nordamerika begann im Jahre 1835 und steigerte sich in der Folgezeit mehr und mehr. Im Jahre 1847 verließen allein aus Weißenborn 12 und aus Rambach sogar 15 Menschen die Heimat. Immer neue Bürger suchten um Entlassung aus dem kurfürstlichen Untertanenverbande nach. In Eschwege wuchsen Geschäfte, die die Fahrt nach Übersee vermittelten und die dazu notwendigen Papiere besorgten, damals geradezu aus dem Boden.

Die hiesigen Handwerker besaßen größtenteils auch Grundeigentum und wechselten zwischen dem Betrieb des Ackerbaus und dem ihres Handwerks ab; und diejenigen, die ohne Grundvermögen waren, nutzten ihre Zeit, indem sie als Arbeitskräfte im Tagelohn bei den Ackerleuten tätig waren.

Der Viehbestand wies in dem Berichtsjahre 17 Pferde, 1 Fohlen, 63 Ochsen, 80 Kühe, 48 Rinder und 580 Schafe auf, während Rambach damals 19 Pferde, 45 Ochsen, 72 Kühe und rund 340 Schafe besaß. Auffallenderweise findet auch diesmal die Zahl der Schweine keine Erwähnung, obwohl die Gemeinde Weißenborn noch 1834 einen Schweinehirten unterhielt.

Was die kirchlichen Verhältnisse anbetrifft, so war Weißenborn auch im Jahre 1834 ein Filial der Mutterkirche in Rambach. Das Patronatsrecht stand der fürstlich-rotenburgischen Herrschaft allein zu. An Kirchengütern waren $\frac{1}{4}$ Acker 2 Ruten Kirchhof und $\frac{3}{16}$ Acker 2 Ruten Totenhof vor dem Dorfe vorhanden. Die Legaten- und Opfergelder, die nach und nach eingenommen wurden, betrugen nach der Kirchenrechnung vom Jahre 1832 474 Rthlr, die an die Einwohner gegen fünf Prozent Zinsen ausgeliehen wurden. An Zinsen von Grundstücken bezog die hiesige Kirche 2 Rthlr 2 Albus 6 Heller Geldzins, 5 Metzen Korn und 5 Metzen Hafer unständig von dem sogenannten „Waisen-Acker im Burschlaerfelde“.

Wie noch betagte Leute im Dorfe aus dem Munde ihrer Vorfahren wissen, scheint die Qualität dieser und anderer Naturalgefälle nicht immer die Zustimmung der Prediger gefunden zu haben; denn einer von ihnen soll einmal in einer Erntedankpredigt die Gelegenheit wahrgenommen haben, die gewichtmäßige Richtigkeit der abgelieferten Getreidemengen zwar zu bestätigen, aber anschließend als treuer Hirte der Gemeinde seine Schäfchen doch zu ermahnen:

„Ihr habt euch gehalten ans alte Gewicht;
das hat gestimmt, drum beanstand ich's nicht.
Nur Trespen, Raden und Vogelwicken,
die dürft ihr euerm Pastor nicht schicken;
denn Luthers Glaube war lauter und rein,
so rein soll auch eure Brotfrucht sein.“

Die damalige Besoldung des Rambacher Pfarrers betrug nach Wilhelm Bachs „Kirchenstatistik der evangelischen Kirche im Kurfürstentum Hessen (Cassel 1835)“ 300⁷/₁₂ Reichsthaler, die sich folgendermaßen aufgliederten: Geld 39²/₃ Rthlr, Accidenzien 51¹/₄ Rthlr, Frucht 87 Rthlr, Holz 16³/₄ Rthlr, Nutzung von 28¹⁵/₁₆ Acker Land, 1¹³/₁₆ Acker Wiese und 1 Acker Garten 64³/₈ Rthlr, kleine Gefälle u. dgl. 21⁹/₁₆ Rthlr, Wohnung 20 Rthlr.

Wie aus obigen Ausführungen zu ersehen ist, rechnete man wie hundert Jahre vorher noch nach Thalern. Erst mit Beginn des Jahres 1874 wurde die Münzrechnung auf Mark und Pfennig umgestellt, wobei der Thaler drei Mark, der Silbergroschen zehn Pfennig und der Heller einen Pfennig galt. Noch über Jahrzehnte hinaus nannte man das neue Dreimarkstück „Thaler“. Die Bezeichnung „Groschen“ und zuweilen auch „Heller“ ist heute noch üblich.

An Amtsverrichtungen mußten seitens des Pfarrers geleistet werden: Jeden Sonn- und Festtag zwei Predigten, von denen die erste um neun Uhr in der Mutter- und die zweite um 12 Uhr in der Filialkirche gehalten wurde, ferner Wochenpredigten in der Fastenzeit und die Konfirmation in beiden Kirchen, Leichenpredigten bei allen Beerdigungen, ausgenommen bei den Neugeborenen und ganz Armen, gewöhnlich auch Parentationen.

An Kontributions- und steuerfreien Gütern waren außer der herrschaftlichen Graburgswaldung mit einer Fläche von 199¹/₁₆ Acker 2⁵/₈ Ruten und den bereits aufgeführten Kirchengütern keine vorhanden. Die Pfarr-Erbleihgüter sollten nach einer Kameralverfügung vom 20. August 1831 solange kontributionsfrei bleiben, bis gemäß §148 der Verfassungsurkunde über die Besteuerung der Erbleihen eine andere gesetzliche Bestimmung getroffen war. Nach der Verordnung vom 26. Dezember 1819 waren diese Güter in Verhalt bei der Wegebausteuer gesetzt worden.

An exemtensteuerbaren Gütern befand sich in unserer Gemarkung eine im Gebiet der Graburg und des Schiefersteins gelegene Waldung, die 119⁷/₈ Acker 8 Ruten groß war, der Ehefrau des Ökonomen Sachs in Heldra

gehörte, bei deren Grundbesitz in Heldra im Exemtensteuer-Kataster die Waldung eingetragen und in Verhalt belassen worden war.

Als Eigentum der Gemeinde Weißenborn galten folgende Liegenschaften:

1. die Kirche samt Kirch- und Totenhof,
2. das Schulhaus nebst Hofraum, $\frac{1}{16}$ Acker 5 Ruten groß,
3. das Hirtenhaus mit einer Fläche von 3 Ruten,
4. das Brauhaus, ebenfalls 3 Ruten,
5. ein Garten, die Baumschule genannt, $\frac{1}{4}$ Acker 4 Ruten,
6. Wiese in der Untergrube, $\frac{11}{16}$ Acker 4 Ruten,
7. Huderasen, $\frac{9}{16}$ Acker $2\frac{5}{8}$ Ruten,
8. Triften, $30\frac{1}{2}$ Acker $5\frac{7}{8}$ Ruten,
9. Triescher, $\frac{3}{4}$ Acker $5\frac{5}{8}$ Ruten,
10. Wege, $63\frac{5}{16}$ Acker $\frac{1}{2}$ Ruten,
11. Fußpfade, $1\frac{1}{4}$ Acker $2\frac{1}{8}$ Ruten
12. Teiche, Bäche und Wassergräben, $1\frac{1}{8}$ Acker $3\frac{1}{8}$ Ruten,
13. Gemeindeanger, 9 Ruten,
14. Waldungen und Buschgehölz, $21\frac{13}{16}$ Acker $4\frac{7}{8}$ Ruten.

Die unter 6. aufgeführte Wiese wurde jährlich öffentlich versteigert und der Erlös zu dringenden Gemeindeausgaben verwendet. Die unter 14. aufgeführten Waldungen warfen sehr schlechtes Buschgehölz ab, das zur Verbesserung der sumpfigen Kommunikations- und Feldwege benutzt wurde.

Über den privaten Waldbesitz der Bevölkerung lesen wir in der Urkunde: „Die hiesigen Einwohner besitzen bedeutende erb- und eigenthümliche Waldungen, welche aus Eichen, Buchen, Aspen, Sahlweiden, Ahren, Heimbüchen, Tannen und Fichten bestehen, woraus dieselben das benötigte Brenn-Holz jährlich entnehmen können, auch noch vieles Holz nach Eschwege und anderen Orten zum Verkauf bringen, auch durch das Loh, welches jährlich geschaelt wird, haben dieselben ziemliche Einnahme, womit sie die Abgaben bezahlen können.“ Gleichzeitig wird aber im Widerspruch zu dem eben Zitierten gesagt, daß der Verkaufspreis für Brennholz sehr gering sei und daß zu gewissen Zeiten der Fuhrlohn „nicht in Aufschlag“ kommen dürfe. Diese Waldungen unterstanden der Aufsicht der fürstlich-rotenburgischen Forstbehörde. Der Förster zu Wanfried, der mit jenem Dienst betraut worden war, bekam für seine Mühewaltung aus der Gemeindekasse eine jährliche Vergütung von 5 Reichsthalern.

Soweit die privaten Waldungen nicht in Hege gelegt waren, übte die Gemeinde die ihr zustehende Hude- und Weidegerechtigkeit in der gesamten Gemarkung aus. Außerdem hatte sie das Recht, gemeinsam mit der im Preußischen gelegenen Gemeinde Großburschla das dieser zugehörende Brückenfeld von der hiesigen Grenze, Kettenbergfeld bis an das Rambacher Wasser, mit ihren Schafherden abzuheuten. Doch durfte dies nur geschehen, wenn das Feld frei von Früchten war und der Großburschlaer Feldhüter nach alter Gewohnheit zu der gemeinschaftlichen Hude einlud. Dafür erhielt er ein Trinkgeld von 2 Albus. Dazu kam die bereits im Steuerkataster 1744 erwähnte, mit der genannten Nachbargemeinde gemeinsam benutzte Koppelhude für Rinder und Schafe in den Holzdistrikten, die „Mohlieth“ geheißen, vom Rambacher Weg an durch die Mordgrube bis an den „Lehnestein“ und von da an der hiesigen Grenze vorbei am Steingraben herunter bis an den Grenzstein Nr. 397 neben dem hiesigen Wasser und von da bis an den Rambacher Weg, wo die Koppelhude ihren Anfang nahm. Ebenso hatten die Ortseinwohner das Recht, die Koppelhude mit dem Rindvieh in dem der Stadt Eschwege, den Dörfern Ober- und Niederdünz bach zugehörigen Schlierbachswald von dem sogenannten Lehnestein, vom Langenfeld an, nach den Wiesen im Schlierbach, von da nach dem Wassergraben und Pfaffenweg, auch Anderhahn bis an die Langenhainer Waldung, alsdann bis an die hiesige Grenze zu benutzen. Doch mußten in dieser gemeinschaftlichen Hude die jungen Holzschläge beachtet werden, was dem Kuhhirten hinlänglich bekannt war.

Die Schäfereigerechtigkeit wurde mit drei Herden, die zusammen 580 Stück betrug, ausgeübt. Man sieht, daß im Vergleich zu 1744 die Schafhaltung auf gleicher Höhe geblieben ist. Die Schafhalter mußten für das ihnen vom Landgrafen zu Rotenburg eingeräumte Recht alljährlich zu Philippi-Jacobitag an die fürstlich-rotenburgische Renterei zu Wanfried 21 Rthlr Triftgeld zahlen, bis diese Verpflichtung laut Vertrag vom 20. Oktober 1851 abgelöst wurde.

Die Brauereigerechtigkeit wurde von 82 Brauberechtigten ausgeübt. Es mußte aber jeder Einwohner, der brauen wollte, einen sogenannten Schrotzettel beim „Licentamt“, das sich in Wanfried befand, lösen, ferner eine Brausteuer an den Gelderheber und eine Abgabe an die Gemeindekasse für die Benutzung der Gerätschaften entrichten. Das Brauen geschah, wie bereits aus dem Steuerkataster von 1744 zu ersehen war, von den Brauberechtigten nach einer Verlosung. Das Bier wurde von demjenigen, der brauen mußte, in seiner Wohnung verzapft. Ein Einwohner namens Johannes Diet-

zel soll das letzte Bier in Weißenborn gebraut haben. Zu Beginn des Brauens war es üblich, das Betglöcklein von dem Schulmeister läuten zu lassen, wofür er dann fünf Maß Bier als Entgelt erhielt. Als das Bierbrauen in hiesiger Gemeinde in Fortfall kam, wurden die umfangreichen, eisenbeschlagenen, eichenen Braubottiche einer anderen Zweckbestimmung zugeführt, indem sie im Dorfe als „Wasserkümpfe“ zum Auffangen des Quellwassers dienten. Der letzte von ihnen stand in der Hintergasse bei dem Gehöft des Waldarbeiters Richard Fischbach, bis er nach dem Bau der Wasserleitung überflüssig und beseitigt wurde.

Die beiden Branntweinbrennereien, die als „Branntweinblasen“ 1744 aufgeführt waren, werden 1834 nicht mehr erwähnt. Doch gab es in der Gemeinde damals einen Branntweinschenkwirt, der zugleich auch „Herbergiren“, d. h. Logiergäste aufnehmen durfte. Der Umsatz an Branntwein war allerdings, wie es in der Urkunde heißt, nicht bedeutend, und weil die „Passage mangelte“, die Verkehrsverhältnisse also im argen lagen, fehlte es auch an Herbergsgästen. Weißenborn war nämlich damals noch ohne Straßenverbindung sowohl nach Eschwege als auch nach Wanfried hin. Anfang der zwanziger Jahre machte zwar der Kreisrat Meisterlin, um dem daniederliegenden Wanfrieder Speditionshandel aufzuhelfen, von sich aus eine Eingabe an die Regierung, in der er unter anderem auch den Bau einer neuen Straße über Völkershäuser und Weißenborn nach Creuzburg unter Umgehung preußischen Gebiets vorschlug, die Regierung aber ging darauf nicht ein. Ebensowenig fanden die übrigen Vorschläge Meisterlins, nämlich die Aufhebung der Verkehrsbeschränkungen auf der Weser, die Beseitigung des Transitzolls in Treffurt und der Ausbau der Straße dorthin, ferner die Wegegeldfreiheit für Waren, die von Wanfried über Eschwege und Netra gingen, solange der Transitzoll in Treffurt bestand, keine Berücksichtigung. Wie sehr der Wanfrieder Speditionshandel zwischen 1823 und 1850 zurückgegangen war, ist aus den jährlichen Einkünften eines Güterbestätigers zu ersehen. Er erhielt vom Zentner der zu Wanfried per Achse ankommenden und von dort weiterbeförderten Waren mit Ausnahme der Frucht drei Heller. Während aber 1823 sein Einkommen noch 400 Thaler betrug, sank es im Jahre 1848 auf 140 Thaler herab.

Der jährliche Zins für das dem hiesigen Wirt gewährte Recht, Branntwein ausschenken zu dürfen, wurde durch ein öffentliches Ausgebot seitens der fürstlich-rotenburgischen Renterei in Wanfried festgesetzt und der Zins dahin bezahlt. Jedoch mußte der Wirt außerdem an die Gemeinde noch die sogenannte „Hülfsteuer“, eine der wenigen Einnahmen, die sie verzeich-

nen konnte, entrichten. Von dem Faß wurden 3 Rthlr erhoben. Im Jahre 1831 konnte auf diese Weise die Gemeindekasse 16 Rthlr an Steuergeld für getrunkenen Branntwein buchen.

Das Recht der Wasenmeisterei war von der rotenburgischen Herrschaft in Erbleihe einem Wasenmeister in Eschwege gegeben worden. Die aus dieser Berechtigung resultierenden „Lehnsprästanda“ wurden laut Vertrag vom 5. Dezember 1850 vom damaligen Besitzer Xavarius Ritzer zu Eschwege abgelöst.

Wollte jemand von außerhalb nach Weißenborn ziehen, so mußte er ein Einzugsgeld, das von der Gemeindekasse erhoben wurde, zahlen, und zwar betrug es, wenn es sich um „Inländer“ handelte, für einen Mann 10, für eine Frau 5 Reichsthaler, aber 20 für die männliche und 10 Reichsthaler für die weibliche Person, wenn beide aus einem anderen Bundesland zugezogen waren. Amtlich galten sie dann als „Ausländer“, bis ihnen nach Entrichtung genannter Beträge das Bürgerrecht zuerkannt wurde.

Zur Zeit, als Samuel seine Aufzeichnungen machte, wurde in unserem Dorfe nach hessischer Währung, der Reichsthaler zu 24 guten Groschen und der Groschen zu 16 Heller, gerechnet. Als Fruchtmaß war, wie hundert Jahre früher, das „Eschweger Gemäs“ richtunggebend, von dem bereits im vorigen Kapitel die Rede war.

An Zinsen und ständigen Grundlasten mußten die hiesigen Einwohner entrichten

1. an die fürstlich-rotenburgische Renterei in Wanfried: 3 Albus 6 Heller Geldzins, in natura 22 Hühner, 2 Hähne, 20 Eier und 8 Metzen Centhafer (Kasselsches Maß), die laut Vertrag vom 20.10.1851 abgelöst wurden,
2. an die fürstlich-rotenburgische Renterei in Treffurt: 13 Albus 6 Heller Geldzins, in natura 5 Hähne und 95 Eier,
3. an die Erben von Büнау zu Schwebda: 16 Albus 5 Heller Geldzins, 1 Malter 5 Metzen Hafer (Boineburger Maß) und 20 Eier,
4. an die fürstlich-rotenburgische Renterei in Eschwege: 6 Albus Geldzins, 1 Malter Weizen, 1 Malter Hafer (Eschweger Maß), in natura 1 Gans, 2 Hähne, 2 Hühner und 1 Schock Eier,
5. an den hiesigen Kirchenkasten: 2 Reichsthaler 2 Albus 6 Heller Kirchenzins, 5 Metzen Korn und 5 Metzen Hafer unständig nach Eschweger Maß,

6. an die hiesige Schule: 4 Malter 14 Metzen $3\frac{1}{2}$ Vierling Korn, 7 Metzen $3\frac{1}{2}$ Vierling Hafer nach Eschweger Maß, 1 Albus Geldzins und 142 Brote,
7. an die Pfarrei in Rambach: 10 Malter $11\frac{1}{2}$ Metzen Korn, 10 Malter $\frac{1}{2}$ Vierling Hafer nach Eschweger Maß, 4 Albus Geldzins, in natura 2 Hühner und 30 Eier.

Dazu kamen noch an sonstigen Leistungen der Ortsbewohner

1. Spanndienste:

Die hiesigen Geschirrhalter mußten die erforderlichen Dienstfuhren zu dem Pfarrgebäude nach Rambach verrichten, die jährlich auf zwei Wagen festgesetzt waren. Ferner mußten die Ortseinwohner den nötigen Straßenbaudienst, der in Anbetracht „der schlechten Hohlwege sehr bedeutend war“, leisten und bei vorfallenden Durchmärschen die Equipage fahren, sowie dabei die entsprechende Anzahl Reiterpferde stellen.

2. Handdienste:

Die Gemeinde war verpflichtet, zwei der fürstlich-rotenburgischen Herrschaft gehörende Wiesen bei Frieda zu mähen und das Gras zu trocknen. Dabei waren in der Heu- als auch in der Grummeternte zum Mähen 34 Mann, zum Trocknen des Grases 35 bis 40 Mann nötig. Für diese Arbeit wurde insgesamt ein Dienstgeld von 8 Reichsthalern gegeben. Dieser Dienst ging abwechselnd mit der Gemeinde Rambach vor sich in der Weise, daß ein Jahr die Weißenbörner und das andere Jahr die Einwohner Rambachs die Dienstleute stellen mußten. Jedes Jahr erging vor Beginn der Arbeiten eine schriftliche Aufforderung dazu durch den Konduktor des herrschaftlichen Gutes in Wanfried. Ferner war die Gemeinde verpflichtet, alle Botengänge zu tun und die herrschaftlichen Briefe zu befördern.

Außer diesen Spann- und Handdiensten waren die hiesigen Ortsbewohner mit keinen weiteren Diensten belastet. Zwar haben sie in dem Jahre 1608 dergleichen Dienste für den herrschaftlichen Hof verrichten müssen, aber nach einer früheren Übereinkunft und gegen Zahlung eines Dienstbefreiungsgeldes von 101 Reichsthalern 5 Albus 6 Hellern, die jährlich in zwei Terminen und zwar zu „Johannis Baptistae“ und zu Weihnachten mit je 49 Reichsthalern 31 Albus, zuzüglich 1 Reichsthaler 7 Albus 6 Heller Post- und Holzgeld, entrichtet wurden, sind solche Dienste in Wegfall

gekommen. Dieses Geld wurde bestehender Observanz gemäß auf sämtliche Grundgüter und das Anspannvieh nach den Angaben der verpflichteten Taxatoren, die in einem besonderen Protokoll festgehalten waren, umgelegt, von dem ersten Gemeindevorsteher erhoben und nach Wanfried in die fürstlich-rotenburgische Renterei abgeführt. Über das zu vergütende Dienstgeld war eine Skala aufgestellt worden, die bei jedem Grundstück den Berechnungen zugrunde lag.

Laut Vertrag vom 20. Oktober 1851 hat dann die Gemeinde, wie eine Anmerkung besagt, die Wiesendienste, die von den Gemeinden Weißenborn und Rambach abwechselnd auf herrschaftlichen Wiesen in den Gemarkungen Aue und Frieda zu verrichten waren, ferner das Dienstbefreiungsgeld für die an das Domänengut zu Wanfried ehemals geleisteten Naturaldienste (99 Thaler 28 Silbergroschen 2 Heller), sowie das Holzbefeuungs- und Postgeld (1 Thaler 7 Silbergroschen), den sogenannten Centhafer (8 Metzen) und das Triftgeld (21 Thaler) gegen eine einmalige Zahlung von insgesamt 2580 Thaler 13 Silbergroschen 4 Heller abgelöst.

Im Jahre 1827 wurde zufolge eines hohen Kameralauftrags die hiesige Dorfschaft und ihre Feldflur ohne die noch zu vermessenden Privatwaldungen von dem Landmesser Inspektor Kraus aus Kassel trigonometrisch aufgenommen, vom Landmesser Assistent Diedel in Eschwege geometrisch mit der 14 schuhigten Rute (1 Kasseler Acker gleich 150 Quadratruten = 0,23865 ha) von 1827–1832 gemessen und auf 13 Kartenblätter A bis N aufgetragen.

Danach nimmt die Grenze der hiesigen Gemarkung ihren Anfang am Hainig an der kurfürstlichen Graburg, geht an den Hainigsländern und der Rambacher Feldgrenze herunter bis an den Rambacher Weg, wo ein Grenzstein gestanden haben soll, über denselben Weg hin und schief über die hiesigen und Rambacher Länder weg bis an Conrad Schabackers Land (Ch: C Nr. 412), von da links bis an die Ecke des Schullehrers Hoßbach Land (Ch: C Nr. 428), wo ein Grenzstein befindlich, von diesem bis an den Müllertalsgraben, alsdann durch denselben hin bis an „Johannes Theiß in Rambach sein Triesch“ (Ch: C Nr. 465), weiter von einem Stein zum andern bis auf das Müllertal an George Kanngießers Land (Ch: D Nr. 555), auf demselben fort bis an die sogenannten Löbertriescher und Henrich Köberichs Land, wo die Königlich-Preußische Hoheitsgrenze anfängt, von da links bis an Johann Adam Dilling Adams Sohns Land (Ch: D Nr. 650), in der Furche hindurch bis an die Kettenbergsländer zu dem Stein am Land des

Johann Adam Dilling auf den Trögen (Ch: D Nr. 646a), von diesem Stein an den Kettenbergsländern herunter bis an den Großburschlaer Kommunikationsweg, wo zwei Hoheitssteine sich an diesem Weg befinden, von diesem herauf bis an Peter Fabers Land (Ch: D Nr. 704), ebenfalls dieser Weg von beiden Seiten mit Hoheitssteinen versehen, von da an Peter Schwabens Triesch vorbei bis an das Wasser, von diesem bis an den Steingraben, wo der Hoheitsstein Nr. 397 befindlich, alsdann an dieser Waldung den Berg hinauf von einem Hoheitsstein zum andern, um die Steingrabenwaldung herum bis an den Stein Nr. 380, von diesem links bis an die Gitzenbergsländer, an diesen hinauf bis an die Wiehlebens Triescher zu dem Hoheitsstein, der mit Nr. 373 bezeichnet ist, von diesem in gerader Richtung auf die alte Straße zum Hoheitsstein Nr. 370, von diesem auf der alten Straße auf der Höhe durch zum Stein Nr. 367 an der Ecke, wo das Triesch der Charlotte Moser anfängt und dasselbe mit eingeschlossen bis an den Hoheitsstein Nr. 365, über dem Spattel und Ebert durch bis an den Völkershäuser Weg und von diesem auf die alte Straße, von dieser um die Kesselsgrubenwaldung herum auf den Kesselsgrubenweg, wo die Großburschlaer Hoheitsgrenze endet und die Grenze von der Stadt Eschwege anfängt.

An obigem Weg läuft diese Grenze vorbei bis an Lorenz Eisels Triesch (Ch: G Nr. 207), von diesem auf ebengenannten Weg fort bis an die Eschweger Straße, alsdann von dieser auf den jenseits stehenden Wegweiser, der seine Arme nach Weißenborn und Eschwege ausstreckt und wo die alte Straße wieder anfängt. Die Grenze läuft weiter auf dieser zwischen der Schlierbachswaldung und der hiesigen Gemarkung, auf dem Brätzel genannt, bis an das Stück Land (Ch: G Nr. 1), welches Johann Adam Suck besitzt, alsdann geht die Grenze zwischen den Privatwaldungen auf dem Großen Berge, Rinkenberge und der Schlierbachswaldung durch bis dahin, wo Johannes Böttigers Waldung (Ch: N Nr. 1) endet. Hier fängt die alte Straße wieder an, wo die Grenzsteine zu beiden Seiten angebracht sind, die Grenze läuft zwischen der Waldung, das Landel genannt, hierauf fort, alsdann geht sie an den Privatwaldungen und dem Schlierbach von einem Stein zum andern bis zur Rotenrainswaldung und wieder bis zur alten Straße, die hier die Grenze bildet bis an den Langenhainer Forst, woran alsdann diese wegläuft bis an die Lautenbacher Hofgrenze, wo die hiesigen Stockwiesen anfangen, und an denselben entlang bis an die Ecke von Peter Sängers Wiese (Ch: I Nr. 1), alsdann links zwischen den hiesigen und Lautenbacher Hofländern hindurch bis an den Röhrdaer Weg, von da um die hiesigen Wellingerodtsländer herum bis an Johann Nicolaus Sauers Triesch

zu Röhrda (Ch: I Nr. 845), an diesem hinauf bis zum Haderberge bis an Johann Adam Sucks Waldparzelle (Ch: I Nr. 1304), an dieser und des Langenhainer Forsts, der Buchberg genannt, den Haderberg hinauf bis auf die Höhe dieses Berges an die Röhrdaer Grenze, von da links auf der Anhöhe an vorgenannter Grenze vorbei, von einem Grenzstein zum andern bis an den Hopfenberg, wo die Netraer Gemarkung anschließt und der Netraer Weg aus dem Tale heraufkommt und die Schiefersteinswaldung ihren Anfang nimmt; von da auf dem Berge und dieser Gemarkungsgrenze hindurch bis an die sogenannte adelige, jetzt sächsische Schiefersteinswaldung, wo die sächsische Graburg anschließt (Ch: B Nr. 609), bis an den Netraer Pfad, von da auf dem Felsenberge weg bis an die Kurfürstliche Graburgswaldung, welche an die Netraer Gemarkung grenzt und auf der Höhe voriger Waldung bis an die Ecke der Rambacher Waldgrenze, das Hainig genannt, von da den Berg hinunter bis auf die Waldung Karte C Nr. 389 zu dem Punkt, wo die Kurfürstliche Graburgswaldung wieder anfängt.

Nach den aufgenommenen Feldvermessungskarten umfaßte die hiesige Gemeinde mit 1 Kirche, 1 Schule, 1 Brauhaus, 1 Hirtenhaus, 84 Häusern und 1 Scheuer und den dazugehörigen Feldgütern und Waldungen eine Fläche von $3791\frac{1}{4}$ Acker $\frac{1}{8}$ Ruten. Eine Anmerkung dazu besagt, daß laut Beschluß des Kurfürstlichen Obersteuerkollegiums vom 20. April 1857 nach den Rektifikationsverhandlungen folgende Waldungen in der Gemarkung Weißenborn vorhanden waren:

	Acker	Ruten
kontribuabale Bauernwaldungen	= 1187 $\frac{3}{16}$	4 $\frac{3}{4}$
kontribuabale Gemeindewaldung und Buschwerk	= 21 $\frac{13}{16}$	4 $\frac{7}{8}$
früher exemtensteuerbare Waldung, welche bei Helda		
in Verhalt gekommen u. d. Ökonomen Sachs gehörte	= 119 $\frac{7}{8}$	8
kontributionsfreie Staatswaldung	= 199	12
insgesamt	1528 $\frac{1}{16}$	1 $\frac{1}{2}$

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die damalige Feldmark mit dem sich deckt, was heute noch die Rezeßkarte aufzeigt, die in Übereinstimmung mit den im Jahre 1908 im geodätisch-technischen Büro der Königlichen Generalkommission zu Cassel angefertigten Gemarkungskarten unter Zugrundelegung der in den Jahren 1904/05 und 1907 bewirkten Wege- und Planausmessung hergestellt wurde. Danach umfaßt die Weißenbörner Gemarkung folgende Flurbezirke:

1. Die Stockwiesen
2. Der rote Rain
3. Die Birken
4. Im Landel
5. Im Welstel
6. Auf dem Rinkenbergr
7. Vor dem Rinkenbergr
8. Vor der Rinkentrift
9. Vor dem Wolfstel
10. Das Brättel
11. Vor dem Brättel
12. Im Giebel
13. Auf dem Giebel
14. Im krummen Giebel
15. An der Giebels Liede
16. Leimesberg
17. Vorm Leimesberg
18. Leimesteich
19. Auf dem Sander
20. An der Sanders Liede
21. Am Sandersgraben
22. Über dem Rücksweg
23. Schindeleich
24. Am großen Berg
25. Kessel
26. Kesselsgrube
27. Kesselskopf
28. Der Schiefergrund
29. Das Spattel
30. Das Ebert
31. Das Wiehleben
32. Der Gitzenberg
33. Der Ziegenberg
34. Vorm Ziegenberg
35. Vor dem Steingraben
36. Der Steingraben
37. Auf den Pläckern
38. Am Pläckersrain
39. Zu Pläckern
40. Auf der Eiche
41. Das Hachtel
42. Hinterm Hachtel
43. Am Hachtelsgraben
44. Auf 'm Nebenstück
45. Am Nebenstück
46. Im Kettenberg
47. Am Berchensgraben
48. Im Berchensgraben
49. Auf 'm Müllertal
50. Am Müllertalsgraben
51. Hinterm Müllertalsgraben
52. Auf 'm roten Rain
53. Vor dem roten Rain
54. Am roten Rain
55. Auf der Kuhliede
56. Auf 'm Kringel
57. Am Hainig
58. In der Wartlücke
59. Vor dem Ziegelhaus
60. Unter der Graburg
61. Im Padchental
62. Die Ruppelsgrube
63. Am Strutgraben
64. Im Hellersbach
65. Am Lohweg
66. Auf dem Loh
67. Am Eckenrod
68. Überm Wondel
69. Im Wondel
70. Im Fingelsen
71. Hinter den Hopfenhöfen
72. Hopfenhöfe
73. Vor der Linde
74. Das Burschlaer Feld
75. Die Aue
76. Auf dem Stein

- | | |
|-----------------------------|-------------------------|
| 77. Am Eschweger Pfad | 95. Auf dem Lunrain |
| 78. Das Pritzel | 96. Im Schörntel |
| 79. Am Netraer Weg | 97. Gillenloch |
| 80. Krauthöfe | 98. Vor dem Furtberg |
| 81. Das Mannrod | 99. Im Welstel |
| 82. Schuchards Stück | 100. Das große Eichholz |
| 83. Auf den Tongruben | 101. Im Eichholz |
| 84. In der Herbesdelle | 102. Die Krautländer |
| 85. Am heiligen Holz | 103. Im Wiesenhof |
| 86. An der Rinne | 104. Die Mühlwiesen |
| 87. In der Untergrube | 105. Am Eselspfad |
| 88. Im Rötelsberggrund | 106. Auf dem Hundsstück |
| 89. Hopfenberg | 107. Das Wellingerode |
| 90. Schieferstein | 108. Netertal |
| 91. Unter dem Schieferstein | 109. Die Kuppe |
| 92. Siedengrund | 110. Haterberg |
| 93. Die Lunhecke | 111. Die tiefe Grube |
| 94. Im Lungraben | |

Wenn die Flurnamen unserer Gemarkung im allgemeinen auch nicht so alt sind, wie hin und wieder angenommen wird, so stammen sie immerhin doch aus dem Mittelalter. Manches, was das Gesicht der Landschaft anbetrifft, läßt sich aus ihnen ablesen, obgleich einzelne wiederum uns ein Rätsel aufgeben. Sie bedürfen, weil sie ein wertvolles sprachliches Volksgut darstellen, ebenso der Erhaltung wie die Heimat selbst; denn sie sind ja ein Stück von ihr. In ihnen ist die nährnde Erde unserer Gemarkung zum klingenden Wort geworden. Verschiedentlich allerdings haben sich bei der katastermäßigen Festhaltung der Flurnamen seitens der damals zuständigen Beamten Irrtümer eingeschlichen. Wenn die in der heimischen Gemarkung zweimal vorkommende Flurbezeichnung „Der rote Rain“ sicher und mit Berechtigung auch von der Bodenart, nämlich dem Buntsandstein, abgeleitet ist, so weisen aber die Flurnamen „das Eckenrot“, „das Mannrot“ und in der Rambacher Flur „das Gelrot“, wie sie auf den Flurkarten geschrieben werden, trotz der irreführenden Schreibweise auf eine Rodetätigkeit hin, und man sollte diese dementsprechend wie das bei der obigen Aufstellung der Flurnamen auch geschehen ist, im Wortbild orthographisch verständlich erscheinen lassen. Ebenso entbehrt die im Dorfplan enthaltene „Renngasse“ jeglicher Berechtigung, weil hierbei auch nur ein Irrtum

vorliegen kann. Wenn nämlich der Flurbezirk am Ostrande des Sportplatzes unter der Graburg mit Bezug auf die Holzrinne, in der das Wasser aus der Graburgquelle vor Zeiten in das Dorf hinunterfloß, heute noch „An der Rinne“ heißt, so wäre doch wohl die erwähnte Gasse sinngemäßer mit Ringgasse zu bezeichnen, weil sie genau in der Verlängerung des Weges liegt, den das überfließende Wasser aus dem Hochbehälter heute noch ins Dorf nimmt.

Obwohl beim weiteren Lesen der Beschreibung unseres Dorfes und seiner Landschaft aus dem Jahre 1834 sich herausstellt, daß der Verfasser nach einem ähnlichen Schema vorgegangen ist wie sein Vorgänger aus dem Jahre 1744 und daß sich infolgedessen manches wiederholt, bleibt es doch interessant genug, dem Bericht zu folgen.

Auf die Agrikulturverhältnisse eingehend, bemerkt der Verfasser zunächst wieder, daß die Gemarkung sehr verstreut und zum größten Teil zwischen den rund um die Feldmark sich ausbreitenden Waldbergen liegt. „Nur gegen Rambach und den Kurfürstlichen Hof Lautenbach“, so heißt es, „ist ein kleiner Teil derselben offen.“

In Fortsetzung der Schilderung der ackerbaulichen Verhältnisse der Dorfschaft lesen wir in der Vorbeschreibung zu dem Steuerkataster 1834 weiter, daß die Feldlagen, die sich in der Mitte der Gemarkung befinden, ziemlich naß sind und durch Abzugsgräben nicht verbessert werden können, weil deren Anlegung unmöglich sei. Von den Feldlagen an den Berghängen aber wird gesagt, daß sie durch Beschattung und Abschwemmung bei starken Regengüssen bedeutenden Schaden erleiden, der in langen Jahren bei aller Anstrengung der Grundbesitzer nicht wieder behoben werden kann.

Gegenüber der Vorbeschreibung von 1744, die den Ackerboden teils aus grobem Sand, teils aus „Hastellerde“ bestehend schildert, gibt der Verfasser des Katasterberichts von 1834 gleich sechs Bodenarten an. Er unterscheidet weißen Sand, mit Steinen vermengt, kieseligen Sandboden, weißen und blauen Ton, mit Steinen vermengt, roten „Leimenboden“, mit Steinen vermengt, „Steingröbeboden“ und schließlich noch „Hastellerde“.

Die Bestellung war keine außergewöhnliche, sie konnte mit zwei Stück Zugvieh vor dem Ackerpflug erfolgen, war jedoch mißlich und erforderte zu ihrem völligen Gelingen sehr günstige Witterung. Vor der Winteraussaat mußte viermal, vor der Sommeraussaat dreimal geackert werden. „Durch Düngung alle drei Jahre und Pferchen mit den Schafen“ suchte man die Erträge zu steigern. Ein Acker erhielt für drei Jahre 8 und an den Berggländern

10 Fuder Mist zur Düngung. Zur damaligen Zeit war die Dreifelderwirtschaft noch üblich, wobei die Brache zum Winterfeld, das Sommerfeld zur Brache und das Winterfeld zum Sommerfeld wurde. Das Winterfeld wurde mit Korn und Weizen, das Sommerfeld mit Gerste und Hafer und das Brachfeld mit Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Wicken, Kraut, Rüben, Klee und Futtergemenge ausgestellt und blieb zu einem Drittel als reine Brache liegen. Wo Korn und Weizen gestanden, folgte danach Gerste und Hafer und auf die Gerste, unter welche auch der Klee ausgesäht wurde, die „Besämun“ des Brachfeldes, da die Haferäcker im Brachjahre größtenteils ruhen mußten. Die Winterfrüchte gerieten bei guter Bestellung und öfters warmem Regen ziemlich, die übrigen Früchte aber dennoch notdürftig. Der rote Klee bedurfte zu seinem Gedeihen, welches selten war, sehr gutes Land und einer ausgiebigen Düngung.

Ein Arbeitstag mit vier Ochsen und einem Knechte kostete täglich 1 Rthlr 12 Sgr und mit zwei Zugpferden und einem Knechte 1 Rthlr 6 Sgr. Ein Knecht kostete jährlich 40 Rthlr oder täglich ungefähr $3\frac{1}{3}$ Sgr.

Die „Niedere Jagd“ stand denen von Eschwege zu Aue zu. Wilhelm Ludwig von Eschwege, kurz Junker Wilm genannt, erzählt in seinen Lebenserinnerungen, die von Dr. Hanno Beck einem größeren Kreise zugänglich gemacht wurden, in amüsanten Weise von einer damaligen Jagd, die den Junker mit seinem Freunde Christel Rehbein in unsere Gemarkung führte. Dieser Freund, so berichtet Wilhelm Ludwig, „liebte so wie ich leidenschaftlich die Jagd, und das größte Fest für uns war stets der Aufgang der Jagd in Weißenborn am Bartholomei Tage, einem Jagdrevier eineinhalb Stunden entlegen von unserem Gut, wohin wir den Abend vorher gingen, die Nacht bei dem Schulzen oder dem Schulmeister auf einer Streu schliefen und dann vor Tagesanbruch schon auf den Beinen waren, um die unschuldigen Hasen auf dem Anstande zu belauern und alsdann mit Hunden den ganzen Tag zu hetzen, seelenvergnügt, wenn wir des Abends zum Umfallen ermüdet mit einer Jagdbeute von vier oder fünf Hasen und vielleicht einem Fuchse nach Hause kamen. ‚Viele Hunde sind des Hasen Tod‘ ist ein altes Sprichwort, und in der That bewährte sich dasselbe in damaliger Zeit, wo die Liebhaberei für Jagdhunde überhand genommen, so sehr, daß das Hasengeschlecht in diesen Gegenden beinahe ausgerottet wurde; und dennoch erst in viel späteren Jahren entschloß man sich dazu, die Hunde abzuschaffen und den Hasen Ruhe zu lassen. Eine dieser Jagden hätte mir damals beinahe den Tod zuziehen können, und ich schalte deshalb diese Episode hier ein. In dem Heckendorf Weißenborn, von lauter armen Bauern

bewohnt, war natürlicherweise nichts zu bekommen, wir mußten uns also für den Abend und den folgenden Tag mit kalter Küche versehen. Die beliebten Knackwürste lieferten dazu eine herrliche Beigabe. Ich holte selbst einige aus der Speisekammer, und eingewickelt in Papier steckte ich sie in meinen neuen mit einem schönen Dachsfell überzogenen Jagdranzen. Erst am folgenden Morgen während des Anstandes schnitt ich ein ordentliches Stück davon und verzehrte es als Frühstück, allein nicht lange darauf empfand ich Übelkeiten und mußte mich erbrechen.“ – Um das Übel zu lindern, aß er auf einem Felde rohe Rüben. Aber vergebens, er mußte nach Hause gehen. In Aue angelangt, bereitete man ihm eine warme Kirschsuppe mit Wein, die ihm sehr wohlthat und ihn wiederherstellte. Als er die Jagdtasche auspackte, bemerkte er weißen Staub auf der Wursthaut. Da entsann er sich, daß ihm die Wurst in der Wurstekammer beim Herunterschneiden von der Stange auf den Fußboden gefallen war, wo der „privilegierte Rattenfänger“ Rattengift ausgestreut hatte.

Freiherr Wilhelm Ludwig von Eschwege war übrigens eine Persönlichkeit von überragender Bedeutung, die zu den Großen seiner Zeit wie Goethe, Alexander von Humboldt und vielen anderen in Beziehung stand. Der geistig hochstehende Junker wurde am 15. November 1777 im Herrenhaus zu Aue geboren, eignete sich im benachbarten Niederdünz bach die ersten Schulkenntnisse an und studierte später in Göttingen und Marburg Jura und zuletzt Berg- und Hüttenkunde. Als Bergassessor begann er im Richelsdorfer Bergbau seine praktische Tätigkeit, die ihn darauf nach Clausthal-Zellerfeld und 1803 nach Portugal führte. Von hier trat er 1810 eine Reise nach Brasilien an, wo er 11 Jahre wertvolle Forschungs- und Aufbauarbeit leistete, Vermessungen durchführte, Karten anlegte, unerforschte Gebiete durchstreifte und darüber berichtete, Bergwerke einrichtete und das größte Eisenerzlager der Erde entdeckte. Reich an Erfolgen, aber auch an Kämpfen war sein weiteres Leben, das er teils in Portugal, teils in Deutschland verbrachte, bis er schließlich am 1. Februar 1855 in Kassel-Wolfsanger starb.

Gartenbau und Obstbaumzucht wurden von den hiesigen Einwohnern nicht besonders betrieben. Zwar standen in den Gärten „zum Überfluß“ und einzeln auch im Felde Obstbäume; aber das Obst geriet selten und belohnte die Arbeit nicht. Von einem „Überfluß“ an Obstbäumen nach Samuels Angaben konnte jedoch nicht gesprochen werden; denn nach anderweitigen Feststellungen aus dem Jahre 1847 waren damals in der Weißenbörner Gemarkung nur 400 und in der Rambacher Feldflur 450 Obstbäume vorhan-

den. Daß Obst- und Gartenbau zu jener Zeit auf niedriger Stufe standen, findet seine Erklärung in der Tatsache, daß der gesundheitliche Wert von Obst und Gemüse als Vitaminspender noch nicht bekannt war und daß, was das Obst im besonderen betraf, auch noch nicht die Sorten existierten, die sich für höhere Lagen eignen.

Nach der Erträglichkeit und Güte des Bodens waren das Ackerland, die Wiesen und Gärten in sieben, die Waldungen ohne Buschwerk und Trietscher, in drei Sorten eingeteilt.

Auf dem Casselschen Acker von 150 Ruten wurden durchschnittlich 5 Metzen (Eschweger Maß) Roggen bzw. Weizen, 6 Metzen Gerste bzw. Hafer ausgesät. Die Ernteergebnisse betrugen in Malter und Metze:

pro Acker Klasse	Roggen		Weizen		Gerste		Hafer	
	Mlt.	Mz.	Mlt.	Mz.	Mlt.	Mz.	Mlt.	Mz.
1	1	14	—	—	1	14	—	—
2	1	10	—	—	1	10	2	13
3	1	6	—	—	—	—	2	6
4	1	4	—	—	—	—	2	—
5	1	—	—	14	—	—	1	9
6	—	12	—	12	—	—	1	2
7	—	10	—	—	—	—	—	12

Um die damalige Ertragsfähigkeit des Bodens unserer Gemarkung einmal im Vergleich zu sehen zu anderen Ortschaften des Kreises, mag folgende Zusammenstellung dienen. Auf einem Acker Roggenland wurden im Jahre 1847 durchschnittlich gerntet in

Weißborn	1,7 Viertel
Neuerode	1,8 Viertel
Rambach	2,0 Viertel
Heldra	2,6 Viertel
Langenhain	3,0 Viertel
Völkershausen	3,4 Viertel
Niederdünz bach	3,6 Viertel
Aue	3,8 Viertel
Frieda	4,0 Viertel
Oberdünz bach	4,5 Viertel

Die Ernte auf den hiesigen Wiesen, deren Güteklasse den Ländereien entsprach, zwischen denen sie lagen, ergab:

pro Acker Klasse	Heu Zentner	Grummet Zentner
1	9	5
2	8	4
3	7	3
4	6	2
5	5	—
6	4	—
7	3	—

Der Verkaufswert der landwirtschaftlich genutzten Flächen betrug, im vieljährigen Durchschnitt berechnet:

pro Acker Klasse	Land Reichstaler	Wiese Reichstaler
1	60	80
2	50	70
3	35	55
4	25	40
5	15	30
6	10	15
7	5	10

Von den verpflichteten Taxatoren waren die Häuser und Hofreiten nach ihrer Beschaffenheit in elf Klassen eingeteilt worden. Ihr Wert schwankte zwischen 10 und 300 Reichstalern und das Steuerkapital der einzelnen Häuser zwischen 10 und 60 Steuergulden. Der gesamte Hausbesitz ergab ein Steuerkapital von 2 625 Steuergulden. Das Steuerkapital eines Ackers Land betrug im Durchschnitt $4\frac{3}{4}$, eines Ackers Wiese $7\frac{3}{4}$ und eines Ackers Hude $4\frac{7}{11}$ Steuergulden, während der Acker Land in Eschwege zu 14, in Niederhone und Eltmannshausen zu 11, in Aue zu 10 und in Grebendorf, Reichensachsen, Jestädt, Altenburschla zu 9 Steuergulden veranschlagt war.

Weißbörner Familiennamen nach den Steuerkatastern 1831/34 sind folgende: Arnold, Bechstein, Boettger, Buchenau, Bühl, Busch, Dietrich, Dietzel, Dilling, Eisenhut, Faber, Heckerodt (Heckrodt), Hildebrand, Hoch (Hoech), Hoßbach, Huse, Jakob, Kanngießer, Knabe, Koch, Krug, Laudenschach, Loth, Meder (Mäder), Meier, Mehliß, Mengel, Morgenthal, Moser,

Müller, Otto, Rettelbusch, Rietze, Roßbach, Roth, Ruhland, Sander, Sänger, Schabacker, Schade, Schwabe, Suck, Tippach, Urbach, Volze, Wagner, Weiter (Weider), Weißhaar, Wittig.

Ein Pächterleben auf Gut Lautenbach

Wenn der Frühling nach langen Wintermonaten zwischen Graburg und Schlierbachswald endlich wieder seinen Einzug hält, dann schaut der Pächter auf Gut Lautenbach in den benachbarten Dörfern nach nötigen Arbeitskräften aus. Oft hat es seine liebe Not damit; denn wer von den jungen Männern und Frauen in Weißenborn oder Röhrda geht schon gern zum Kartoffelhacken oder Rübenverziehen auf die hochgelegenen, schwer zu bearbeitenden Äcker der staatlichen Domäne, wenn er aus den Industriebetrieben der Kreisstadt Eschwege einen höheren Lohn, als ihn der Lautenbacher Gutspächter zahlen kann, mit nach Hause bringt?

Und dennoch findet er gottlob immer noch den und jenen, dem die Arbeit auf seinen Feldern und Wiesen in unverdorbener Luft mehr Spaß macht, als in den Fabriksälen den ganzen Tag hinter Maschinen zu stehen.

Wenig ertragreich war der Boden, mit dem die Pächter auf Hof Lautenbach einst zu ringen hatten, und gar mancher von ihnen mußte in früheren Jahrhunderten seinen Kampf mit der naßkalten Scholle und den rauen Winden aufgeben, um anderswo ein leichteres Fortkommen zu suchen. Zu ihnen gehörte auch **Johann Bernhard Schuchard**, der im Jahre 1806 zu einem Pachtpreis von achthundert Thalern die damals gerade vakante Staatsdomäne für zwölf Jahre übernahm. Eine unruhige Zeit wurde es, die er dort verbringen sollte, wie denn überhaupt sein ganzes Leben, ausgezeichnet von seinem Sohne Julius, ereignisreich verlief.

Johann Bernhard Schuchard stammte aus einer alten Familie, die um 1600 in Eschwege ansässig war. Nach dem Erbzinsbuch des dortigen Klosters St. Ciriaci besaß 1599 ein Hans Schuchart ein Haus in der Herrengasse, Reinhart Schuchart einen Hof am „Schindeleich“ und „uffm Stadenraine“. Als Marburger Studenten werden 1574 Conradus Schuchardus, Eschwicensis, und 1579 Hermann Schuchard aus Eschwege erwähnt. Die Schreibweise des Namens ist 1394 bis 1487 Schuchart, 1505 bis 1675 Schuchard, dann wechseln Schuchard und Schuchardt, auch Schuchhard, ab. Der Lautenbacher Pächter Johann Bernhard Schuchard war ein Sohn des zu Eschwege am 11. November 1720 geborenen Heinrich Ludwig Schuchard, der eine Stelle als fürstl. und adliger Gesamtrichter und Kommissionsrat in Reichensachsen, vordem als Amtsadvokat in Eschwege, bekleidete und am 23. Februar 1788 in Reichensachsen starb. Von seinen sechs Kindern war Johann Bernhard das viertälteste. Er kam am 5. Oktober 1762 in Reichensachsen zur Welt. Dort besuchte er auch zunächst die Dorfschule, um sich

anschließend in Eschwege und später in Eisenach für das Studium vorzubereiten. Nach bestandener Maturitätsprüfung ging er zuerst nach Rinteln, das damals noch eine Universität besaß, und darauf nach Göttingen, um Rechtswissenschaft zu studieren. Als er sein Staatsexamen abgelegt hatte, kehrte er in das elterliche Haus nach Reichensachsen zurück.

Kurze Zeit darauf wollte er sich um eine frei gewordene Notariatsstelle, die von dem Stadtrat zu Köln ausgeschrieben worden war, bewerben und bestieg voller Hoffnung die Postkutsche, um sich persönlich vorzustellen. Die Reise ließ sich gut an, und an Unterhaltung fehlte es ihm auch nicht; denn am nächsten Tage stiegen zwei besser gekleidete Herren zu, mit denen er bald ins Gespräch kam und dabei erfuhr, daß sie zufällig auch nach Köln reisen wollten. Die Freude war groß, und so beschloß man, auf der nächsten Poststation, wo längere Zeit angehalten wurde, sich erst einmal gründlich äußerlich und innerlich zu restaurieren.

Das geschah denn auch, und die Stimmung am Wirtshaustische ließ bald nichts zu wünschen übrig. Da traf es sich, daß die beiden fröhlichen Reisegefährten für eine Weile die Gaststube verließen. Diesen Augenblick nahm der Wirt wahr, um den jungen Schuchard darauf aufmerksam zu machen, welches Schicksal ihm bevorstünde, wenn er nicht auf der Stelle verschwände; denn er sei preußischen Werbern in die Hände gefallen, die ihn entführen wollten. Schuchard, der keine Lust hatte, seine Freiheit auf eine so schnöde Weise zu verlieren, bot dem Wirt eine hohe Belohnung, wenn er ihn retten würde, worauf jener ihn bereitwilligst eine Treppe hoch in eines der dort befindlichen Zimmer führte und in einem Kleiderschrank verstaute, um sogleich wieder zu seinem Ausschanktisch zurückzukehren.

Als die beiden Werber wieder die Wirtsstube betraten und ihr Opfer vermißten, schöpften sie Verdacht und drohten dem Wirte an, daß sie ihn arretieren wollten, falls er nicht sogleich den verschwundenen jungen Mann herbeischaffe. Auf die Beteuerungen des Wirtes, daß er von nichts wisse und sich nicht erklären könne, wo ihr Tischgenosse geblieben sei, schoben sie kurzerhand den Wirt vor sich her, damit er ihnen alle Räume des Hauses zeigen solle, da sie annahmen, daß der Entflohene noch im Gebäude sein müsse; denn einer von ihnen hatte, während sie ein Bedürfnis befriedigten, den Ausgang bewacht.

So fanden sie denn schließlich den Gesuchten in dem erwähnten Schranke sitzen und führten den Ärmsten trotz verzweifelter Gegenwehr geknebelt ab, um ihn in die Söldnerscharen des Alten Fritz einzureihen.

Fast ein Jahr war über diesem Geschehen ins Land gegangen, während alle Bemühungen der bekümmerten Eltern, etwas über den Verbleib ihres Sohnes zu erfahren, fehlgeschlagen waren. Da klopfte eines Tages ein Knecht des Weinhändlers Kröger von Orpherode, der eine Ladung Wein an den preußischen Hof nach Berlin gefahren hatte, an die Tür der Wohnstube in Reichensachsen und übergab den Eltern einen Zettel, auf dem mit Blei geschrieben stand, daß ihr Sohn, unterwegs von Werbern aufgegriffen, als gemeiner Soldat dienen müsse und bei der strengen Bewachung nicht früher ein Lebenszeichen hätte von sich geben können.

Die Freude darüber war groß, und sie wurde noch größer, als bald darauf der Sohn seine Eltern wieder in die Arme schließen konnte.

Nur kurze Zeit blieb dieser im elterlichen Hause; denn nicht lange danach wurde ihm von dem Freiherrn von Boyneburg-Bömmelberg zu Reichensachsen die Stelle als Justitiar und Rendant und gleichzeitig das von Boyneburgische Gut zu Wichmannshausen gegen billige Pacht übertragen, worauf er sich 1787 mit Sybille Margarete Siemon, Tochter des Pfarrers Valentin Siemon zu Berneburg, verheiratete und mit ihr bei reichlichem Auskommen glücklich und zufrieden lebte. In der Wichmannshäuser Zeit gingen aus der Ehe zwölf Kinder hervor. Doch das Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Der Boyneburger Freiherr und Hofmarschall Ludwig Wilhelm August, der am 9. Januar 1792 zu Kassel an einem Schlagfluß starb, führte nämlich ein vergnügtes Leben und trieb einen fürstlichen Aufwand, so daß der Ertrag seiner Güter damit nicht Schritt zu halten vermochte. Mehr und mehr geriet der Edelmann in Schulden. Schließlich sah er sich genötigt, seine Besitztümer mit Zubehör und Gerechtsamen an den damaligen Landgrafen und späteren Kurfürsten Wilhelm für vierundsechzigtausend Thaler zu verkaufen. Der Ankauf der Güter, der von dem in staatlichen Diensten stehenden Bischhäuser Amtmann Wilkens betrieben wurde, ging ohne Aufsehen vonstatten. So kam es, daß der junge Schuchard erst Wind von der Sache erhielt, als der Abschluß schon getätigt war. Er wurde seiner bisherigen Stellung, die der genannte Wilkens bekam, enthoben und von dem Gute exmittiert oder, wie der Volksmund sagt, auf die Straße gesetzt. Um ihn aber irgendwie abzufinden, bot man ihm eine schlecht besoldete Notariatsstelle in Sontra an, wovon er mit seiner kinderreichen Familie nicht hätte leben können.

Darum ging er auf dieses Angebot erst gar nicht ein. Als seinen Bitten um eine bessere Stelle als Justizbeamter im Staatsdienst nicht entsprochen wurde, sah er sich schließlich genötigt, ein anderweitiges Unterkommen

zu suchen. So kam es, daß er in dieser Zwangslage die staatliche Domäne Lautenbach, die gerade frei geworden war, pachtete und damit ein neuer Lebensabschnitt für ihn begann.

Trotzdem schmerzte den Pächter Johann Bernhard Schuchard die nach seiner Meinung rechtswidrige Enthebung als Boyneburgischer Justitiar und Rendant sehr, und auf Anraten eines Freundes, des Juristen Beß in Nentershausen, verklagte er kurzerhand den Kurfürsten Wilhelm I. und verlangte eine Entschädigung von zwanzigtausend Thalern. Zwar gewann Schuchard den Prozeß; aber in der Exekutionsinstanz erklärte sich das Oberappellationsgericht für unzuständig und verwies ihn an das Reichskammergericht, das infolge der politischen Ereignisse des Jahres 1806 bereits in der Auflösung begriffen war, so daß er kein Gehör fand.

Die Jahre auf Gut Lautenbach fingen für den neuen Pächter recht trostlos an. Der hessische Kurfürst Wilhelm I. folgte bekanntlich der Neigung seines Herzens und hielt bei der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Preußen an der ererbten Freundschaft zum Hohenzollernhause fest, mit dem ihn enge verwandschaftliche Beziehungen verknüpften. Zudem war er selbst preußischer Generalfeldmarschall und hielt nicht wenig von seinem militärischen Rang, so daß König Friedrich Wilhelm III. mit Recht sagen konnte: „Ich habe keinen aufrichtigeren Freund als ihn.“ Trotzdem hielt der hessische Landesfürst es für geraten, bei aller Abneigung gegen Napoleon 1806 eine bewaffnete Neutralität zu bewahren. Doch hatte er sein Heer auf zwanzigtausend Mann vermehrt, um im Falle eines preußischen Sieges den sich zurückziehenden französischen Truppen in Flanke und Rücken zu fallen.

Daher erkannte Napoleon, dem die Absichten des hessischen Kurfürsten nicht verborgen blieben, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806), die für Preußen eine vollständige Niederlage bedeutete, die Neutralität Hessens nicht an, sondern ließ Kurhessen besetzen, worauf der Kurfürst nach Dänemark zu seinem Bruder floh, um später Wohnsitz in Prag zu nehmen.

Durch den Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) verlor der Kurfürst Wilhelm sein Land. Hanau wurde von Kurhessen getrennt und zusammen mit dem Hochstift Fulda zum Großherzogtum Frankfurt geschlagen, das übrige Gebiet aber mit Braunschweig und Teilen von Hannover und Preußen zum Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel vereinigt. Napoleon setzte seinen damals 23jährigen, jüngsten Bruder Jérôme, der nach geschiedener Ehe mit der amerikanischen Kaufmannstochter Patterson sich in zweiter

Ehe mit der französisch erzogenen Prinzessin Katharina von Württemberg verheiratet hatte, zum Herrscher über das neue Gebiet ein.

Mit geheimem Groll duldeten die Hessen das fremde Regiment. Rückständige Kontributionen und Abgaben wurden mit Gewalt eingetrieben. Die vielen Durchmärsche und Einquartierungen der Franzosen hörten nicht auf. Fremde Polizeibeamte spionierten andauernd die Bevölkerung aus. Die engherzige Verwaltung durch die französischen Behörden drückte schwer das Land. Die Unzufriedenheit wurde immer größer. Die Staatsschulden wuchsen. Um das Defizit zu decken, sah man sich zu Anleihen genötigt, die zunächst auf freiwilliger Basis, schließlich unter Zwangsmaßnahmen erfolgten.

Bei der Konstitution des Königreichs Westfalen hatte sich Napoleon die Verfügung über die Hälfte der Domänen zugunsten seiner Generäle vorbehalten, von denen er denn auch einen großen Teil unter dieselben verteilte. Was übrigblieb, wurde zur Behebung der allgemeinen Geldnot auf Grund der im Jahre 1810 vom Staatsrat erteilten Genehmigung einfach verkauft. Diese Domänenveräußerungen wurden später von dem in sein Land zurückgekehrten Kurfürsten für nichtig erklärt; denn er hatte ja niemals die westfälische Regierung anerkannt.

Auch das Gut Lautenbach war von Napoleon durch seinen Bruder Jérôme einem verdienten französischen Offizier zum Geschenk gemacht worden. Als dieser unter Vorzeigung einer Anweisung der westfälischen Domänenkammer auf dem Gute bei dem dortigen Pächter Schuchard erschien, um seinen nunmehrigen Besitz zu besichtigen und den rückständigen Pachtzins in Empfang zu nehmen, war jener nicht in der Lage, ihn zu zahlen. Vielmehr schilderte er, wie die Aufzeichnungen seines Sohnes Julius erkennen lassen, in bewegten Worten die mißliche Lage, in die er unverschuldet durch die Zeitverhältnisse, durch Kriegsführen, Verwüstungen, Plünderungen und nicht zuletzt durch Mißernten geraten sei, und erreichte es schließlich, daß der französische Oberst – denn ein solcher soll es gewesen sein – unter diesen Umständen nicht allein auf den Pachtzins verzichtete, sondern nach seiner Rückkehr aus dem bevorstehenden Feldzug gegen Rußland auch dafür sorgen wolle, daß er für alle Verluste, die er gehabt habe, volle Entschädigung bekomme. Mit Tränen in den Augen soll er sich dann verabschiedet haben, nicht ohne daß er jedem Kinde noch ein Geschenk überreichte. Doch kehrte der edelmütige Franzose nie mehr zurück, weil er wohl wie unzählige seiner Kameraden in Rußland sein Grab fand.

Die wachsende Unzufriedenheit innerhalb der hessischen Bevölkerung, die ihre Anhänglichkeit gegen das alte Herrscherhaus treu bewahrte, führte am 22. April 1809 zum Dörnbergschen Aufstande, der sich zum Ziel gesetzt hatte, Jérôme, den König von Westfalen, gefangenzunehmen und das Joch der verhaßten Fremdherrschaft abzuschütteln. Oberst Freiherr von Dörnberg stammte von dem Schlosse Hausen im Kreise Ziegenhain; er war zuerst hessischer, dann bis 1807 preußischer Offizier, trat dann gezwungen in westfälische Dienste ein und wurde schließlich Kommandeur des Marburger Jägerbataillons, das seinem Führer ergeben war. Viele Offiziere wußten um seinen Plan der gewaltsamen Beseitigung des fremden Regimes. Dörnberg war mit Schill, Scharnhorst, Gneisenau und dem ehemaligen Landesherrn, dem Kurfürsten in Prag, in Verbindung getreten. Letzterer konnte sich aber nicht entschließen, zur Vorbereitung der Revolte eine nennenswerte Geldunterstützung zu leisten. Das adelige Stift in Homberg wurde das Hauptquartier der hessischen Verschwörung. Hier war es besonders Marianne vom Stein, die Schwester des berühmt gewordenen Freiherrn vom Stein, die die vaterländische Bewegung mit allen Kräften förderte. Viele andere, unter ihnen der Felsberger Pfarrer von Gehren und der Frielendorfer Friedensrichter Martin, arbeiteten mit Eifer an dem Werke der Befreiung. Da wurde unerwartet Dörnbergs Bataillon nach dem spanischen Kriegsschauplatz des machthungrigen Korsen in Marsch gesetzt, und Dörnberg selbst kam als Kommandeur der Gardejäger nach Kassel. Auf Drängen des Friedensrichters Martin entschloß sich Dörnberg schließlich zum Losschlagen. Gleichzeitig wollte man von Homberg, Gudensberg, Wolfhagen und Hofgeismar aus nach Kassel marschieren. Leider brachen die Wolfhagener Bauern zu früh auf, und bereits am Mittag des 22. April erfuhr Jérôme von dem Aufstande. Trotzdem zogen unter Dörnbergs Führung die Bauern aus der Umgegend von Homberg, mit Heugabeln, Sensen, Äxten und Knüppeln bewaffnet, am Abend des gleichen Tages auf Kassel zu und kamen über Gudensberg im Frühnebel bis zur Hertingshäuser Höhe und ein Vortrupp von Forstleuten, der mit Büchsen bewaffnet war, bis zur Knallhütte, eineinhalb Stunden von Kassel entfernt. Inzwischen konnte Jérôme Abwehrmaßnahmen treffen. Zweitausend Mann, die ihm treu geblieben waren, zogen gegen die Aufständischen aus. Als die ersten Schüsse fielen und etliche Bauern getötet wurden, ergriffen die übrigen die Flucht. Auch die Bauern aus den Kreisen Wolfhagen und Hofgeismar kamen nicht bis Kassel, sondern kehrten bei Obervellmar, als sie von der Niederlage Dörnbergs und seiner Flucht nach Böhmen erfuhren, um.

Nach der Niederschlagung des Aufstandes suchte die französische Geheimpolizei nach den Urhebern der Bewegung, und viele Personen wurden verhaftet, darunter aus der Eschweger Gegend u. a. auch Leutnant von Hasserodt und der spätere Ortsvorsteher von Eschwege zu Reichensachsen.

Auch Johann Bernhard Schuchard auf Gut Lautenbach kam in den Verdacht, es mit den Aufständischen gehalten zu haben. Als Domänenpächter war er zugleich Friedensrichter für die beiden Dörfer Reichensachsen und Aue, in denen die Herren von Eschwege begütert waren und noch sind. Da Schuchard von jeher in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen gestanden hatte, verfügte die staatliche Aufsichtsbehörde seine Verhaftung in der Annahme, daß er schon vorher Kenntnis von dem Aufstande gehabt haben müsse.

Ohne jedoch seine Arretierung abzuwarten, beschloß er, sich der Präfektur in Eschwege zu stellen, und begab sich von seinem Wohnsitz auf Hof Lautenbach auch alsbald dorthin. Am Dünzbacher Tor vor der Stadt Eschwege traf er auf ein Militärkommando, das aus einem Offizier und fünfzehn Mann bestand, von dem er annahm, daß es ausgesickt worden wäre, ihn abzuholen. Schuchard gab sich dem Offizier zu erkennen, worauf man ihn denn auch sogleich als Gefangenen der Präfektur vorführte. Bis in die Nacht hinein wurde er in ein scharfes Verhör genommen, und nur seiner unerschrockenen und energischen Verteidigung sowie der Fürsprache seines ihm als Dolmetscher beigegebenen Freundes, des Apothekers Braun zu Eschwege, hatte er es zu verdanken, daß er freigesprochen und aus der Haft alsbald entlassen wurde. Die Freude auf Hof Lautenbach war groß, als der Pächter wieder heimkehrte und von seiner Gattin und den vielen Kindern begrüßt werden konnte.

Leutnant von Hasserodt und der von Eschwege wurden in Reichensachsen von den nach ihnen ausgesickten Häschern aus einem Taubenschlag herausgeholt, in den sie sich geflüchtet hatten. Das aufgeregte Flattern der Tauben um den Schlag herum war ihnen zum Verhängnis geworden. Beide wurden zum Tode verurteilt. Während der von Eschwege schließlich doch noch mit dem Leben davonkam, weil für ihn seine Gemahlin, eine geborene Freiin von Boyneburg, in Kassel persönlich vor König Jérôme erschien und um Begnadigung flehte, eine Bitte, die der schönen Frau auch erfüllt wurde, fiel Leutnant von Hasserodt, der sich nicht zu einem Gnadengesuch bereitfinden wollte, auf dem Forst bei Kassel den französischen Kugeln zum Opfer.

Bis zu diesem Ereignis hatte der Pächter Johann Bernhard Schuchard auf Hof Lautenbach, der in der Nähe der Heeresstraße lag, schon manche Einquartierungen von Freund und Feind zu erdulden gehabt und viele Spanndienste für dieselben bis nach Mainz hinunter leisten müssen. Dies wurde noch schlimmer, als Napoleon 1812 dem Kaiser Alexander von Rußland den Krieg erklärte und dieser Feldzug nach dem großen Brande Moskaus so unglücklich für Frankreich ausgefallen war. Geradezu unerträglich aber gestaltete sich Schuchards Lage, als sich der Kriegsschauplatz immer mehr nach Westen verlagerte, nachdem fast alle deutschen Staaten, die bisher mit Frankreich verbunden waren, von ihm abfielen und offen an die Seite Rußlands traten.

Während bisher die Heeresmassen in östlicher Richtung durch Hessen sich gewälzt hatten, setzte nun eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung ein. Der russische General Tschernischeff mit 35 000 Mann Kavallerie, meistens Kosaken, näherte sich Kassel und besetzte am 28. September 1813 die Unterneustadt. Jérôme floh mit einem Teil seiner Truppen auf der Frankfurter Straße nach Marburg und überließ die Verteidigung der Hauptstadt seinem General Allix. Zwar zogen die Russen in Ermangelung von Infanterie am Abend des gleichen Tages in südlicher Richtung nach Melungen sich zurück, erschienen aber, verstärkt durch ein schnell gebildetes Bataillon hessischer Überläufer, am übernächsten Tage wieder und nahmen die Stadt vom Forst aus unter Artilleriebeschuß, worauf die französische Besatzung sich nach Arolsen absetzte und Tschernischeff unter dem Jubel der Bevölkerung in Kassel einzog. Er erklärte das Königreich Westfalen für aufgelöst. Nach drei Tagen jedoch mußten die Russen der anrückenden französischen Übermacht weichen, so daß am 16. Oktober für einige Tage Jérôme wieder in seine Hauptstadt einziehen konnte, bis am 18. Oktober in der Völkerschlacht bei Leipzig das Schicksal Napoleons sich besiegelte, worauf am 26. Oktober Jérôme sein Residenzschloß Napoleonshöhe, wie er es genannt hatte, endgültig verließ und zwei Tage darauf wieder die Russen einrückten, um die Verwaltung der Stadt zu übernehmen, bis am 31. Oktober der Kurprinz von Hessen, der die Schlacht bei Leipzig mitgemacht hatte, und am 21. November der siebzigjährige Kurfürst selbst wieder die festlich geschmückte Residenzstadt Kassel betreten konnten.

Alle diese Ereignisse und der weitere Verlauf des Krieges gingen nicht spurlos an dem Hofe Lautenbach vorüber. Die Durchzüge und Einquartierungen nahmen kein Ende. Ein buntes Völkergemisch kam nach Kurhessen, das schonungslos plünderte und mitnahm, was es nur gebrauchen

konnte. Der Pächter Johann Bernhard Schuchard hatte sich im Keller seines Hauses einen geheimen Verschlag gemacht, wohin seine Frau und seine ältesten Töchter jedesmal, wenn fremde Krieger das Gut heimsuchten, auf ein gegebenes Zeichen einer aufgestellten Wache sich flüchten mußten. Zuweilen aber geschah es, daß in der Dunkelheit Räubergesindel, meistens von Zigeunern geführt, unbemerkt ins Haus drang; dann gelang es nur dem Mut und der Entschlossenheit des furchtlosen Pächters, seine weiblichen Familienangehörigen und die Mägde vor dem Zugriff der Horden zu retten.

Als die Überfälle überhandnahmen, brachte Schuchard sein ihm verbliebenes Vieh und seine Wertsachen in den schluchtenreichen Schlierbachswald, der in Zukunft auch seinen Weibsleuten als Unterschlupf dienen mußte, weil sonst kein anderweitiges Unterkommen sich bot; denn auch die Bewohner der an der Heerstraße gelegenen Dörfer hatten zumeist die Flucht ergriffen. In dieser Zeit schwebte Pächter Schuchard in ständiger Lebensgefahr. Sein Sohn Julius weiß zu berichten:

„Sobald die Eindringlinge nicht sogleich Essen und Schnaps genug bekamen, wenn alle Lebensmittel aufgezehrt waren, so war es das erste, daß sie meinem Vater die geladene Pistole auf die Brust setzten und unter den gräßlichsten Drohungen und Beschimpfungen verlangten, die versteckten Lebensmittel herauszugeben. Erbittert über diese mörderische Behandlung, hatten die Knechte und Tagelöhner meines Vaters sich verabredet, im äußersten Falle das Leben meines Vaters zu retten und nötigenfalls die Räuber niederzuhauen. Diese Absicht mußte aber verraten worden sein; denn nach einiger Zeit kam frühmorgens ein Knecht eilends zu meinem Vater in sein Arbeitszimmer gelaufen und teilte ihm mit, daß der ganze Hof von Militär umstellt sei, und darauf erschien ein Offizier bei ihm und will ihn verhaften, droht auch, den ganzen Hof mit allen Bewohnern in Asche zu legen. Mein Vater, sich keines Vergehens bewußt, fragt den Offizier nach der Ursache des Verfahrens und erfährt von ihm, daß ihm in verbürgter Weise mitgeteilt worden sei, wie er sich mit seinen Leuten verabredet habe, den Kosaken kein Quartier mehr zu geben, und wenn sie Gewalt brauchen sollten, sie niederzumachen, zu welchem Zwecke eine große Anzahl von Waffen an einem bestimmten Ort zusammengebracht sei. Der Offizier läßt sogleich in Gegenwart meines Vaters alle Räume des Hauses untersuchen und findet in einem Raume unter der Treppe des Wohnhauses wirklich einen Vorrat von Sensen, Mist- und Heugabeln, Äxten, Hacken und Gewehren. Er hält mei-

nen Vater hierdurch für überführt und will nun den ganzen Hof mit allen Bewohnern einäschern.“

Nun war zum Glück aus früheren Einquartierungen ein russischer Offizier schwerkrank auf dem Hofe zurückgeblieben, der durch die ihm zuteil gewordene Pflege wieder ganz gesund geworden war und der sich des bedrängten Pächters annahm, ihn mit aller Entschiedenheit verteidigte, so daß es schließlich gelang, seine Kriegskameraden von der Unschuld Schuchards zu überzeugen, was aber dieselben nicht abhielt, in Haus und Hof nun ausgiebig zu plündern.

Noch ein anderer Vorfall, von dem der Pächterssohn erzählt, ist bemerkenswert:

„Als mein Vater wiederum von einem Trupp Kosaken heimgesucht wurde und ein Kosak in den Stall sich begab, um ein Schaf zu holen und dies mein älterer Bruder George bemerkte, eilt er dem Kosaken nach, wirft ihn in seiner Wut zu Boden und traktiert ihn so mit Schlägen, daß er wie tot liegen blieb. Wie dies mein Bruder bemerkt, läuft er in seiner Verzweiflung zu meiner Mutter und teilt ihr dies mit. Diese, die große Gefahr für alle anerkennend, nimmt den Kosaken sogleich in Behandlung und bringt ihn durch starke Einreibung wieder in das Leben zurück; hierauf läßt sie ihn durch die Knechte in den Wald bringen und darin so lange verborgen halten, bis seine Kameraden aufgebrochen sind, worauf ihm dann die Richtung angegeben wird, wohin seine Kameraden abmarschiert sind und er dann von den Knechten verlassen wird. Obgleich die übrigen Kosaken die Gebäude des Hofes und die nächste Umgebung nach ihrem verschwundenen Kameraden durchsucht hatten, vermochten sie denselben doch nicht aufzufinden und glaubten nun, daß er sich verirrt haben müßte. So war dieser Vorfall glücklich ohne Folgen für meine Eltern abgelaufen. Ich bemerke hierbei, daß mein Bruder George zu der Mißhandlung dadurch veranlaßt worden ist, daß bei früherer Einquartierung ein Kosak, um Lebensmittel zu erpressen, ihn an den Schwanz seines Pferdes angebunden und eine Strecke Weges mitgeschleift hatte.“

Indessen hörten die Überfälle auf das einsame Gutshaus nicht auf. Da entschloß sich Schuchard, als Ende 1813 sich in Lichtenau in dem Hause seines Schwiegersohnes, des Leinenhändlers Schirmer, zufälligerweise der russische General und Kriegsminister Tschernischeff einquartiert hatte, denselben persönlich aufzusuchen und ihm vorzustellen, wie sehr er in dem gegenwärtigen Kriege namentlich durch die russischen Söldner gelitten habe, und schließlich den General zu bitten, wenn irgend möglich, auf

seine traurige Lage Rücksicht zu nehmen und ihn mit Einquartierung und Verpflegung russischer Truppen sowie Lieferung von Fourage zu verschonen.

Also reiste Schuchard nach Lichtenau und trug dem General seinen Kummer vor. Nachdem dieser sich von der Wahrheit des Geschilderten überzeugt hatte, gab er dem Pächter eine schriftliche Order, wonach jeder russische Soldat in Zukunft den Hof Lautenbach und den Pächter mit seinen Angehörigen unbehelligt zu lassen habe. Von dieser Zeit ab kehrte Ruhe auf dem Hofe ein.

Nach dem im Jahre 1814 unterzeichneten Pariser Frieden (30. Mai) waren die Vermögensverhältnisse Schuchards durch die Kriegsfurie und die Forderungen des zurückgekehrten Kurfürsten, der, wie erwähnt, nach Wiederantritt seiner Regierung die Domänenveräußerungen nicht anerkannte und von dem Pächter noch einen rückständigen zweijährigen Pachtzins von 1600 Thalern beitreiben ließ, so ruiniert, daß er nun keine Möglichkeit mehr sah, auf Gut Lautenbach seine Existenz zu erhalten.

Auf dringendes Bitten erreichte er es im Herbst 1814, daß er mit Billigung des Gesamtstaatsministeriums zum Justiz- und Rentereibeamten in Steinbach-Hallenberg ernannt wurde, womit die schweren Jahre des Pächters Johann Bernhard Schuchard auf Gut Lautenbach, wo seine Familie durch den weiteren Zuwachs von sechs Kindern auf eine achtzehnköpfige Nachkommenschaft angewachsen war, ihr Ende fanden.

Dem rastlosen Streben Schuchards gelang es bald, sich die nötigen Kenntnisse in seinem neuen Berufe anzueignen und, unterstützt durch die sparsame Haushaltsführung seiner tüchtigen Ehefrau in Verbindung mit einer gründlichen Bewirtschaftung der mit der Stelle verbundenen Dienstländereien, seine Verhältnisse zu sanieren, Schulden abzutragen und für die Ausbildung seiner Kinder, von denen der bereits genannte Sohn Julius das jüngste von achtzehn Kindern war, die erforderlichen Mittel zu erübrigen. Nicht unerwähnt darf hierbei bleiben, daß die Eheleute Schuchard über eine ausgezeichnete körperliche Konstitution verfügten und eine Wesensart besaßen, die sehr bescheidene Ansprüche an das Leben stellte.

Doch bald erlitt der ehemalige Pächter auf Gut Lautenbach eine neue Einbuße dadurch, daß ihm dreitausend Thaler gestohlen wurden. Er hatte nämlich eines Tages eine außerordentliche Einnahme an Holzgeld in Höhe der angegebenen Summe zu verzeichnen. An der Zählung des Geldes, das zumeist aus kleiner Münze bestand, mußten sich sämtliche im Hause anwesenden Söhne beteiligen. Auch der erst sieben bis acht Jahre alte Sohn

Julius blieb davon nicht verschont. Die Erinnerung daran hat er wie folgt festgehalten:

„Die Zählung des Geldes erfolgte in der Stube unseres Hauslehrers, eine Treppe hoch, wobei außer meinem Vater und seinen zum Zählen hinzugezogenen Söhnen nur noch der Amtsdieners und die Schuldner des Geldes zugegen waren. Als die Zählung zu Ende war und das Geld sich in dem von den Schuldnern angegebenen und zu zahlenden Betrage für richtig befunden hatte, wurde dasselbe in mehreren Beuteln in einem wohlverwahrten Schranke der Kammer zwischen der Stube des Hauslehrers und der Stube des bei meinem Vater sich aufhaltenden Bruders, des früheren Stadtschulzen Karl Schuchard, aufbewahrt. Mein Vater unterließ es, das Geld in den Depositenkasten zu tun aus dem Grunde, weil er glaubte, daß dasselbe in dem Schranke weit besser aufbewahrt sei als in dem in einer schlecht verwahrten Kammer gleicher Erde befindlichen Depositenkasten, zumal schon versucht worden war, ihn zu berauben, und das Geld auch anderen Tages gleich in die Hauptstaatskasse abgeliefert werden sollte. Den anderen Morgen ergab es sich aber, daß das Geld gestohlen war. Durch die alsbald eingeleitete Untersuchung konnte der Dieb nicht ermittelt werden, und so mußte mein Vater unter Androhung seiner Dienstentlassung das Geld ersetzen. Mit verzweifelter Anstrengung gelang es ihm zwar, indem er, wenn ich nicht irre, seinen Besitzanteil an dem ritterschaftlichen von Erffaischen Pfandlehngut in Heldra verpfändete oder verkaufte und das noch fehlende Geld von seinen verheirateten Kindern und Schwiegersöhnen aufbrachte. Dadurch war er aber in eine bedrängte Lage gekommen, indem er das geborgte Geld verzinsen und in bestimmten Zielen wieder zurückzahlen mußte. Obgleich er nur den Fehler begangen hatte, das Geld nicht in den Depositenkasten zu verschließen und ihn eine sonstige Schuld nicht traf, so wurde ihm auf dem eingeschlagenen Gnadenwege doch kein Heller von der Schuld erlassen. Wie mir noch rememberlich ist, soll der Amtsdieners Wirth kurz vor seinem Ende oft den Namen meines Vaters genannt haben und durch unverständliches Reden und durch Gebärden seine Schuld an dem Diebstahl zu erkennen gegeben haben.“

Diesem Verluste folgte nach einigen Jahren noch ein weiterer. Der zur Zeit seiner Verheirathung sehr reiche Leinenhändler Schirmer in Lichtenau, der Schuchards Tochter Magdalena Christine zur Frau hatte, fallierte eines Tages und zog bei dem eingeleiteten Konkursverfahren auch seinen Schwiegervater dadurch in Mitleidenschaft, daß Schirmer die eintausend Thaler samt den rückständigen Zinsen, die er jenem in dessen Eigenschaft

als Rentmeister zu Steinbach-Hallenberg zur Kautionsleistung geliehen hatte, mitanmeldete, so daß Schuchard später dazu verurteilt wurde, dieses Darlehn mit Zinsen im Gesamtbetrage von mehr als zweitausend Thalern zurückzuzahlen.

Da er dazu außerstande war, wurde der vierte Teil seiner Gehaltsbezüge mit Beschlag belegt bzw. in Abzug gebracht. Diese Abzüge dauerten bis zwei Jahre vor seinem Ableben. Aber trotzdem stand er sich infolge einer Gehaltszulage und der mit der Stelle verbundenen Nebeneinnahmen und sonstigen Extrabezüge noch ganz gut, so daß er hoffen durfte, auch seinen beiden jüngsten Söhnen noch eine angemessene Ausbildung angedeihen zu lassen, zumal der damalige hessische Minister Hassenpflug in Berücksichtigung der starken Familie und der bedrängten Lage Schuchards ihm die Zusicherung gegeben hatte, daß er noch lange im Amte bleiben und notfalls ihm ein Assessor beigegeben werden sollte. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Noch ehe die Söhne ihr Studium beginnen konnten, wurde Schuchard pensioniert und zwar angeblich aus Versehen, weil er mit seinem älteren Bruder Johann Conrad Schuchard, der damals Justizbeamter in Brotterode war, verwechselt wurde. Auf eine Zurücknahme der ausgesprochenen Pensionierung ging Minister Hassenpflug nicht ein mit der Begründung, daß er seinem Kurfürsten eine solche Vorlage nicht unterbreiten dürfte.

Dies geschah im Jahre 1833 unter der Regentschaft des letzten hessischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Darauf zog Schuchard von Steinbach-Hallenberg fort in seinen Geburtsort Reichensachsen und 1838 nach Kassel, wo er am 22. Februar 1845 im Alter von dreiundachtzig Jahren sein bewegtes Erdendasein beschloß, während seine Ehefrau, mit der er sechsundfünfzig Jahre verheiratet war, zwei Jahre später bei ihrem Schwiegersohn, dem Pfarrer Collmann in Griste, starb.

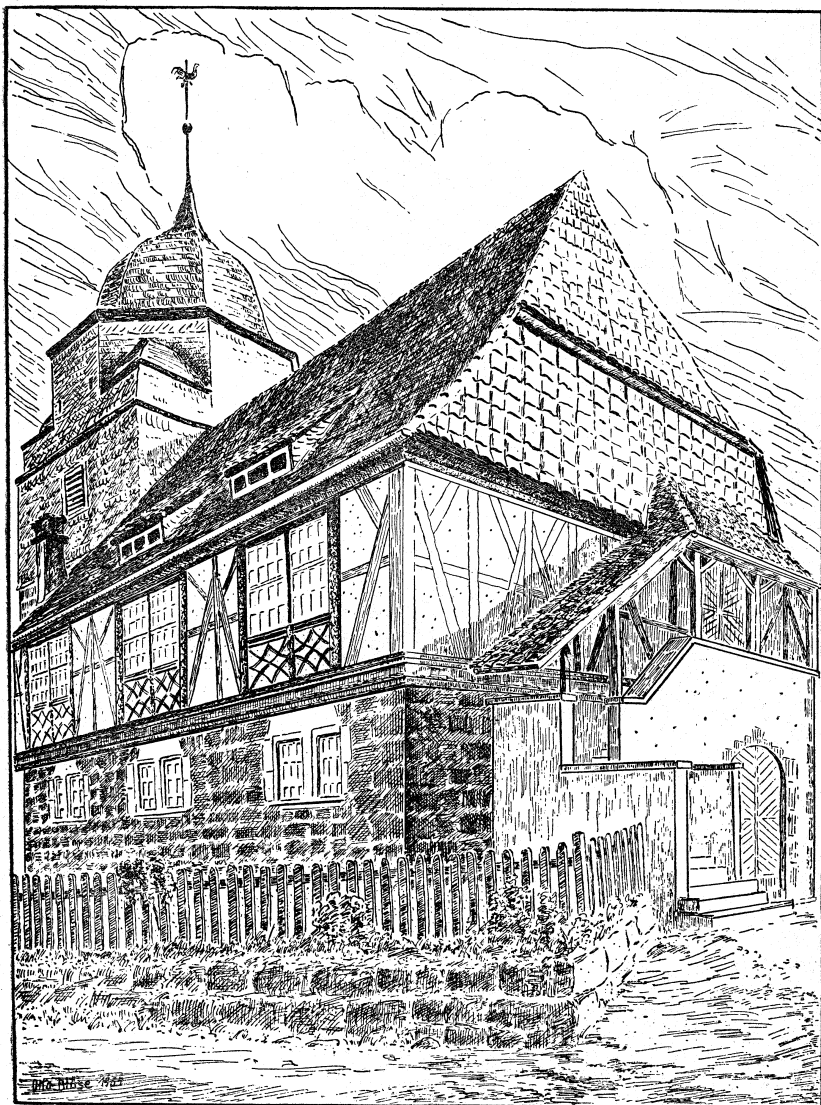
Das Kirchspiel und seine Pfarrer

Nach der Einführung des Christentums, die mit dem Namen Bonifatius eng verbunden ist, wurden in der Folgezeit zur Sicherung und Förderung der christlichen Lehre allenthalben Kirchen und Klöster errichtet. Es geschah dies im Dienste der päpstlichen Hierarchie. So wurde Hessen ein Teil der römisch-katholischen Kirche im fränkischen Reiche und blieb damit beinahe ausschließlich fast acht Jahrhunderte lang in engster Beziehung zum Erzbistum Mainz. Es ist mehr als wahrscheinlich, wenn man annimmt, daß die Äbte oder Pröpste derjenigen Klöster, aus denen die Christianisierung des umliegenden Landes vorangetrieben wurde, anfänglich auch die geistlichen Aufseher und Visitatoren gewesen sind. Später übten die Erzbischöfe von Mainz die geistliche Oberaufsicht über Hessen eine Zeitlang unmittelbar aus, indem sie die kirchlichen Ämter selbst besetzten und zu gewissen Zeiten den Zustand der Kirchen und die Amtsführung der ihnen unterstellten Geistlichen kontrollierten. Mit der Entwicklung des kirchlichen Lebens aber wurden diese Aufgaben allmählich Amtsträgern verliehen, die den Titel „Archidiakon“ erhielten. Die Archidiakone waren am Anfang verschieden. Der östliche Teil Niedersachsens gehörte zu dem Archidiakonats, welches mit der Propstei des Stiftes St. Peter zu Dorla in der Nähe von Mühlhausen verbunden war. Der Propst von Dorla läßt sich nach den Quellenforschungen der Fachgelehrten seit 1123/28 als Archidiakon eines Bezirks nachweisen, der im späteren Mittelalter hessisch gewordene Gebietsteile umfaßte und zwar den größten Teil des Amtes Sontra, Teile der Ämter Eschwege, Wanfried, Spangenberg und Rotenburg sowie das Gericht Heringen.

Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1506, die als das einzige Subsidiarregister für Thüringen, das man kennt, in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 1882 abgedruckt wurde, geht hervor, daß Weißenborn von 1506 ab vorübergehend mit eigener Pfarrei belegt war. Danach gehörte damals die im Amt Wanfried gelegene Pfarrei Weißenborn, möglicherweise auch Rambach, neben Datterode, Netra, Rittmannshausen, Röhrda, Sontra und Wichmannshausen zum Erzpriestersprengel (Archipresbyterat) von Röhrda, das zusammen mit den Archipresbyteraten Renda, Falken und Heringen in der Propstei (Archidiakonats) Dorla lag.

Im Jahre 1574 verlieh der hessische Landgraf die Pfarrei. In dem Wanfrieder Salbuch des gleichen Jahres heißt es über Weißenborn, daß die kirchlichen Dienste „von einem Pfarhern zu Rampach curiert und verse-

henn“ wurden. So wird 1585 und auch später unser Ort als Filialgemeinde von Rambach bezeichnet, was Weißenborn bis zum heutigen Tage geblieben ist.



Fachwerkkirche zu Weißenborn

Das hiesige geräumige Gotteshaus wurde, zumindest was den Turm in seinen ältesten Teilen angeht, inschriftlich 1577 erbaut und 1697 erweitert. Vermutlich ist aber der Unterbau des Schiffes gleichzeitig entstanden. Auffällig ist der in der Südwand verwendete Stein in Halbbogenform und mit dem Mittelkreis, wobei es sich möglicherweise um ein verstümmeltes Tympanon oder um eine halbierte Tischplatte handeln könnte, so daß weitere Möglichkeiten zur Datierung gegeben sind. Die Fenster des Unterbaues stammen vom Kirchengumbau 1913/14 und der Fachwerkaufbau teilweise inschriftlich aus dem Jahre 1697. Die Brüstungskreuze sowie das Deckenwerk, die Emporen, das Gestühl, die Orgel und die Ausmalung gehen auf 1913/14 zurück. Alte Ausstattungsstücke sind nur der Pfarrstand, die Kanzel und der Taufstein. Die letzteren beiden sind besonders wertvoll. Die Kanzel mit ihrem Schalldeckel stammt aus dem Jahre 1700 und wurde von dem Schreinermeister Balthasar Dietzell aus Rambach gebaut. Sie ist ein schönes Beispiel der Barockkanzeln im Eschweger Raum, die sich vor denen der Nachbarkreise durch ihren Reichtum an Ornamentik auszeichnen. Es scheint also, daß diese Kanzeln, von denen neben der zu Rambach noch die zu Schemmern (1642), Hoheneiche, Mitterode, Wichmannshausen, Hasselbach (1668), Röhrda (1675), Eschwege (Altstadt), Reichensachsen, Unhausen (etwa 1691) und Renda (1700) erwähnt seien, hierzulande eine besondere Tradition gehabt haben. Der Taufstein dürfte etwa aus der Zeit um 1500 stammen, wie an einigen Details in Form der durchgesteckten Stäbe zu erkennen ist. Ähnliches findet sich in Waldkappel und an der Eschweger Katharinenkirche bei Portalen und Nischen.

Bei dem Weißenbörner Kirchturm handelt es sich um einen der nachgotischen Chortürme, wie sie im östlichen Hessen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert ziemlich verbreitet gewesen sind. Die protestantischen Kirchen des 16. Jahrhunderts hielten zwar am selbständigen Altarraum fest, betonten ihn aber nicht mehr durch ein besonderes Gewölbe, sondern deckten ihn flach. Von den Dorfkirchen unserer nächsten Umgebung besitzt noch Altenburschla einen solchen charakteristischen Chorturm.

Im Jahre 1913 begann man damit, die alte Kirche abzubauen und sie durch eine neue zu ersetzen. Die Bauauffälligkeit und die beschränkten Raumverhältnisse der alten Kirche machten einen Neubau unbedingt erforderlich. Bereits im Jahre 1903 löste sich aus der Turmmauer ein schwerer Stein, durchbrach die Decke des Kirchenschiffs und hätte beinahe den auf der Orgelbank sitzenden Lehrer, der seines Organistenamtes waltete, während des Gottesdienstes erschlagen. Im Jahre 1908 wurde die Benutzung

der Kirche geradezu lebensgefährlich. Pfarrer Karl Eisenberg ließ sich darum die Ansammlung eines Baufonds sehr angelegen sein. Durch seine Versetzung im Herbst 1910 wurde allerdings der Bau verzögert, der aber dann nach dem Amtsantritt des Pfarrers Franz Witzel im folgenden Jahre greifbare Gestalt annahm. Seinem eifrigen Bemühen gelang es, im Jahre 1912 einen großen Teil der Geldmittel für den Bau des Gotteshauses zusammenzubringen.

Am 2. Juli 1913 fand die feierliche Grundsteinlegung des Kirchenschiffes statt. Unter dem Geläut der Glocken bewegte sich ein stattlicher Zug vom Schulhof nach der Baustätte. Voran schritt der Ortspfarrer im Ornat, dann folgte das Presbyterium, die Vertreter der politischen Gemeinde und schließlich die Lehrerschaft und die Schulkinder des Ortes.

Auf dem Bauplatz, wo sich inzwischen die übrigen Einwohner versammelt hatten, begann die Feier nach Absingen des Chorals „Ein’ feste Burg“ mit dem Gebet und einer Ansprache des Geistlichen. In seinen Ausführungen wies der Pfarrer unter Zugrundelegung von 1. Mose 28, 17 darauf hin, daß jahrhundertlang an dieser Stätte, wo sich ein neues Gotteshaus erheben soll, in Wort und Sakrament die Engel Gottes herauf- und herniedergestiegen seien, um den staubgeborenen Menschen Erquickung, Trost und Kraft zu schenken, und daß auch das neue Gotteshaus eine ebensolche Stätte werden solle, wo Gott mit den Menschen redet und ihnen Kräfte des ewigen Lebens spendet. Darauf folgte die Verlesung einer Urkunde, die von dem Presbyterium und den Vertretern der politischen Gemeinde unterschrieben worden war und in das Fundament der Kirche eingemauert werden sollte. Das Schriftstück weist das Datum vom 2. Juli 1913 auf und hat folgenden Wortlaut:

„Die laut Inschrift auf einer Balkenschwelle im Jahre 1697 – als Pfuschius nach der Hessischen Reformation der vierte Pfarrer war – wiederhergestellte und erweiterte Kirche zu Weißenborn, Kr. Eschwege, des Filials von Rambach, war im Laufe der Zeit nicht nur auffällig geworden, sondern reichte auch nicht mehr für das gottesdienstliche Bedürfnis der Bevölkerung, die seit dem Jahre 1870 von 500 auf 934 Seelen angewachsen war. Leider stand die Mittellosigkeit der Gemeinde der Ausführung des bereits im Jahre 1903 für notwendig erkannten Baues hindernd im Wege. Zwar wurde durch freiwillige Gaben ein Baufonds von ca. 1200 Mark geschaffen, zu welchem ein vor langer Zeit nach Amerika ausgewanderter Weißenbörner, Johannes Schabacker, 450 Mark spendete; gleichwohl schiefen die Verhandlungen über den Kirchenbau wieder ein, da die von den Lasten

der Verkoppelung schwer bedrückte Gemeinde, deren Mitglieder teils aus kleinen Landwirten, teils aus Zieglern bestehen, ganz außerstande war, die Kosten des Neubaus aufzubringen.

Erst im Jahre 1911 trat man von neuem an den Kirchenbau heran, nachdem ein Mitglied des Königl. Konsistoriums sich persönlich von dem inzwischen noch weiter fortgeschrittenen Verfall des Kirchengebäudes überzeugt hatte. Auf Anregung des Königl. Konsistoriums faßte nunmehr das Presbyterium im Einverständnis mit der politischen Gemeindevertretung in der Sitzung vom 23. Juli 1911 den Beschluß, vom Königl. Konsistorium die Vorlegung einer Skizze für den geplanten Kirchbau zu erbitten. Nach langwierigen Verhandlungen wurde endlich auf Grund eines im Kultusministerium ausgearbeiteten Vorentwurfs ein spezieller Entwurf und Kostenanschlag, den die Architekten Gerhardt und Schäfer in Kassel aufgestellt hatten, angenommen und von dem Kultusministerium, der Königl. Regierung und dem Konsistorium genehmigt.

Durch Allerhöchsten Erlaß vom 13. März 1913 wurde der Kirchengemeinde ein Gnadengeschenk von 4800 Mark bewilligt. Zur Höherführung des Turmes, deren Kosten die politische Gemeinde übernommen hat, spendete Ihre Majestät die Kaiserin ein Geschenk von 300 Mark. Aus den Mitteln der Gesamtsynode fließt der Gemeinde ein Zuschuß von 4 000 Mark zu, und Königl. Konsistorium hat eine Kollekte von 3 000 Mark bewilligt. Der Schreinermeister M. Mäder aus Kassel, ein ehemaliger Weißenbörner, schenkte seiner Heimatgemeinde für den Kirchbau den Betrag von 1 000 Mark.

Die endgültige Genehmigung zum Bau erfolgte seitens des Konsistoriums am 24. April 1913, die baupolizeiliche Genehmigung durch das königl. Landratsamt zu Eschwege am 9. Mai 1913.

Die kirchlichen Verhältnisse der Gemeinde dürfen im allgemeinen als zufriedenstellend bezeichnet werden. Zwar fehlt es nicht an Zeichen, daß der Abfall vom Glauben der Väter hier und da die Gemüter ergriffen hat, aber im großen und ganzen ist man sich doch des Segens bewußt, welchen der HERR durch seine Kirche spendet.

Nachdem am 16. Juni 1913 mit der Ausbesserung des Turmes und dem Abbruch des Kirchenschiffs begonnen war, wurde heute der Grundstein zum neuen Kirchenschiff gelegt. Dies geschah unter der Regierung Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelms II., dessen fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum am 16. Juni d. Js. in ganz Deutschland gefeiert worden war. Damals war Hengstenberg Ober-

präsident der Provinz Hessen-Nassau, Graf Bernstorff Regierungspräsident in Kassel, Kammerherr v. Keudell Landrat in Eschwege und der Landwirt Martin Jakob Bürgermeister in Weißenborn.

In der hessischen Landeskirche bekleidete der Freiherr Schenk zu Schweinsberg das Amt des Konsistorialpräsidenten und D. Möller war Generalsuperintendent der ref. Kirchengemeinschaft. Superintendent und Metropolitane der Diözese bzw. Klasse Eschwege war Wilhelm Hocke. Der Name des zeitigen Pfarrers, der diese Stelle seit dem 1. Mai 1911 bekleidet, ist Franz Witzel. Der Inhaber der ersten Schul- und Kirchendienststelle heißt Christian Vaupel.

Das Presbyterium setzt sich zusammen aus den Kirchenältesten Peter Dietzel und Adam Dilling sowie aus den Gemeindeverordneten Peter Dilling I, Martin Schmidt, Martin Mäder und Adam Ruhlandt.

Die Bauleitung liegt in den Händen der Architekten Gerhardt und Schäfer in Kassel. Die Maurerarbeiten sind dem Maurermeister E. Holzapfel in Eschwege, die Zimmerarbeiten dem Zimmermeister Röder in Hessisch-Lichtenau übertragen worden.

In diesem Jahre erneuert man überall im Reiche das Gedächtnis an die Zeit der Befreiungskriege vor hundert Jahren, und man hat alle Ursache, mit Lob und Dank für Gottes wunderbare Güte auf die Vergangenheit zurückzublicken. Seit dem siegreichen Kriege von 1870/71 herrscht Frieden im Lande, und zugleich ist ein Wachstum des Wohlstandes eingetreten, wie ihn unser Volk noch niemals vorher erlebt hat. Industrie und Landwirtschaft erfreuen sich einer nie gekannten Blüte, so daß unser Vaterland heute ca. 22 Millionen Menschen mehr ernährt als vor vierzig Jahren. Ungeheuer Fortschritte haben besonders auf technischem Gebiete stattgefunden, selbst die Beherrschung der Luft ist infolge der Erfindung des lenkbaren Luftschiffs durch den Grafen Zeppelin ermöglicht worden. Gleichwohl gibt es in Deutschland zahlreiche Unzufriedene, und die Sozialdemokratische Partei sucht nicht ohne Erfolg den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung vorzubereiten. Möge es der weisen Staatskunst unseres Kaisers gelingen, unserem Volke noch lange den äußeren und inneren Frieden zu erhalten!

Der Allmächtige Gott, der allerhöchste Bauherr, wolle den Bau seines Hauses in seinen gnädigen Schutz nehmen und seine Gnade dazu geben, daß auch in der neu erbauten Kirche immerdar das Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Gottessohne lauter und rein verkündigt

werde und dies Haus eine Stätte Gottes sei unter den Menschen und ein Ort, da seine Ehre wohnt!“

Diese Urkunde wurde nach Verlesung in das Fundament der neuen Kirche eingemauert, worauf nach Absingen eines Chorals mit Gebet und Segen die Feier endete. Bei den Ausschachtungsarbeiten während des Kirchenbaues stieß man auf ein etwa 1 Meter tiefes Massengrab, in dem noch vollständige menschliche Gerippe vorgefunden wurden, die vermutlich aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammen.

Das Fachwerk der Kirche wurde am 20. August 1913 gerichtet, so daß bei der Versetzung des Pfarrers Witzel am 1. November 1913 nach Fritzlar das Gebäude wenigstens im Rohbau fertig war. In der noch nicht vollendeten Kirche wurden bereits im Herbst und Winter 1913/14 Gottesdienste abgehalten, nachdem bis dahin dieselben unter Benutzung eines Harmoniums im Schulsaal stattgefunden hatten.

Am 1. November 1913 war Pfarrer Helwig Schmidt zum Seelsorger von Rambach und Weißenborn ernannt worden. Im Frühjahr des folgenden Jahres begann man mit dem Innenausbau des Gotteshauses.

Schwierig gestaltete sich die Beschaffung einer neuen Orgel. Durch freiwillige Spenden wurden im Dorfe 1500 Mark aufgebracht. Danach wurde der Bau dem Orgelbaumeister Böttger aus Weimar in Thüringen für den Preis von 3300 Mark übertragen. Ihre Vollendung verzögerte sich aber wegen des Kriegsausbruchs 1914, so daß sie erst im Dezember des gleichen Jahres aufgestellt werden konnte. Die Kosten des Orgelbaues, die sich auf 3350 Mark erhöhten, wurden wie folgt aufgebracht:

Der Gesamtsynodalausschuß bewilligte	1 000 Mark
Die politische Gemeinde gab	620 Mark
Freiwillige Spenden erbrachten	1 730 Mark
Insgesamt	3 350 Mark

Die Kanzel aus dem Jahre 1700 fand auch in der neuen Kirche ihre Aufstellung. Der Kronleuchter mit seinen kerzenähnlichen, elektrischen Birnen, der allerdings teilweise die Sicht von der Orgelempore hinunter zum Altar behindert, ist ein Geschenk des Barons von Gilsa. Im Jahre 1955 wurde der schwere Beleuchtungskörper durch zeitgemäßere Lampen ersetzt.

Nach einer Gesamtkostenaufstellung über den damaligen Bau, unterzeichnet von Pfarrer Schmidt sowie den Mitgliedern des Presbyteriums und der Kirchenbaukommission war die Errichtung des Gebäudes damals nicht

teurer, als heute, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, ein simples Einfamilienhaus kostet.

An Beiträgen zum Kirchenbau konnten vereinnahmt werden:

Freiwillige Gaben aus der Gemeinde	1 240,43 Mark
Kirchenkasse Weißenborn	1 000,00 Mark
Politische Gemeinde Weißenborn	7 600,00 Mark
Beitrag der Gesamtsynode	4 000,00 Mark
Kirchenkollekte 1914	3 000,00 Mark
Geschenk des Kaisers Wilhelm II.	4 800,00 Mark
Spende der Kaiserin Augusta Victoria	300,00 Mark
Stiftung des Schreinermeisters Mäder, Kassel	1 126,75 Mark
Zinsen von vorübergehend angelegten Baugeldern	112,89 Mark
Gesamteinnahmen	23 180,07 Mark
Gesamtbaukosten	25 399,50 Mark

Mithin überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um den Betrag von 2 219,43 Mark. Diese Restschuld wurde durch eine Beihilfe aus dem Baukollektendenfonds des Konsistoriums in Höhe von 1 000 Mark und durch eine weitere Spende der politischen Gemeinde Weißenborn in Höhe von 1 219,43 Mark getilgt.

Nach anfänglichen Planungen sollte das neue Gotteshaus wegen der hohen Kosten, zu denen die Gemeinde trotz ihrer finanziellen Belastung eine nicht unbedeutende Summe beizutragen sich bereit erklärt hatte, keinen Turm erhalten. Schließlich aber entschloß man sich, den alten Turm aus dem Jahre 1577 auszubessern und ihm als Abschluß einen Turmhelm zu geben, der nun als wuchtige, schiefergedeckte Haube wirkungsvoll das Dorfbild beherrscht.

Bis zum ersten Weltkrieg läuteten auf unserem Kirchturm zwei Glocken, von denen die ältere fünf Zentner wog, von der Firma Rumpel in Mühlhausen im Jahre 1840 gegossen worden ist und auf den Ton „C“ gestimmt war, während die jüngere acht Zentner schwere und auf den Ton „A“ gestimmte Glocke im Jahre 1892 aus der Werkstatt der Firma Ulrich in Apolda kam. Im ersten Weltkrieg mußte die leichtere Glocke abgegeben werden. Sie kehrte nicht wieder zurück und wurde deshalb 1925 durch eine 242 Kilogramm schwere mit einem Kostenaufwand von 848,50 Mark, die durch Spenden der Dorfbewohner aufgebracht worden waren, ersetzt. Sie wurde ebenfalls von der Firma Ulrich in Apolda gegossen und trägt dieselbe Inschrift wie die im ersten Weltkrieg abgelieferte Glocke, nämlich:

„Zur Ehre Gottes ruft mein Schall. Ihr Christen, kommet, kommet all, gebt unserm Gott die Ehre!“

Nachdem beide Glocken bis zum Jahre 1942 gemeinsam an Sonn- und Feiertagen über den Dächern Weißenborns ihre klangvollen Stimmen erschallen ließen, wurde im zweiten Weltkrieg die schwerere Glocke aus ihrer luftigen Höhe herabgeholt, um zu Kriegszwecken eingeschmolzen zu werden. Als jedoch der Krieg zu Ende war, wurde alsbald auch der Wunsch laut, das Kirchengeläut zu ergänzen. Doch dauerte es noch fünf Jahre, bis endlich die von dem Glockengießer Rincker in Sinn (Dillkreis) gegossene Glocke im Kirchturm aufgehängt werden konnte. Sie ist wie ihre ältere verloren gegangene Schwester ebenfalls acht Zentner schwer, auf den Ton „A“ gestimmt und hat mit Armaturen und Montage 2 500 DM gekostet, die von der Bevölkerung gespendet wurden. Mögen beide Glocken nun einträchtig beisammen bleiben, und möge Friede immer ihr Geläut sein!

Während die Weißenbörner Glocken verhältnismäßig jung sind, besitzt Rambach zwei alte und wertvolle Glocken. Beide wurden wahrscheinlich von desselben Meisters Hand gegossen. Die größere von ihnen, die der Gottesmutter Maria geweiht ist, trägt das Marienbild und ein Kruzifix als Relief sowie die Inschrift: „Maria heiß ich, Franziskus Kersten goß mich Anno Dom. 1518“, während an der kleineren nur das Jahr ihrer Entstehung, nämlich „Anno Dom. 1519“, verzeichnet steht.

Diese beiden Glocken stammen also aus der Zeit vor der Reformation und haben die katholischen Vorfahren der Rambacher Bevölkerung noch sieben Jahre lang zur Messe gerufen; sie haben schon geläutet und vielleicht Sturmzeichen gegeben, als die Fluten des Bauernkrieges auch ins Werratal und den Ringgau hinauf brandeten. Sie haben so manche schwere Zeit und glücklicherweise auch den Weltkrieg 1939/45 überlebt. Da während dieser furchtbaren Jahre in den kleineren Gemeinden nicht mehr als eine Glocke die Gläubigen zum Gottesdienste rufen durfte, war die Marienglocke, die ein Gewicht von 274 kg hat, in Gefahr, zu Kriegszwecken eingeschmolzen zu werden. Doch es wurde ein Ausweg gefunden dadurch, daß man sie unter der Bedingung, sie später wieder einlösen zu können, an die Gemeinde Grandenborn abgab, die dafür ihre weniger wertvolle Stahlglocke dem Moloch Krieg opferte. So wurde die alte Rambacher Glocke vor der Vernichtung bewahrt. Mitte Oktober 1955 kehrte sie, nachdem an ihr die Klöppelaufhängung, die herausgebrochen war, eine Reparatur erfahren hatte, an ihren alten Platz im Gestühl des Kirchturms unterhalb des Eschenberges zurück zugleich mit einer von der Firma Rincker in Sinn

(Dillkreis) neugegossenen Glocke mit der Inschrift „Dienet dem Herrn mit Freuden“ für deren Vorgängerin mit dem Wahlspruch „*Soli Deo gloria*“, die im Jahre 1863 von Christian See aus Creuzburg gegossen und im zweiten Weltkrieg eingeschmolzen wurde, so daß Rambach jetzt wieder über drei Glocken verfügt, die zum erstenmal gemeinsam ihre Stimmen über das Dörfchen erschallen ließen, als am 30. Oktober des gleichen Jahres Propst Geß aus Eschwege die Glockenweihe vornahm.

Der aus Stein gefügte Teil der Rambacher Kirche geht in seiner Entstehung auf das Jahr 1799 zurück. Er ist unter dem Pfarrer Emanuel George Christian Streibelein und dem Schulzen Konrad Hosbach erbaut worden. Älter jedoch ist der Teil, der ein die Jahrhunderte überstandenes eichenes Gebälk aufweist, über dessen Erbauungszeit eine lateinische Inschrift an der östlichen Schwelle Auskunft gibt: „*Anno 1711 funditus muro ampliata et superstructa haec pars aedis sacrae directore Johanne Pfsuschio Allendorphensi pastore, assistantibus Johanne Christophero Fritschen praetore, Johanne Hospachen, Johann Georgio Fabro et Philippo Schabackern iudicis assessoribus.*“ In deutscher Übersetzung lautet dies: „Im Jahre 1711 wurde von Grund auf erweitert und darüber errichtet dieser Teil des heiligen Gebäudes unter der Leitung des Pfarrers Johannes Pfsuschius aus Allendorf mit Hilfe des Gemeindevorstandes Johann Christoph Fritsch und der Schöffen Johannes Hosbach, Johann Georg Faber und Philipp Schabacker.“

Ob Teile vom Mauerwerk der Rambacher Kirche noch älter sind als 1711, ist schwer feststellbar. Der Chor ist offenbar im gleichen Jahre errichtet. Turmabschnitt und Schiff könnten in ihrem heutigen Zustand im Jahre 1799 möglicherweise nur erweitert sein, weil die ganze Anlage nicht den Eindruck eines organischen Neubaus macht. Einzelformen, die einen solchen Schluß erlauben würden, sind allerdings nicht erkennbar. Die so reich angelegte Ostempore scheint gleichzeitig mit dem Chor entstanden zu sein. Von der Orgel wird behauptet, daß sie in den Jahren 1711, 1712 oder 1720 von Schmerbach aus Frieda geschaffen worden sei. Doch begann der älteste Orgelbauer Schmerbach, geboren 1726, erst 1755 seine Wirksamkeit und kann also unmöglich vor seiner Geburt eine Orgel gebaut haben. Stimmen die angegebenen Daten, so war es ein anderer Orgelbauer. War aber Schmerbach wirklich der Erbauer der alten Rambacher Orgel, so ist sie zu einem späteren Zeitpunkt entstanden. Die Kanzel wurde gleich der Weißenbörner Kanzel von Balthasar Dietzell aus Rambach erbaut. Am Schalldeckel findet man seitlich das Wort: „Heute, so ihr seine Stimme

hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht.“ Zu Häupten des Predigers jedoch steht die allen Verkündern der göttlichen Weisheit gegebene Verheißung: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz. 1713.“

Am 2. August 1914, jenem denkwürdigen Tage, an dem der erste Weltkrieg seinen Anfang nahm, wurde vom Presbyterium nach Abnahme der Kirchenrechnung beschlossen, das Kirchengebäude von außen einer Renovierung zu unterziehen. Dach, Turm und Fachwerk waren im Laufe der Zeit schadhaft geworden. Ein von Kreisbaumeister Albig in Eschwege aufgestellter Kostenanschlag ergab den dazu nötigen Betrag von 2 300 Mark, zu dem u. a. die politische Gemeinde 800 Mark, das Konsistorium 1 000 Mark, der Rambacher Raiffeisenverein 200 Mark spendete. Nun konnten die Arbeiten beginnen. Jedoch war im Frühjahr 1915 kein Dachdecker mehr zu bekommen, so daß das Vorhaben bis zum nächsten Jahre zurückgestellt werden mußte. Ein freudiges Ereignis war es, als im Mai 1916 schließlich die alten Bretter, die bisher den Turm verkleidet hatten, fielen und das ganze Gebäude im neuen Glanze erstrahlte. Der Turm war mit Schiefer und das Kirchendach mit roten Ludwigshafener Falzpfannen gedeckt worden. Gleichzeitig konnte der altersschwache, eiserne Wetterhahn durch einen neuen ersetzt werden. Auf der Kugel, die ihn trug, standen die wohl einst von Dachdeckern eingeritzten Jahreszahlen 1737, Johannes Eichenberg 1793, 1824. Diese Daten wurden auch in die Urkunde über Zeit und Kosten der Erneuerung aufgenommen, die in der neuen Kugel sich befindet. Die Schulkinder hatten wacker beim Ziegeltragen, beim Sortieren, Zerkleinern derselben und beim Fortschaffen der Bruchstücke mitgeholfen. Letztere wurden geklopft und unter Leitung des Pfarrers nach Schulschluß zur Ausbesserung der Wege rund um die Kirche verwendet. Später wurden einige teils halbversunkene, teils umgefallene Grabsteine an der Nordseite der Kirche aufgestellt. Der größte von ihnen stammte von dem früheren Schullehrer Bräutigam, den dieser 1823 seinen verstorbenen Kindern gewidmet hatte. Ein zweiter Stein stand auf dem Grabe der Tochter des ehemaligen Schullehrers Hoßbach. Beim Aufrichten des alten Gedenksteines für den Pfarrer Johannes Pfuschius wurde durch den Schulknaben Heinrich Franke ein weiteres Denkmal, das den Namen Johannes Schalles erkennen ließ und 1626 errichtet wurde, entdeckt. Auch dieser Stein konnte an der äußeren Kirchwand seine Aufstellung finden. Leider zeigt er eine Verstümmelung, die daher rührt, daß jemand sich fand, der das Bild in der Mitte aushauen ließ, um den schönen, ehrwürdigen Stein zur Unterlage für sein Grabkreuz zu verwerten.

Wann das in unmittelbarer Nähe westlich von der Kirche gelegene Pfarrhaus erbaut wurde, ist unbekannt. Im Jahre 1814 wurde daran eine notdürftige und 1821 eine größere Ausbesserung vorgenommen. –

Um 1745 gab es in Stadt und Amt Wanfried drei Prediger, nämlich zu Wanfried, Altenburschla und Rambach, die dem Metropolitan in Eschwege unterstanden, und drei Mutterkirchen. Die Mutterkirche in Wanfried hatte weder Filial noch Vikariat, der Mutterkirche in Altenburschla war Heldra als Vikariat zugehörig, während die Mutterkirche in Rambach das Dorf Weißenborn als Filial und die Ortschaft Völkershausen, die aber zum Amt Eschwege zählte, zum Vikariat hatte. Diese Gemeinde hatte von 1569 bis 1585 eine eigene Pfarrei. Im 17. Jahrhundert war sie gewöhnlich, doch nicht immer, mit Wanfried verbunden, von 1660 bis 1684 mit dem dortigen Rektorat; von 1684 bis 1730 hatte sie wieder einen eigenen Pfarrer, um von 1730 bis 1747 mit Rambach, von 1747 bis 1824 mit Altenburschla, von 1824 bis 1829 abermals mit dem Rektorat Wanfried unter der Bedingung, vormittags einen Gottesdienst zu halten, und von da ab von neuem mit Altenburschla vereinigt zu werden, bis endlich 1847 Völkershausen eine neue Pfarrei der Klasse Eschwege mit dem Filial Aue wurde.

Wenn wir uns nun den Geistlichen zuwenden, die in unserem Kirchspiel in früheren Jahrhunderten amtiert haben, so ist zunächst zu bemerken, daß aus der Zeit vor der Reformation über die hiesigen kirchlichen Verhältnisse keine näheren Angaben zu machen sind. Auch aus der Zeit unmittelbar danach kann die Reihenfolge der in unserem Kirchspiel tätig gewesenen Geistlichen nicht ganz lückenlos mitgeteilt werden. Die Rambacher Kirchenbücher datieren vom Jahre 1650 her, hinsichtlich der in Rambach Getauften aber erst seit 1721.

Von 1543 ab wirkte **Johannes Brux** (auch Brucks, Brox oder Brocks geschrieben) aus Eschwege als Pfarrer in Rambach. Er wurde von Johann Lening, der sich unter Landgraf Philipp wie ein Superintendent betätigte, ordiniert, bekam 1547 Visitiergeld vier Gulden, 1548 zwei Thaler; bei der Generalvisitation 1556 gab er als ein alter Mann, wie es in den Urkunden heißt, „vermengte Antworten“, „habe ein so frommes Weib, als nie auf Füßen möge gehen“ und auch „hübsche fromme Kinder“ gehabt, sei arm und unsträflich im Leben gewesen. Von seinen Kindern war ein Sohn namens Eobanus, um 1555 Stipendiat in Marburg. Johannes Brux starb 1561.

Johannes Hosbach (pach), von 1561 ab Pfarrer von Rambach und Weißenborn, wurde 1534 in Großburschla als Sohn des dortigen Pfarrers gleichen Namens geboren. Der Name Hosbach war zu jener Zeit in unserer

Gegend häufig und ist es auch noch heute. Johannes Hosbach, sen., der von 1530 bis 1572 Pfarrer von Groß- und Altenburschla sowie Heldra gewesen war, hatte 1546 bereits sieben Kinder, von denen Johannes Hosbach, jun., der spätere Pfarrer unseres Kirchspiels, zunächst die Lateinschule in Eschwege besuchte, ehe er zum Studium nach Jena ging. Von 1558–1561 war er Schulmeister in Wanfried, bis er die Rambacher Pfarrstelle erhielt. Sein Einkommen aus dem Jahre 1569 betrug nach Hochhuths Statistik der ev. Kirche an Geld 66 Gulden 23 Albus 8 Heller. Dazu hatte er in Rambach eine Nutzung von 28 Acker Land, 2 Acker Wiese und Garten, an Naturalien 6 Viertel 15 Metzen Korn, 8 Viertel 5 Metzen Hafer, 7 Hähne, 20 Eier und Brennholz, in Weißenborn eine Nutzung von 15 Acker Land, an Naturalien 12 Viertel 8 Metzen Korn und ebensoviel Hafer, dazu 2 Hühner und 30 Eier. Pfarrer Hosbach unterschrieb den *Consensus doctrinae* auf der Synode zu Kassel am 21. Mai 1579, quittierte am 16. Oktober 1582 über drei Gulden Visitiergeld. Er gehörte zu den Recusanten bei der Einführung der sogenannten Verbesserungspunkte.

Als nämlich Landgraf Moritz (1592–1627), der von der höfischen Geschichtsschreibung auch der „Gelehrte“ genannt wurde, seine kirchliche Reform durchführen wollte, hatte dies für sein Land schwere Folgen. Im Besitz einer noch von der Nachwelt bewunderten philosophischen und historischen Bildung, erfüllte ihn der Streit der lutherischen Systematiker mit Inngimm. Schon in früher Jugend hatte er aus der Schau eines überragenden Verstandes eine entschiedene Sympathie für die Lehrformen des Calvinismus gewonnen. Darum drängte es ihn, gefördert durch einen ausgedehnten persönlichen und schriftlichen Verkehr mit den theologischen Häuption der reformierten Kirche, allmählich auch zu einer Reformierung der kirchlichen Zustände in seinem Lande. Im wesentlichen wurde er dabei von dem Gedanken getragen, die ganze kirchliche Ordnung um jeden Preis unter den Buchstaben des Schriftwortes zu stellen, getrieben von der Überzeugung seiner bischöflichen Machtvollkommenheit, kraft derer er sich zum obersten nur Gott verantwortlichen Regenten der Kirche gesetzt glaubte. Er war der Meinung, daß die Kirchenlehre seines Landes, wie sie einst in der Reformation zur Annahme kam, in einigen Punkten nicht mit der Bibel übereinstimme. Er stellte daher drei Forderungen auf, die in den besagten Verbesserungspunkten gipfelten und dahin präzisiert werden können, daß

1. die unerbaulichen Disputationen um die Person Christi und ihrer „Allenthalbenheit“ seitens der Theologen eingestellt, daß

2. die zehn Gebote Gottes in ihrem Wortlaut und ihrer Einteilung nach dem Urtext der Bibel gelehrt und gelernt, die aus den Zeiten der päpstlichen Kirche übriggebliebenen Bilder und Kruzifixe entfernt und daß
3. beim Heiligen Abendmahl, statt die Hostie zu reichen, das gesegnete Brot nach der Einsetzung des Herrn solle gebrochen werden.

Bei ihrer Durchführung aber erwuchs dem Landgrafen ein hartnäckiger Widerstand aus den Reihen der Geistlichkeit sowohl als auch des Adels, dessen Gunst er sich durch den Versuch, die landständischen Rechte auszuschalten, verscherzt hatte.

Nach Versuchen in Marburg und Kassel, die eifrigen Hüter des orthodoxen Luthertums für seine Reformideen zu gewinnen, kam es zur Abhaltung einer Diözesansynode zu Eschwege in der Zeit vom 17. bis 23. Februar 1607, auf der die gesamte Patronatsgeistlichkeit an der Werra mit den Erneuerungsplänen des Landgrafen ausgesöhnt werden sollte. Von den 143 Pfarrern der Diözese waren 131 erschienen, die sich frühmorgens am 17. Februar in der Altstädter Kirche am Marktplatz versammelten. Nach beendigem Gottesdienst wurden sämtliche Geistliche durch den Superintendenten Georg Reinmann in Begleitung des Landvogts an der Werra Hans Ludwig von Harstall und des Kanzleirats Dr. Johann Magnus „aufs neue Haus“, in das unter der Bezeichnung „Hochzeitshaus“ bekannte Gebäude auf dem Cyriakusberge, geführt, wo die Synode mit der Verlesung des landesherrlichen Umgestaltungsvorschlages eröffnet wurde. Bereits am folgenden Tage legten alle Klassen ihre schriftlichen Erklärungen zu den Reformplänen vor. Nach Prüfung derselben, die den Vorstand der Synode bis zum 21. Februar in Anspruch nahm, ergab sich, daß mit Ausnahme von 22 Pfarrern sämtliche Teilnehmer der Kirchenversammlung die Verbesserungspunkte angenommen hatten.

Zu den Recusanten, wie man die widerstrebenden Geistlichen nannte, gehörte, wie bereits erwähnt, auch Pfarrer Johannes Hosbach aus unserem Kirchspiel. Von dem Superintendenten und den beiden weltlichen Präsidenten wurden die Geistlichen nach den Gründen ihres Widerstandes befragt und entsprechend aufgeklärt, ohne daß es gelang, alle zu überzeugen. Unter den ernstesten Argumenten, die sie vorbrachten, um ihre Haltung zu rechtfertigen, waren einige allerdings auch geradezu ergötzlicher Art. So heißt es in dem Protokoll über das Verhör mit dem Pfarrer Johannes Hosbach aus Rambach: „Beruft sich auf seines Vaters seligen letzte Lehre und

Vermahnung, will bis ans Ende beständig bei voriger Lehre bleiben“, die er 46 Jahre gelehrt hat. Sein Argument lautete: „*probato theologo est credendum, Lutherus est probatus theologus, ergo Luthero est credendum*“, worauf ihm der Synodus geantwortet habe, „weil er dies Argument führe und Luther im Sermon von beiderlei Gestalt so viel von Handreichung des Brotes schreibt, sprechend, daß es eitel Menschenzusatz sei, was außer und über die Worte der Einsetzung beim heiligen Abendmahl gethan wird, so solle er doch folgen.“ Trotzdem bat er, daß man ihn mit der *fractio panis* beim Heiligen Abendmahl verschonen möchte, weil er die bisherigen Zeremonien in seinem hohen Alter und um des Gewissens willen nicht aufgeben könne. Wenn der Landgraf, so gab Hosbach zu verstehen, mit dieser seiner Erklärung nicht einverstanden wäre, wolle er „als ein alter, abgelebter Mann von seiner Pfarre abstehen und einem anderen weichen.“

Landgraf Moritz konnte nach den ihm zugefertigten Abschieden der Diözesansynoden im ganzen Lande feststellen, daß sich die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen entschieden für die Verbesserungspunkte erklärt hatte, so daß er für den 20. April des nämlichen Jahres eine Generalsynode ausschrieb, die dann auch in Kassel stattfand und auf der die Reform des Landgrafen von der hessischen Kirche angenommen und anschließend mit Strenge gegen die renitenten Pfarrer vorgegangen wurde; denn es ergab sich zuletzt, daß die Verwirklichung der landgräflichen Reformation eigentlich nur noch durch den Widerstand der recusierenden Pfarrer der Diözese Allendorf zu Renda, Oetmannshausen, Jestädt, Reichensachsen, Bischhausen, Eichenberg, Nesselröden, Netra, Üngsterode, Ermschwerd, Herleshausen und Wipperode aufgehalten wurde. Von diesen zwölf Pfarrern blieben schließlich gegen Schluß der Synode noch vier übrig, die trotz persönlicher Unterhaltungen des Landgrafen mit ihnen in ihrer Resistenz verharren zu müssen glaubten. Es waren dies die Pfarrer Christoph Schellenberger zu Netra, Georg Holzmann zu Eichenberg, Johannes Faccius zu Üngsterode und Simon Schneidewind zu Nesselröden. Mit Sanftmut und Milde, mit Ernst und Zorn und schließlich mit Hohn und Spott ließ Landgraf Moritz alle Register seiner Überzeugungsgabe spielen. Alles blieb umsonst. Schellenberger mußte sich von ihm sagen lassen: „Der Chorkittel ist euch zu lang, da steckt’s.“ Holzmann wurde von ihm gefragt, ob er vielleicht auf dem Eichsfelde umherlaufe und sehe, wo sich die schönsten Hostien fänden. Zu Faccius gewandt, rief er im höchsten Zorn: „Bleibt ein Esel!“

Durch die Generalsynode zu Kassel war zwar die gegensätzliche Haltung der Geistlichkeit größtenteils gebrochen, und auch die Ritterschaft schien zur Beilegung des Streites bereit zu sein. Jetzt aber erfuhren die Pfarrer, die sich dem Willen des Landesherrn gebeugt hatten, einen so hartnäckigen Widerstand ihrer Gemeindeglieder gegen die Einführung der Verbesserungspunkte, vor allem des Brotbrechens beim Abendmahl, daß viele ihr gegebenes Versprechen gegenüber dem Landgrafen in Zuschriften reumütig zurücknahmen und sich in bitteren Klagen über die Vorwürfe ihrer Gemeinden ergingen. So schrieb der Pfarrer von Jestädt, daß er seit der Kasseler Synode keine Ruhe mehr gefunden hätte und daß seine Gemeindeglieder, sein Weib und seine Kinder kein Vertrauen mehr zu ihm besäßen, weil er abgefallen und ein Calvinist geworden sei.

Aber Moritz blieb allen Klagen gegenüber unzugänglich, und er war gewillt, auch den letzten Widerstand zu brechen. Er erließ einen Befehl an den Eschweger Superintendenten Georg Reinmann, sämtliche Pfarrer, die die Kirchenverbesserung noch nicht eingeführt hätten, zu sich zu berufen und sie letztmalig zu ermahnen, ohne Rücksichtnahme auf die Wünsche ihrer Gemeinden das dem Landgrafen gegebene Versprechen nunmehr zu erfüllen. Trotz zweimaliger Vorladung seitens des Superintendenten reagierten die Pfarrer von Völkershausen und Nesselröden nicht, und die Pfarrer von Netra, Herleshausen, Eichenberg und Üngsterode erschienen zwar, wiesen aber alle Ermahnungen zurück. Als nun auch die gesamte Ritterschaft im Mai 1608 dem Landgrafen erklärte, daß sie sich in der von ihm geforderten Weise nimmermehr zur Anerkennung der Verbesserungspunkte bereitfinden könne, befahl der Landgraf die Absetzung der widerstrebenden Pfarrer. Vom 19. bis 22. Juni zogen darauf die von Moritz beauftragten Kommissare zunächst nach Jestädt, dann nach Reichensachsen, Oetmannshausen, Bischhausen, Netra, Herleshausen, Renda und Ermschwerd, wo sie die bisherigen Pfarrer ihres Amtes enthoben und sofort andere einführten. Die Pfarreien zu Völkershausen, Wipperode und Üngsterode, deren Inhaber ebenfalls ihre Entlassung erhalten hatten, wurden den benachbarten Pfarrern als Filiale übergeben.

Sofern sie sich ruhig verhielten, wurde den abgesetzten Pfarrern gestattet, im Lande zu bleiben. Als sie aber auch weiterhin ihrer seelsorgerischen Tätigkeit in Form von Hausbesuchen innerhalb ihrer bisherigen Gemeinden nachgingen, wurden sie vom August bis in den Dezember des Jahres 1608 in Eschwege gefangen gesetzt. Am 20. Dezember des gleichen Jahres hielt der Landgraf der auf dem Rathaus versammelten Bürgerschaft von Esch-

wege eine kräftige Moralpauke und drohte, er wolle denen, die sich „hinterstellig“ zeigen würden, die ernstliche Versicherung geben, daß „wenn sie einem Anhänger der Verbesserungspunkte auch nur ein Haar krümmen sollten, er ihnen die ganze Schwarte krümmen werde“. Die Eschweger wußten, daß mit dem Landgrafen in solchen Dingen nicht gut Kirschen essen war, und so nahmen sie lieber das von ihm verordnete gebrochene Brot. Einen beispielgebenden Anfang machte der Landgraf selber, als er mit seinem ganzen Hofstaate, zusammen 67 Personen, das Hl. Abendmahl in der neuen Form genoß.

Nichtsdestoweniger löste die Inhaftierung der Geistlichen eine große Entrüstung im Lande aus. In Jestädt ging monatelang niemand in die Kirche. Als 1609 in der Diözese Allendorf (Eschwege) eine Umfrage stattfand, wie die Gemeinden sich zu dem eingeführten Brauch des Brotbrechens bei der Abendmahlsfeier verhalten hätten, stellte sich heraus, daß in den größten Ortschaften kaum zehn oder fünfzehn, in den Gemeinden Altenburschla, Röhrda, Wichmannshausen, Oetmannshausen, Langenhain, Herleshausen, Willershausen, Reichensachsen, Hoheneiche, Markershausen aber bis dahin niemand zum Tisch des Herrn gekommen sei. Nur langsam vernarben die Wunden, die dieser Kampf verursacht hatte.

Der Rambacher Pfarrer Johannes Hosbach wurde, obwohl er sich 46 Jahre im Dienst befand, ebenfalls abgesetzt, blieb aber dennoch im Amte, bat den Superintendenten Georg Reinmann um ein Rotenburger Kanonikat in der Zeit vor dem 12. April 1608, hatte nach den Worten einer Urkunde „mit großem Fleiß und Treue gedient ins fünfzigste Jahr“ und zahlte noch 1614 Landrettungssteuer. In Rambach blieb Hosbach wahrscheinlich bis zu seiner Absetzung im Jahre 1607. Über seine Familienverhältnisse ist bekannt, daß er zwei Kinder besaß, von denen sein Sohn Johannes 1585 in Rambach geboren und 1607 in Marburg immatrikuliert wurde, wo er sich als Stipendiat von Eschwege vom 1. April 1607 bis 30. September 1608 aufhielt. Danach war er kurze Zeit Schulmeister in Eschwege und anschließend Präzeptor und Rektor in Schmalkalden und zwar von 1608 bis 1613. Von 1614 ab amtierte er als Pfarrer in Barchfeld, verehelichte sich 1623 mit einer Tochter des Schmalkaldener Stadtpfarrers und Inspektors Sebastian Hernschwager und wurde 1627 bei der Einführung des Luthertums als Pfarrer abgesetzt, weil er als reformiert galt. Auch sein Schwiegervater Sebastian Hernschwager, der 1568 in Schmalkalden als Sohn des Pfarrers Caspar Hernschwager geboren, 1592 Rektor der dortigen Stadtschule, 1594 Pfarrer in Herrenbreitungen und 1607 Pfarrer und Inspektor in Schmalkal-

den wurde, wo er die Annahme der Verbesserungspunkte bewirken half, wurde im gleichen Jahre nach Einführung des lutherischen Gottesdienstes seines Amtes enthoben und erst 1632 von Landgraf Moritz zu seinem Hofprediger in Eschwege bestellt, um aber nach dessen Tode wieder brotlos zu werden, bis er nach einer kurzen Amtszeit als Metropolitan zu Vacha 1637 auf der Flucht vor den kaiserlichen Truppen starb. – Von dem zweiten Sohne des Rambacher Pfarrers Hosbach, wahrscheinlich Jacob mit Namen, ist nichts bekannt.

Von 1607 bis 1639 war **Georg Faber** – auch Schmidt genannt – Inhaber der Rambacher Pfarrstelle. Er stammte aus Sontra und war der Sohn des dortigen Bürgers Georg Schmidt. Er studierte als Stipendiat in Marburg Theologie und zwar vom 1. Oktober 1593 bis zum 1. April 1599, war darauf von 1599 bis 1601 Schulmeister in Hess. Lichtenau, 1601 bis 1607 Pfarrer in Thurnhosbach und anschließend 22 Jahre Pfarrer in unserem Kirchspiel. Im Kopialbuch von Wanfried wird 1655 ein Schulmeister Georg Faber erwähnt, der vielleicht ein Sohn des Rambacher Pfarrers war. In einer Eintragung von seiner Hand heißt es: (Was) „mein Alter belangt, belauft sich auff fünffzigk und fünf Jahr, bin in schueldinsten gewesen, zu Rambach 13 Jahr, Reichenbach im Ambt Liechtenauw ohngefehr 2 Jahr und ietzo in Wannfridt 17 Jahr“. Zieht man die Zahl seiner Dienstjahre, die er in Lichtenau und Wanfried verbracht hat, von 1655 ab, so kommt man auf das Jahr 1636, in dem er Rambach verließ, wo er nach seinen Angaben 13 Jahre, also von 1623 ab, im Schuldienst gestanden hat, während sein Vater als Pfarrer dort wirkte. Nach einer von Pfarrer Faber unterzeichneten Aufstellung aus dem Jahre 1624 hatte er als Geistlicher aus Rambach ein Einkommen von $29\frac{3}{4}$ Acker Land- und Gartennutzung, 1 Gulden 23 Albus, 23 Eier, 7 Hähne, 15 Malter Korn, 2 Viertel 4 Metzen Hafer und aus Weißenborn ein solches von $14\frac{1}{2}$ Acker Landnutzung, 1 Gulden 10 Albus, 2 Hähne, 2 Hühner, 30 Eier, 10 Viertel $5\frac{1}{2}$ Metzen Korn und ebensoviel Hafer.

Conradus Zincke, der aus Kassel stammte, war von 1639 bis 1654 Seelsorger in unserem Kirchspiel. Ein Pfarrer gleichen Namens amtierte in den Jahren 1645 bis 1648 in Netra. Beide waren wohl identisch, so daß anzunehmen ist, daß Conradus Zincke von Rambach aus als Vertreter in Netra tätig gewesen ist. Er wurde 1615 in Marburg immatrikuliert. Im Rambacher Kirchenbuch wird sein Tod mit folgenden Worten vermerkt: „1654, den 13. Juni, ist der weylant Ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Conradus Zincke, wohlverordneter und treuffleißiger Seelsorger beeder Ge-

meinden Rambach und Weißenborn, Christlich zur Erde bestattet worden.“ Seine Gattin, eine geborene Barbara Haserith, konnte ihren Lebensabend im Pfarrhause verbringen, da ihre Tochter Kunigunde den Amtsnachfolger geheiratet hatte, bis jene schließlich als des „weyländ Ehrwürdigen Vorachtparen und Wohlgelahrten Herrn Conrad Zincken selig gewesenen Pfarrers beyder Christl. Pfarrgemeinden alhier hinterlassene vielgeliebte Hauß Ehre“ im Alter von 62 Jahren starb. Ihre jüngste Tochter Anna Catharina blieb ebenfalls in Rambach wohnen und heiratete aus einer alten ortsansässigen Familie Valentin Christoph Fritsche. Ein Enkel dieses Paares war wohl Johannes Fritsche, der in Rambach später als Schulmeister wirkte und 1726 eine Eva Dorothea Hosbach ehelichte. Conradus Zincke legte das älteste Kirchenbuch unseres Kirchspiels an, in dem leider nur die Taufeintragungen fehlen, das aber sonst alle anderen Daten von 1650 ab vollständig enthält.

Christian Hübner, der Nachfolger Zinckes, der zunächst 1654 als Schulmeister in Rambach amtierte und im folgenden Jahre seine Ordination als Pfarrer erhielt, trat 1685 in den Ruhestand und starb in Rambach zehn Jahre später im Alter von 73 Jahren am 2. Februar 1695, während seine Ehefrau am 27. Oktober 1712 im Alter von 77 Jahren ihm folgte. Er war verheiratet mit Kunigunde Zincke, der Tochter seines Vorgängers, mit der er am 23. April 1655 den Bund der Ehe geschlossen hatte. Ein Knabe und ein Mägdelein, wohl Zwillingskinder, die ihm nach sechzehn Jahren des Wartens geboren wurden, starben wenige Tage nach der Geburt.

Johannes Pfuscusius, der von 1685 bis zu seinem Tode im Jahre 1721 Pfarrer unseres Kirchspiels war, stammte aus Allendorf an der Werra, woher er sich auch seine zweite Frau holte. In erster Ehe, die er mit Johanna, geb. Heynen, aus Nimwegen im „Gelderlandt“ schloß, zeugte er zwei Kinder, von denen das erste, eine Tochter, im zarten Alter von zwei Jahren starb, wogegen das zweite Kind, ebenfalls eine Tochter mit Namen Christine Dorothea, am 2. April 1711 mit zwölf Jahren vom Vater in Rambach nicht nur konfirmiert, sondern acht Jahre später auch getraut werden konnte. Das Kirchenbuch enthält darüber folgende Eintragung: „1719, den 27. 9 br. seindt nach vorgezeigtem befehl vom Consistorio and den Wanfriedischen Ambtmann und vor demselben abgelegten Aydt und 3 mahliger Proclamation copuliert worden Herr Johann Paul Hotzel, feldt Trompeter bey dem hochlöblichen Obrist Diemerischen Regiment zu Pferde, und Christina Dorothea, Ehrn Johannis Pfuscusii, bestelten Pfarrer der beyden Gemeinden Rambach und Weißenborn eheleibliche einig tochter.“ Sie-

ben Monate vorher hatte sich Pfarrer Johannes Pfuschius, nachdem er seine Ehegefährtin im Alter von 49 Jahren begraben mußte, zum zweiten Mal verheiratet und zwar diesmal mit Catharina Elisabeth, der Tochter des Stadtschultheißen Joh. Georg Grauen zu Allendorf. Aber auch sie verlor er 1716 durch den Tod, worauf er im hohen Alter von 75 Jahren 1719 zum drittenmal eine Ehe schloß. Seine dritte Frau, die zwanzig Jahre jünger war als er, hieß Elisabeth und war die Witwe des gewesenen Schulmeisters Johannes Waldschmidt zu Weißenborn. Bereits nach zweijähriger Ehe starb Pfarrer Pfuschius, während seine Frau ihn noch lange überlebte. Sie wurde in Weißenborn am 2. Januar 1735 als „die verwittibte Pfarrerin Pfuschin“ beigesetzt. Als Pfarrer Pfuschius gegen Ende 1685 sein Amt antrat, war gewiß noch manche Wunde vom 30jährigen Kriege her zu heilen. Spuren jener Zeit finden sich noch im alten Kirchenbuch, nach welchem am 17.1.1652 „Jakob Theis, unter der hessischen Armee gewesener Lieutenant“, begraben wurde. Die Bedeutung dieses Pfarrers für unser Kirchspiel liegt nicht allein darin, daß er 1697 in Weißenborn und 1711 in Rambach die Kirchen erneuern und mit wertvollen Kanzeln ausstatten ließ, sondern auch in der Tatsache, daß er zuerst ein Kirchenbuch mit Sorgfalt zu führen begann. Ja, er hat sich die Mühe gemacht und alle Angaben über Taufen, Trauungen und Beerdigungen vom Jahre 1650 bis zu seinem Amtsantritt wahrscheinlich erst gesammelt und dann gewissenhaft nachgetragen. Sein Grabmal, das noch erhalten ist, trägt auf der Vorderseite folgende Inschrift: „Hier ruht der weiland hochehrwürdige und hochgelahrte Herr Johannes Pfuschius, 36jähriger treufleißiger Prediger dieser Gemeinden. Ward geboren anno 1643, starb anno 1721 d. 9. September, hat gelebet 78 Jahr 6 Monat.“ Auf der Rückseite finden sich in lateinischer Sprache nachstehende Worte: „*Viator, quisquis es, pie denato pastori levem precare terram. Vitam duxit probe quiescat placide, resurcat beate. Vale!*“ Auf deutsch lautet die Inschrift: „Wanderer, sei, wer du willst, schicke zum Himmel empor ein frommes Gebet für den heimgegangenen Seelsorger, daß ihm leicht sei die Erde. Er führte ein rechtschaffenes Leben. Seine Ruhe sei sanft, sein Aufwachen selig. Leb wohl!“

Der nächste Pfarrer hieß **Georg Christoph Müller**. Er stammte aus Eschwege und war der einzige Sohn des dortigen Rats Herrn und Kirchenältesten Eobanus Müller. Er ließ sich am 8. Mai 1706 in Marburg immatrikulieren, übernahm 1721 sein kirchliches Amt in unserem Kirchspiel und verheiratete sich am 9. Januar 1722 mit Christina Elisabeth, der Tochter des Bürgermeisters Joh. Schendel aus Wolfhagen. In der Zeit von 1730 bis

1747 war Müller zugleich Pfarrer von Völkershäusern, wo er am 15. Oktober 1730 eingeführt wurde. In Rambach wohnte seine verwitwete Mutter Anna Maria bei ihm, die Ehefrau des Eschweger Ratsherrn. Dort starb sie im Alter von 69 Jahren am 5. April 1726. Fünf Kinder wurden Pfarrer Müller in Rambach geboren.

Die Kirchenkapitalien zu Rambach bestanden zu jener Zeit aus 370 $\frac{1}{2}$ Thlr, die von Legaten und Opfergeldern stammten und gegen 5 Prozent ausgeliehen waren. Dazu kamen an ständigen Zinsen von Feldgütern 4 Thlr 23 Albus 5 $\frac{1}{3}$ Heller Geld, 2 $\frac{5}{6}$ Metzte partim, 7 Hähne, 23 Eier.

Auch die Kapitalien der Kirche zu Weißenborn rührten von Legaten und Opfergeldern her, nämlich 462 Thlr 27 Albus 11 $\frac{1}{2}$ Heller Geld und 3 $\frac{1}{2}$ Metze partim ständiger Erbzins von Feldgütern.

Der damalige Prediger hatte neben der freien Wohnung als jährliches Gehalt von der Muttergemeinde Rambach 28 $\frac{3}{4}$ Acker Land, 1 Acker Wiese in Nutzung, wovon die Gemeinde 5 Acker über Winter zu Dienst bestellen mußte, wobei nach den „Oeconomischen Pachtanschlägen“ der Acker Land zu 1 $\frac{1}{2}$ und der Acker Wiese zu 2, also insgesamt zu 45 Thlr 4 Albus gerechnet wurde. Hinzu kamen 2 Thlr 11 $\frac{4}{6}$ Heller Geld, 3 Viertel 7 $\frac{1}{4}$ Metze partim, 7 Hähne, 23 Eier, von den dortigen Feldgütern 8 $\frac{1}{2}$ Thlr, aus den „Kirchen-Jutraden und von dem hiernach folgenden Legato“ 1 Thlr, daß also die ständigen Einkünfte von diesem Ort jährlich 62 Thlr 12 Albus außer den Akzidenzien betrugen.

Von der Filialgemeinde Weißenborn hatte der Geistliche nach dem Steuerkataster der hiesigen Gemeinde von 1744 und dem Wanfrieder Salbuch von 1745 14 $\frac{1}{2}$ Acker Land, jeden zu 1 $\frac{1}{2}$ Thlr, also zu 21 Thlr 24 Albus gerechnet, zu „genießen“, welche er nach Belieben bestellen lassen konnte. Sodann kamen dazu „an Zinsen, so auf hiesigen Gütern hafteten, welche von dem Stift St. Bonifacy zu Großenburschla an die alheisige Pfaare gegeben oder vermacht worden“; das waren 23 Viertel 15 $\frac{31}{36}$ Metze partim, 4 Albus an Geld, 2 Hühner, 2 Hähne, 30 Eier, aus dem Kircheneinkommen 7 Thlr 29 Albus 6 Heller, also in summa, zu Geld gerechnet, jährlich 70 Thlr 8 Albus ständiges Einkommen, wozu die Akzidenzien kamen, und zwar erhielt er für ein Aufgebot mit nachfolgender Trauung 1 Thlr 24 Albus; für eine Kindtaufe nach ehelicher Geburt 8 Albus, während für die gleiche Handlung nach außerehelicher Geburt 1 Thlr zu entrichten war, zuzüglich 1 Maß Bier und 1 Kuchen. Von einer Konfirmation vereinnahmte der Pfarrer 8 Albus, von einer Kirchenbuße 1 Thlr, von einem Attestat 8 Albus und von einem Begräbnis 1 Thlr.

Pfarrer Georg Christoph Müller blieb bis 1747 in unserem Kirchspiel; denn in diesem Jahre wurde von ihm die letzte Aufstellung über Einnahme und Ausgabe kirchlicher Gelder, wie die im Staatsarchiv Marburg aufbewahrten Kirchenkassen-Rechnungen erkennen lassen, vorgenommen. Aus seiner Amtszeit seien folgende Weißenbörner Kastenmeister, die von Jahr zu Jahr neu gewählt wurden, genannt: Bernhardt Schmidt (1730), Peter Mehliß (1731/32), Johannes Dietzell (1733), Petr Müller (1734), Johann Adam Wormsbächer (1735), Johann Baltzer Dietzell (1736/37), Christophell Rietze (1738), Johann Adam Dilling (1739), Adam Heuckrodt (1740), Johann Baltzer Rietze (1741), Mattheus Heuckrodt (1742), Peter Dilling (1743), Peter Wormsbächer (1744), Christophell Suck (1745), Johann Martin Dietzell (1746), Adam Heckerodt (1747).

Nach seiner Amtstätigkeit in Rambach war Müller in der Zeit von 1747 bis 1750 zweiter Pfarrer an der Altstädter Kirche in Eschwege und von 1750 bis 1767 erster Pfarrer und Metropolitan dortselbst, wo er auch am 31. März 1767 starb.

Die im Jahre 1748 erfolgte Rechnungsaufstellung verzeichnet als Nachfolger Müllers den Pfarrer ***Johann Caspar Möller***. Kreispfarrarchivar Ruetz meint: „Ob er die ganze Zeit bis zum Amtsantritt seines Nachfolgers im Jahre 1765 hier gewesen ist, konnte nicht ermittelt werden.“ Dazu ist zu bemerken, daß Möller tatsächlich bis 1765 hier amtiert hat; denn die Kirchenkassen-Rechnungen aus jener Zeit nennen fortlaufend von Jahr zu Jahr seinen Namen, der wegen der Ähnlichkeit mit dem seines Vorgängers leicht verwechselt werden könnte und der im übrigen auch in keinem Pfarrverzeichnis zu finden ist. Lediglich in einem Sterbeeintrag vom 8. Januar 1748 wird der Name Möller festgehalten. Dort ist zu lesen: „Frau Maria Barbara, Herrn Daniel Möllers, selig, gewesenen Hof-Apothekers in Rothenberg, hinterl. Witwe, welche mit ihrem lieben Sohne, dem zeitigen Pfarrer, anhero gezogen, begraben.“ Am 24. September 1735 wurde Möller in Marburg immatrikuliert. Er verheiratete sich in Reichensachsen am 7. Juli 1756 mit Clara Susanna Schuchardt. Die Ehe blieb kinderlos. Von Rambach ließ sich Möller nach Reichensachsen versetzen, wo er von 1765–1791 amtierte. Nachdem ihm dort seine Ehefrau im Alter von 65 Jahren am 31. Oktober 1789 gestorben war, starb er selbst mit 80½ Jahren am 15. November 1797.

Folgende Kastenmeister der Filialgemeinde Weißenborn können aus seiner Amtszeit genannt werden: Johann Hermann Jacob (1748), Johann Nicolaus Dietzell (1749), Peter Fischbach (1750), Christoph Diet-

zell (1751), Johannes Fischbach (1752), Johann Georg Dietzell (1753), Adam Fischbach (1754), Martin Dilling (1755), Martin Fischbach (1756), Jacob Rietze (1757), Wendell Rietze (1748), Johann Bernhardt Meder (1759), Ernst Dietzell (1760), Johannes Fischbach (1761), Johannes Dietzell (1762), Johann Adam Heckerodt (1763), Johannes Fischbach (1764).

Johann Ludwig Krause, der von 1765 bis 1787 hier tätig gewesen ist, wurde zu Niederurff am 2. Mai 1737 als Sohn des dortigen Pfarrers Joh. Friedrich Krause und dessen Ehefrau Maria Luise geb. Hagelgans, die eine Tochter des späteren reformierten geistl. Inspektors in Schmalkalden (1750–1784) war, geboren. Immatrikuliert in Marburg am 9. November 1752 als Schmalkaldico Hassus, verheiratete er sich im Jahre des Beginns seiner hiesigen Wirksamkeit mit Caroline Brehm, der Tochter des Pfarrers und Metropolitans Joh. Hermann Brehm in Melsungen. Als Krause 1787 Rambach verließ, wurde er Pfarrer in Kleinenglis und starb dort 1792. Seine Ehefrau, die am 8. März 1741 in Walburg geboren wurde, zog darauf nach Homberg und ging am 30. September 1792 in Walburg eine zweite Ehe mit dem Diaconus in Lichtenau, Kaspar Conrad Ludolf, ein. Krause legte 1765 das neue Kirchenbuch an, in dem sich die kurze Notiz findet: „Johann Ludwig Krause, den 23.5.1765 als Pfarrer zu Rambach und Weißenborn bestellt.“ Ein ausführliches Inventarverzeichnis aus dem Jahre seines Amtsantritts, niedergeschrieben als Nachtrag zu einer Kirchenkastenrechnung, zählt folgende Gegenstände zum gottesdienstlichen Gebrauch in der Kirche zu Weißenborn auf: „Ein schwarz wüllen Tuch, welches auf dem Altar Ligt, ein alt schwarz Zerrißenes wüllen Tuch, so bey Leichen gebraucht wird, ein weiß Leinen Tuch, so beym Heil. Abendmahl auf den Altar gedeckt wird und mit folgenden Buchstaben *C.H.R.Z.* bezeichnet ist, ein weiß Leinen Tuch, so bey der heil. Taufe aufgedeckt wird und mit dem Namen Amelia bezeichnet ist.“ An Geschirr zu kirchlichen Handlungen waren, „alles vom schlechten Zinn“, wie es in dem erwähnten Verzeichnis ausdrücklich heißt, vorhanden „zwei Flaschen, worinnen 3 Maaß Wein gehen, eine Kanne, worinnen $\frac{1}{2}$ Maaß Wein gehet, ein Kelch, worinnen $\frac{1}{2}$ Mößel gehet, ein Teller, worauf das Brod gelegt wird, ein Tauf-Becken, eine Tauf-Kanne.“ An kirchlichen Büchern nennt das Verzeichnis „ein Geangbuch in Folio, welches Anno 1719 gekauft worden, eine alte Kirchen-Ordnung, Dr. Mells Postille ‚Posaunen der Ewigkeit‘, eine alte Zerißene Bibell, ein Gesangbuch in die pfarr-Bank, Adolph Lamps Erklärung des Heidelbergischen Katechismus“.

Aus der zweiundzwanzigjährigen Amtszeit des Pfarrers Joh. Ludw. Krause seien folgende Weißenböerner Kastenmeister erwähnt: Johann Adam Sängner (1765), Johann George Kanngießer (1766), Peter Fischbach (1767), Nicolaus Faber (1768), Peter Rietze (1769), Johann Martin Faber (1770), Peter Dilling (1771), Johann Martin Heckerodt (1772), Johannes Suck (1773), Johannes Tippach (1774), Johann Bernhard Dietzell (1775), Wilhelm Jacob (1776), Johann Martin Suck (1777), Johann Martin Dietzell (1778), Johann Jacob Dietzell (1779), Johann Christoph Jacob (1780), Johann Nicolaus Fischbach (1781), Peter Fischbach (1782), Johann Adam Dilling (1783), Johann Martin Faber (1784), Johann Martin Schmid (1785), Johann Peter Dilling (1786).

Unter den Pfarrern unseres Kirchspiels nimmt *Emanuel George Christian Streibelein*, der von 1787 bis 1814 hier weilte, eine Sonderstellung ein. Nicht, daß er etwa ein um das himmlische Heil seiner ihm anvertrauten Schäflein besonders bekümmerter Seelenhirt oder ein bei seiner Behörde gut angeschriebener Kirchenbeamter gewesen wäre, nein, das wäre, wenn jemand den Mut hätte, dies zu behaupten, eine bedenkliche Verzerrung historischer Tatsachen; denn er war alles andere als ein sich im pfarramtlichen Dienste verzehrendes Vorbild für seine Brüder in Christo. Er steckte voller Schalkheit bis zum Halskragen hinaus wie sein geistverwandter Erdenbürger Till Eulenspiegel; er liebte seine Heimat Hessen wie ein guter Patriot vom Schlage der damaligen Zeit, und er war bisweilen dem Trunke ergeben wie sein Amtsbruder Gösta Berling hoch im Norden, den die schwedische Dichterin Selma Lagerlöf in ihrem Roman gleichen Titels bekannt machte.

Aber wie das zu gehen pflegt, wenn ein origineller Mensch eine gewisse Popularität und Berühmtheit erlangt hat, so hat auch im Falle Streibeleins die Volksphantasie nicht eher geruht, bis ein Kranz der seltsamsten Geschichten sich um seine Gestalt wand, die seine vaterländische Gesinnung allzusehr glorifizierte und seine menschlichen Schwächen bis zur Groteske vergrößerte. Die Volksmeinung rühmt ihm nämlich bis auf den heutigen Tag nach, daß er im Jahre 1812 die wehrfähigen Burschen unseres Kirchspiels vor dem Schicksal, auf den russischen Schlachtfeldern Napoleons ihr Blut für den Cäsarenwahnsinn jenes Emporkömmlings opfern zu müssen, bewahrt habe, indem er in den in Betracht kommenden Jahrgängen der Kirchenbücher überall an die Knabennamen weibliche Endungen anhängte. Nur lassen sich die in der Öffentlichkeit behaupteten Fälschungen aus den Rambacher Urkunden kaum beweisen. Zwar mußten nach der Beendigung seiner hiesigen Amtszeit Nachtragungen in den Amtsjourna-

len auf behördliche Anordnung gemacht werden; aber sie erfolgten nicht wegen stattgefundener Fälschungen, sondern ausschließlich wegen Streibeles Nachlässigkeit in der Führung der Kirchenbücher.

Streibeles, in Rotenburg an der Fulda geboren, scheint in jungen Jahren als Student der Theologie, wie der Göttinger Professor Edward Schröder meint, so etwas wie ein Freidenker gewesen zu sein; denn als der Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus, der vielleicht bedeutendste Kopf der Wolffschen Philosophenschule, seine „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ in fünfter Auflage 1781 drucken ließ, erwarb Streibeles im folgenden Jahre in Marburg nicht nur dieses Buch, sondern beschenkte damit auch einen gleichgesinnten Freund mit der handschriftlichen Widmung: „*Huno librum E.G.C. Streibeles donavit Ph. Hunoldo.*“

Am 23. November 1787 wurde Streibeles als Pfarrer zu Rambach und Weißenborn bestellt. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit Gerderutha Magdalena Christiane geb. Holzapfel aus Eschwege. Nicht weniger als elf Kinder finden sich aus dieser Ehe im Rambacher Taufbuch eingetragen. Um es genauer zu sagen, hat er nur acht von diesen Kindern im Taufbuch festgehalten, da seine Söhne Friedrich Wilhelm und Friedrich August Moritz sowie seine Tochter Philippine erst am 28. Oktober 1840 durch Pfarrer Eckhardt auf Befehl des Kurfürstlichen Consistoriums zu Cassel nachgetragen werden mußten. Bei ihm diente 1799 eine Magd, über die sich von Streibeles Hand folgender Eintrag in den Sterberegistern findet: „18. April 1799 begraben Maria Honstein, Cyriacus Honsteins eheliche Tochter aus Wolfmannsgehau im Eisenachischen, welche bei mir, dem zeitigen Pfarrer Streibeles, als Magd diente, stürzte unglücklicherweise, da sie zuweilen epileptische Zufälle hatte, in hiesigen Mühlgraben, wo sie am 18. tot gefunden wurde, alt 23 Jahre.“

Mag die vorgesetzte Behörde auch keineswegs mit ihrem Pfarrer Streibeles wegen mangelnder Führung der laufenden Amtsgeschäfte zufrieden gewesen sein, er hat mit seinem derben Humor, der nicht wegzuleugnen ist, vieles gemildert und dadurch in einem unglücklichen Lande, das unter der französischen Fremdherrschaft litt, vielleicht mehr Nutzen gestiftet als mancher donnernde Bußprediger anderswo. Von seinen Eltern zum Studium der Gottesgelehrtheit gezwungen, kam er zu einem Berufe, der ihm seiner ganzen Natur nach wenig lag, und so wurde er ein Opfer elterlicher Eitelkeit, indem er, zweimal auf dem Disziplinarwege aus dem Pfarramte entfernt und dann doch wieder in Gnaden aufgenommen, ruhelos in Hes-

sen umherzog und den Bauern in Völkershausen genau so gut und schlecht predigte wie in den Dörfern Rambach und Weißenborn, in Frielingen im Aulatal oder in Oetmannshausen im Kreise Eschwege.

Streibelein mag sich seiner menschlichen Schwächen wohl hinlänglich bewußt gewesen sein. Möglicherweise schmerzten sie ihn sogar im Zwiespalt seiner Gefühle, so daß er nicht anders konnte, als sich mit grimmigen Späßen darüber hinwegzusetzen. Darum scheute er bisweilen nicht davor zurück, auch einmal einen Berufsgenossen, der die eigenen Fehler nicht erkennen wollte, auf dieselben hinzuweisen. Er tat dies auf eine merkwürdige Art. So wanderte er einmal eines Tages, so wird erzählt, mit einem Amtsbruder, der wegen seines geistlichen Hochmuts in seiner Gemeinde nicht beliebt war, von Rambach ins Werratal hinunter. Als die beiden unter dem Großburschlaer Gemeindewald hingen und an die Stelle kamen, wo der Weg nach Weißenborn abzweigt, schaute Streibelein plötzlich zur Seite und zog vor einem dort stehenden Wegweiser grüßend seine schwarzen Hut mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kollege!“ Darüber wunderte sich Streibeleins Begleiter sehr, so daß er schließlich neugierig fragte, was das zu bedeuten hätte. Da antwortete Streibelein mit einem schelmischen Blinzeln in den Augenwinkeln: „Ja, macht’s denn der nicht wie wir? Der weist wohl den Weg; aber er geht ihn nicht.“

Ein andermal beklagten sich die Weißenbörner Kirchenältesten bei Streibelein, daß er im Winter mehrere Sonntage hintereinander nicht in Weißenborn gepredigt habe. Darauf entschuldigte sich Streibelein mit dem tiefen Schnee, der die Wege lebensgefährlich gemacht hätte. Aber die Kirchenältesten ließen sich so leicht nicht abpfeifen und meinten, in der Bibel stünde, daß der Hirte sein Leben für seine Schafe lasse. „Ja“, sagte schließlich Streibelein, der durch die „Schriftkenntnis“ der Weißenbörner Kirchenmänner ein wenig in Verlegenheit gebracht worden war, „für seine Schafe wohl, aber nicht für das Weißenbörner Rindvieh.“

Nicht minder sarkastisch zeigte sich der seltsame Pfarrherr bei einer anderen Gelegenheit. Als Streibelein den erkrankten Pfarrer von Germerode in den beiden zusammenliegenden Dörfern Bernsdorf und Wipperode, die den gemeinsamen Namen „der Grund“ führen, zu vertreten hatte und infolge Irregehens mit zweistündiger Verspätung vor der wartenden Gemeinde erschien, ließ er den Gottesdienst mit dem Lied beginnen: „Ich habe nun den Grund gefunden.“

Franz Witzel, der als Pfarrer einige Zeit in Rambach tätig war, veröffentlichte im Verlag Bernecker, Melsungen, kurz nach dem ersten Weltkrieg-

ge ein Laienspiel, betitelt „Unter dem Joche der Fremdherrschaft“ (2. Auflage 1927), in dem Pfarrer Streibelein fröhliche Auferstehung feiert. In der Dichtung tritt uns der Rambacher Pfarrer zunächst unter dem Eindruck der französischen Revolution, die nach Streibeleins Worten „uns Freiheit und Aufklärung gebracht hat“, als Verehrer Napoleons entgegen. Streibelein hofft von dem Sturz der absoluten Fürstenmacht nur Gutes. Aber unter den Folgen der napoleonischen Eroberungspolitik sieht er ein, daß er sich getäuscht hat. Er wird zum Feind des machthungrigen Korsen. An der inneren Umwandlung des alten Pfarrers freut sich besonders dessen ältester Sohn, der als Student in Marburg sich nun offen den Bestrebungen des Tugendbundes anschließen kann und nach Königsberg zu den Preußen will, als die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges bekannt wird. Weniger erfreut über die veränderte Gesinnung Streibeleins ist der französische Präfekt in Eschwege, der früher dem lustigen Pfarrherrn großes Wohlgefallen entgegengebracht hat. Seine Späher erkunden den Tatbestand und finden heraus, daß Streibelein entgegen den Interessen der napoleonischen Politik die Kirchenbücher gefälscht und hochverräterischen Verkehr mit seinem in preußischen Diensten stehenden Sohne gepflogen hat. Der Übeltäter soll verhaftet und vor das Kriegsgericht in Eschwege gestellt werden. Der Präfekt eilt selber nach Rambach, um die Verhaftung zu vollziehen. Aber inzwischen wurde das Schicksal Bonapartes in der Schlacht bei Leipzig besiegelt. Da erscheint an der Spitze preußischer Füsiliere Streibeleins Sohn Moritz, der ausgesandt war, um den Ringgau nach versprengten Feinden abzusuchen. Er befreit den Vater und stellt sich an die Spitze der Rambacher Jugend, um sich mit ihr in den Kampf einzureihen gegen den Feind des Landes.

Ferner hat der hessische Schriftsteller Heinrich Ruppel das Leben des originellen Pfarrherrn in 54 Anekdoten gestaltet, wobei er sich die dichterische Freiheit erlaubte, den urkundlich überlieferten Namen Streibelein in Sträubelein umzuwandeln. Diese Anekdoten erschienen in erster Auflage im Jahre 1939 unter dem Titel „Herr Sträubelein“ ebenfalls im Verlag Bernecker, Melsungen. Einige derselben sollen auf den Blättern dieser Chronik die Erinnerung an den feuchtfröhlichen Pfarrer unseres Kirchspiels wachhalten. Die erste erzählt, wie er einst einen Höfling abgefertigt hat:

Kurfürst Wilhelm von Hessen kam einmal mit großem Gefolge nach Wanfried. Die biedereren Brombeermänner bereiteten ihm einen feierlichen Empfang. Die Pfarrer der Umgegend waren auch zur Begrüßung des Landesherrn im Städtchen erschienen. Auch Pfarrer Sträubelein stand mit be-

staubten Stiefeln an der Straße. Der Adjutant des Kurfürsten kannte den urwüchsigen Sträubelein schon und wollte ihn ein wenig hänseln. „Sagen Sie mal, Herr Pfarrer“, redete er ihn an, „warum kommen Sie denn den weiten Weg von Rambach zu Fuß daher?“ „Ein hessischer Landpfarrer kann sich kein Reitpferd halten“, war die gemessene Antwort des Gefragten. „Nun“, mischte sich ein aalglatter Höfling mit untertänigsten Verbeugungen gegen den gespannt harrenden Landesherrn ein, „wenn’s zu einem Pferde nicht langt, dann müßt Ihr’s wie Euer Herr und Meister machen und auf einem Esel kommen!“ Sträubelein, der ein breitschultriger Mann war, reckte sich auf und sagte: „Geht auch nicht, Euer Gnaden“ „Warum denn nicht?“ fragte der Höfling, der sich wonders wie weise dünkte. „Es ist zu bedenken“, antwortete Sträubelein, „daß ein kleiner Esel für einen Mann wie ich zu schwach ist; die großen aber sind alle bei Hofe!“ Da lachte der Kurfürst, was er lachen konnte, und wandte sich mit unverhohlener Schadenfreude nach den Höflingen um, die mit roten Köpfen und geschwollenen Kämmen dastanden. Die Offiziere stimmten vernügt mit ein; denn Soldaten pflegen ein herzhaftes Lachen zu lieben. Der Schwarm der Schranzen aber, der wie ein Schwanz am Landesherrn hing, zeigte nur ein bittersüßes Lächeln, das den meisten noch sauer genug werden mochte. Seit diesem Wortgeplänkel kannte der Kurfürst seinen Pfarrer Sträubelein und war ihm fürderhin in Gnaden geneigt.

Die zweite Anekdote schildert, wie Streibelein einen alten Hader ausilgte:

In seinem Pfarrdorf war die weitverzweigte Sippe der Schabacker durch unbegreifliche Zwietracht zerrissen. Die Glieder dieser Blutsgemeinschaft haßten sich und gönnten einander nichts Gutes. Die Wortführer der feindlichen Parteien waren zwei Männer gesetzten Alters, die sich wie Brüder glichen, sich aber hoch und heilig verschworen hatten, auch nicht eine Hand breit um des lieben Friedens willen nachzugeben. Nun wurde dem einen, der schon ein Rudel Mädchen hatte, noch ein Junge ins Nest gelegt. In seiner überschwenglichen Freude ließ er sich von Pfarrer Sträubelein bewegen, seinen Hauptwidersacher zu Gevatter zu bitten. Der nahm an; denn eine angetragene Gevatterschaft ausschlagen, wäre eine tödliche Kränkung gewesen. Die glücklichen Kindeseltern richteten einen fürstlichen Taufschmaus her. Auch Sträubelein kam zu Gast und war seinem Munde kein Stiefvater. Die entzweite Sippe war ziemlich vollzählig beisammen. Sträubelein überschaute kopfschüttelnd ihre Häupter und sagte vernehmlich: „Leute, Leute, was könntet ihr im Dorfe gelten, wenn ihr immer so ei-

nig wäret wie heute!“ Da erhoben sich Stimmen des Widerspruchs, besonders bei einigen alten Weibern. Er aber schlug diese Stimmen des Haders mit einer Handbewegung nieder, wie man züngelnde Flammen im dürrn Gras am Feldrain ausschlägt,“ und fuhr fort: „Euch zur Lehre muß ich mal die Geschichte von den drei großen *D* in Weißenborn erzählen.“ „Die drei großen *D* in Weißenborn“, unterbach ihn ein fremder Taufgast, „was ist denn das?“ „Haha“, lachte ein anderer dazwischen, „der Herr Pfarrer, der macht mal wieder einen von seinen Witzen, womit er die Leute ärgert!“ „Ich ärgere die Leute nicht“, sagte er erhaben, „ich erbaue sie nur mit meinen Scherzen. Ja, meine Lieben, auch das ist eine Gabe – und keine geringe! Aber nun hört! Seit hundert Jahren stellten die Dillings in Weißenborn die Greben, die das Dorf regieren, und die Dietzels die Kirchenältesten. Das sind also die großen Herren in Gemeinde und Kirche, und deshalb heißen sie die großen *D* –.“ „Es sollen aber doch drei große *D* sein“, fiel ihm ungezügelter Neugier ins Wort. „Wo ist denn das dritte?“ „Sachte, sachte, damit wir nicht stolpern!“ wehrte Sträubelein aller Hast und guckte erst mal ins Kännchen mit dem guten Klaren, um gestärkt fortzufahren: „Das dritte große *D* sind die Dietrichs. Wie sie zu dieser Ehre gekommen sind, das ging so zu: Es mußte mal einer von ihnen in Erbschaftssachen in Wanfried erscheinen. Wie nun der Amtsrichter seine Personalien aufnimmt, fragt er ihn väterlich: ‚Nun, Herr Dietrich, wie stark ist denn Ihre Familie?‘ Da reckt sich der Kerl, ein richtiger Weißenbörner Schmisser, bolzenstrack in die Höhe und sagt stolz: ‚Ja, Herr Amtsgerichtsrat, das will ich Ihnen sagen: Wenn wir Dietriche alle zusammenhalten, schlagen wir das ganze Dorf in Klump und Krümel! Jawoll, das tun wir!‘ Da brachen die Kindstaufgäste in ein unbändiges Gelächter aus. Als sich das gelegt hatte, kam Sträubelein zum Schluß: ‚Und die Nutzenwendung dieser Geschichte? Haltet zusammen, ihr Racker, ihr Schabacker! Haltet zusammen wie Pech und Schwefel! Wenn ihr das tut, heißt’s für jeden, der euch was will: Schab ab, Racker! Also seid einig! Und darauf trinken wir noch einen Nordhäuser.‘ –

Nicht unerwähnt soll auch ein von dem Eschweger Schriftsteller Werner Benning verfaßtes Volksstück in fünf Akten, betitelt „Pfarrherr Streibelein“, bleiben, das am 18. Januar 1951 durch die Initiative des Werratalvereins im großen Stadtparksaal zu Eschwege uraufgeführt wurde. In der Auftrittsszene zum ersten Akt läßt Benning den Pfarrer zu seinem ihm von behördlicher Seite als Spitzel beigegebenen Vikar, dem die Schwäche des Pfarrers für gebranntes Wasser nicht entgangen war, sagen:

Streibelein: Kann man nicht Pfarrer und Mensch zugleich sein? Ein Mensch, so wie ihn Gott geschaffen hat mit seinen kleinen Fehlern, aber auch mit seinem echten, köstlichen Gold im Herzen? Ich will solch ein Mensch sein und kein Heiliger. Das eine kann ich sein, das andere aber ist mir unmöglich. Ich kann nicht den Menschen in mir begraben unter einer frommen Maske, kann nicht umhergehen mit einem Leichenbittergesicht, wenn die liebe Sonne scheint, die Blumen blühen und Gottes Vögel draußen singen, daß jedem das Herz aufgeht. ‚Weinet mit den Weinenden‘, heißt es; aber es heißt auch: ‚Freuet euch mit den Fröhlichen!‘

Vikar: Und was hat der Schnaps damit zu tun?

Streibelein: Auch der macht fröhlich, und überdies ist er eine Gabe Gottes wie Wasser, Tee und Kaffee. Aber besaufen soll man sich nicht, und daß ich's manchmal tue, sei Gott geklagt. – Und eben darum: Prosit, Herr Vikar! –

Nun, die Rambacher und Weißenbörner Bauern werden ihm die Vorliebe für einen guten Tropfen nicht allzu übel vermerkt haben, schätzten sie doch selbst hin und wieder den Wert des Alkohols, wenn der Frost ihnen in den Gliedern saß oder die Alltagssorgen sie zu sehr bedrückten. Ja, sie sahen es gern, wenn er als Gast ihre Familienfeste mit seinem Humor würzte. Und wurde denn nicht überall erzählt, daß er die Burschen des Kirchspiels, soweit es die aushebungspflichtigen Jahrgänge betraf, dreist und furchtlos in den Kirchenbüchern in Mädchen verwandelt und manche sogar auf dem Papier auf den Friedhof befördert hatte, damit Jérôme, der Bruder des Franzosenkaisers Napoleon, und von diesem zum König über die Hessen und Westfalen gesetzt, sie nicht zu Soldaten machen konnte?

Nein, ein vorbildlicher Pfarrer war Streibelein nicht; aber die Zeit war aus den Fugen geraten, und er war ein Kind seiner Zeit. Er hätte lieber mit dem Säbel in der Hand den Franzosen das Fell geschrubbt, als allsonntags von der Kanzel herunter fromme und friedfertige Predigten gehalten. Wen wundert's, daß er im Wirrwarr seiner Empfindungen mehr, als nötig war, sich betrank? Gewiß, er trank. Zu unruhig war seine Seele, und der Feind saß im Lande. Wenn er aus den kleinen Fenstern seines Rambacher Pfarrhauses hinaus in den winterlichen Abend starrte, standen die Wände des Eschenberges, des Ottertalsteins und der Schäferburg schwarz um ihn. Sein ungeduldiger Geist aber, in die Fesseln eines ungeliebten Berufs gebannt, suchte einen Weg aus der Enge heraus, und dazu half ihm bisweilen der Branntwein, mit dessen Hilfe er sein vergewaltigtes Innere befreite.

So lebte er, und als zu guter Letzt die Kirchenbehörde ihn doch noch und diesmal endgültig und ohne Ruhegehalt aus dem Amte entlassen wollte, schlug er ihr ein letztes Schnippchen, indem er sich am 3. Juni 1834 still zum Sterben niederlegte und damit seiner Witwe noch den Gnadenbezug von jährlich 75 Thalern sicherte.

Jacob Boucsein, der Nachfolger Streibeleins, lebte von 1814 bis 1830 in Rambach und war ein Sohn des Pfarrers Peter Boucsein zu Jestädt und dessen Ehefrau Anna Martha geb. Wenderoth. Er wurde am 13. November 1780 in Jestädt geboren, immatrikuliert in Marburg am 1. November 1800 und legte am 11. Mai 1805 sein erstes theologisches Examen ab. Laut Kirchenbuch Waldkappel verheiratete er sich am 18. August 1818 mit Conradine Philippine geb. Koch, der Tochter des Landchirurgus Emanuel Friedrich Koch und dessen Ehefrau Juliane geb. Lautermann, in Waldkappel. Sie schenkte ihrem Manne während seiner Amtszeit in Rambach sieben Kinder, von denen aber drei schon im frühesten Alter starben, darunter auch ein Zwillingsspaar. 1830 ging Boucsein als Pfarrer nach Orferode, wo er bereits zwei Jahre darauf starb. Seine Ehefrau zog nach Allendorf a.W. und wohnte anschließend in Waldkappel, um am 9. April 1833 das Zeitliche zu segnen.

Nach dem Steuerkataster der Dorfschaft Rambach aus den Jahren 1828 bis 1830, in einer Zeit also, in der Jacob Boucsein Pfarrer in unserem Kirschspiel war, werden neben den wirtschaftlichen auch die kirchlichen Verhältnisse dargelegt. Danach hielt der Pfarrer jeden Sonntag früh in Rambach und des Nachmittags in Weißenborn Gottesdienst. Das *jus patronatus* stand der fürstlich-rotenburgischen Herrschaft allein zu. Zu dem „geräumigen, contributionsfreien Pfarrhaus mit Scheune, Stallung und Hofraide“ gehörten

29 ⁵ / ₈	Acker	2 ⁷ / ₈	Ruten Land,
2 ³ / ₄	Acker	5 ³ / ₄	Ruten Wiesen und Gärten,
⁵ / ₁₆	Acker	2 ³ / ₄	Ruten Buschwerk,
5 ³ / ₁₆	Acker	2 ³ / ₈	Ruten Triescher.

An jährlicher Besoldung hatte der Pfarrer seitens der Gemeinde Rambach zu beziehen

6 Thlr 29 Albus aus dem Kirchenkasten,

von den betreffenden Grundeigentümern

- 1 Thlr 11 Albus $9\frac{2}{5}$ Heller Geldzinsen,
- 15 Metzen $3\frac{7}{12}$ Viertel Korn,
- 1 Malter 8 Metzen $\frac{1}{36}$ Vierling Hafer,
- 7 Hähne und 23 Eier,

welche speziell auf den Grundgütern hafteten. Außerdem mußten die Geschirrhalter der Rambacher Gemeinde dem jeweiligen Pfarrer für die Nutzung der kirchlichen Länderreien 5 Acker zu Sommer-, und 5 Acker zu Winterfrüchten ohne irgendwelche Vergütung bestellen. Ferner mußten sie dem Pfarrer das aus der Gemeindewaldung jährlich zustehende Reisholz im Umfang von 13 Schock frei auf den Pfarrhof fahren. Sodann hatte der Geistliche das Recht, das Rind- und Schweinevieh frei von den Hirten treiben zu lassen und Schafe zu halten. An Accidenzien hatte der Prediger, dem Herkommen gemäß, zu beziehen

für die Taufe eines ehelichen Kindes 6 gute Groschen,
 für die Taufe eines unehelichen Kindes 1 Rthlr,
 für die Konfirmation eines Kindes 6 g. Gr.,
 für die Privatzensur bei Fornikationsfällen 1 Rthlr,
 für die Aufnahme eines Eheprotokolls 6 g. Gr.,
 für das dreimalige Aufgebot eines Brautpaares 12 g. Gr.,
 für die Kopulation eines Brautpaares 1 Rthlr nebst einem Strauß
 mit einer Muskate und einem Band oder
 in dessen Ermangelung 4 gute Groschen dafür,
 für jede Leichenpredigt 1 Rthlr,
 für die Leichenpredigt und Parentation (Totenfeier)
 von Begüterten 1 Rthlr 14 g. Gr.,
 desgleichen von einem minder Begüterten 1 Rthlr 4 bis 8 g. Gr.,
 für jeden Auszug oder jedes andere Zeugnis 6 gute Groschen.

In der Weißenbörner Gemarkung befanden sich nach dem Steuerkatalog der hiesigen Dorfschaft aus dem Jahre 1834 an Pfarrland $15\frac{1}{16}$ Acker, $1\frac{3}{8}$ Ruten, dazu kamen 1 Acker 8 Ruten Pfarrtriesch, „welches an die hiesigen Einwohner Johann George Eisenhuth Adams Sohn und Jacob Weishaar auf Erbleihe gegen Entrichtung eines dem zeitigen Prediger den 1ten Dezember zu liefernden Zinses von 2 Malter Korn und 2 Malter Gerste ausgethan und bei allen Sterb- und Veränderungsfällen an beiden Seiten pro Renovatione des Lehns pro honorario 1 Reichsthaler zu bezahlen sich

verbindlich gemacht“. Doch wurden auf Grund eines Beschlusses des kurfürstlichen Finanzministeriums vom 23. März 1844 die Pfarrei-Erbleihe-Güter zur Kontribution nur noch in halben Anschlag herangezogen, bis laut Vertrag vom 1. Juli 1852 eine Ablösung stattfand.

Der Prediger hatte außerdem aus Kircheneinkünften an fixer Besoldung 7 Rthlr 20 Albus 6 Heller zu beziehen und an festgesetzten Zinsen 10 Malter 11 Metzen 2 Vierlinge Korn, 10 Malter $\frac{1}{2}$ Vierling Hafer, 4 Albus Geld, 2 Hühner und 30 Eier, welche speziell auf die hiesigen Grundgüter repariert worden waren, von den Zinspflichtigen zu erheben. Die niemals gelieferten Zinsposten bei Christian Morgenthal ($1\frac{1}{4}$ Metze Korn und $1\frac{1}{2}$ Metze Hafer), bei George Arnolds Kindern (1 Vierling Korn und $\frac{3}{4}$ Vierling Hafer), bei Jacob Mengels Kindern (2 Hähne) und bei Jacob Richhards Erben (1 Metze $\frac{3}{4}$ Vierling Korn und 2 Metze $1\frac{3}{4}$ Vierling Hafer) sollten „im Wege Rechtsens“ erstritten werden.

Nach Boucsein übte **George Franz Eckhardt** von 1830 bis 1844 seine seelsorgerische Tätigkeit in unserem Kirchspiel aus. Als Sohn des Berneburger Pfarrers Carl Christoph Philipp Ferdinand Eckhardt und dessen Ehefrau Carolina geb. Schulze wurde er am 1. April 1806 geboren, war zunächst Schüler in Sontra, dann Gymnasiast in Hersfeld und ließ sich am 11. Mai 1823 in Marburg immatrikulieren. Sein erstes theologisches Examen legte er am 19. Dezember 1826 in Marburg ab. Nach erfolgtem Tentamen am 26. April 1827 brachte er am 3. Juli 1828 sein zweites theologisches Examen in Kassel hinter sich. Auch er gründete eine kinderreiche Familie. Seine Ehefrau hieß Barbara Elisabeth geb. Stockhardt; sie stammte aus Nentershausen und war die Tochter des dortigen Ökonomen Vinzenz Stockhardt. Sie brachte ihrem Gatten in Rambach fünf Kinder zur Welt. Im Jahre 1844 ließ sich Eckhardt nach Verna bei Homberg versetzen, wo ihm noch ein sechstes Kind geboren wurde. Dort starb er am 31. Dezember 1862.

Philipp Schuchard, 1844 bis 1852 hier tätig, war einer der wenigen Pfarrer, die in Rambach nicht nur ihres Amtes gewaltet, sondern auch dort ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Er stammte aus einer weitverzweigten Pfarrer- und Beamtenfamilie, die in kirchlichen Kreisen besonders hervortrat durch den Leiter der Anstalt Hephata, Pfarrer August Ernst Hermann Schuchard, einen Enkel seines Bruders Karl Friedrich, der am 27. Januar 1791 in Reichensachsen geboren und später Pfarrer in Mitterode, Heckershausen und Schrecksbach wurde und einige Jahre seiner Kindheit in Netra verlebte, weil sein Vater Karl Adolf Michael Schuchard zu je-

ner Zeit dort als Pfarrer amtierte. Philipp Schuchard wurde am 20. April 1804 in Reichensachsen als Sohn des Boyneburgischen Gesamtrichters Johann Conrad Schuchard und dessen Ehefrau Caroline Henriette geb. Bauer geboren. Er war ein Neffe des im vorigen Kapitel erwähnten Johann Bernhard Schuchard, der zwölf Jahre als Pächter auf Gut Lautenbach zubrachte. Philipp Schuchard versah zuerst eine Vikarstelle zu Ulfen bei Sontra, ehe er 1844 Pfarrer in Rambach wurde. Dort starb er am 24. November 1852. Zweimal war Pfarrer Schuchard verheiratet und zwar in erster Ehe mit Luise Wilhelmine Elise geb. Walter, der Tochter des Oberförsters Walter in Spangenberg, die am 1. Dezember 1810 in Morschen geboren wurde und in Rambach am 6. März 1845 starb. Etwa sechs Jahre später ging Schuchard eine zweite Ehe ein mit Sophie Katharina, der Tochter der Oberförsters Kratz zu Bellers bei Süß im Kreise Rotenburg. Aus erster Ehe stammte ein Sohn Emil, der in Ulfen geboren wurde und 1855 nach Südamerika auswanderte. Aus zweiter Ehe gingen zwei Kinder hervor, eine Tochter Maria Emilie Elisabeth, die in Rambach im Alter von eineinhalb Jahren ertrunken sein soll, und ein Sohn Wilhelm August, der ebenfalls wie sein Stiefbruder nach Amerika, jedoch nach den *USA*, auswanderte, anfangs zu Augustin in Texas lebte und später Apotheker in New Orleans wurde.

Carl Georg Heinrich August Wende, Schuchards Nachfolger, war von 1852 bis 1862 in Rambach Pfarrer. Er stammte aus Kassel, ließ sich am 6. Mai 1832 in Marburg immatrikulieren und legte am 19. August 1835 sein erstes theologisches Examen ab. Zunächst als Hilfspfarrer bei den reformierten Gemeinden in Kassel tätig, kam er 1852 nach Rambach. Aus seiner Ehe mit Theodore Helene Alexandrine Ida geb. Weichberger, Tochter des Leutnants a. D. Alexander Weichberger in Eisenach, gingen in Rambach vier Kinder hervor, nämlich zwei Söhne, Eduard Alexander, geboren am 2. Dezember 1857, der 1937 in Wiesbaden seinen 80. Geburtstag feiern konnte, und Alexander Heinrich Carl, geboren am 11. Juni 1859, und zwei Töchter, Anna Ernestine Elise Friedericke Alexandrine, geboren am 25. Mai 1856, und Ernestine Elise Maria Christina Alexandrine, geboren am 18. April 1861. Ein Jahr nach der Geburt seines jüngsten Kindes ließ sich Pfarrer Wende nach Orferode versetzen.

Christian Friedrich Hoßbach, von 1862 bis 1868 Pfarrer des Kirchspiels, wurde in Unhausen geboren, wo zwei Brüder von ihm als Ackermänner lebten, die bei seinen Kindern Patenstelle versahen. Ein Verwandter Hoßbachs wohnte in Rittmannshausen. Es war dies der Ackermann Johann Christian Heinrich Hoßbach, der von 1866 ab auch Bürgermeister

dort war. Pfarrer Hoßbach erblickte am 18. April 1828 das Licht der Welt, besuchte 1833 zunächst ein Jahr die Schule seines Geburtsortes Unhausen und dann von 1834 bis 1836 die von Nesselröden, wurde darauf Schüler des Pfarrers Grau zu Willershausen, Schloß Wildeck und Richelsdorf, besuchte von 1843 bis 1848 das Hersfelder Gymnasium und ließ sich nach bestandenem Abitur am 28. Oktober 1848 in Marburg immatrikulieren, um am 4. August 1852 seine erste theologische Prüfung zu bestehen. So dann außerordentlicher Pfarrer für die Klasse Eschwege und darauf 1859 bis 1860 Rektor in Wanfried, anschließend 1861 Pfarreiverweser in Velmeden, kam er 1862 als Pfarrer nach Rambach. In das gleiche Jahr fällt seine Verheiratung mit Sarah Marie Wilhelmine geb. Schiebeler aus Pfaffendorf bei Koblenz in Rheinpreußen. Aus der Ehe gingen in Rambach fünf Kinder hervor, nämlich drei Knaben, darunter ein Zwillingspaar, und zwei Mädchen, so daß auch Pfarrer Hoßbach zu den kinderreichen Geistlichen unseres Kirchenspiels zu zählen ist. Von Rambach aus ging Hoßbach nach Rockensuß, Kreis Rotenburg.

Als **Heinrich Wilhelm Gerhold** am 25. Mai 1869 Pfarrer der beiden Gemeinden Rambach und Weißenborn wurde, ahnte er sicher nicht, daß er bereits fünf Jahre später sein Amt verlieren würde und so gezwungen war, unser Kirchspiel wieder zu verlassen. Er war der Sohn des zu Wehren im Kreise Fritzlar 1873 verstorbenen Pfarrers Georg Otto August Gerhold und dessen Ehefrau Amalie Marie Magdalene geb. Stephan und wurde im Pfarrhause zu Heinebach, Kreis Rotenburg, am 19. Januar 1838 geboren. Er hatte noch zwei jüngere Brüder, die ebenfalls dem geistlichen Stande angehörten und entschiedene Vertreter der Vilmarschen Theologie waren. Der ältere von diesen beiden, Hermann mit Namen, hatte sich schon als Pfarrgehilfe seines Vaters in Wehren nach oben mißliebig gemacht, weil er einmal eine Predigt über die Obrigkeit gehalten und dabei die Auffassung vertreten hatte, daß auch die Obrigkeit an die Gebote Gottes gebunden sei. Daraufhin wurde ihm behördlicherseits eröffnet, daß er in Zukunft mit einer Anstellung nicht zu rechnen habe. Er fand außerhalb Kurhessens, das 1866 mit der preußischen Monarchie vereinigt worden war, im Jahre 1872 durch den Fürsten Heinrich XXII. in Reuß ä. L. ein Unterkommen in Greiz, wo er es durch sein Wirken in Schule und Kirche zu hohem Ansehen brachte. Als sein jüngerer Bruder Eduard, der Nachfolger seines Vaters in Wehren nach dessen Tode geworden war, aus denselben Gründen wie sein Bruder Heinrich abgesetzt werden sollte, wanderte er seinem Bruder Hermann nach Greiz nach, wo er sieben Jahre an der dortigen Bürgerschule

wirkte. Anschließend war er zwei Jahre Pfarrer in Möschlitz bei Burgh im reußischen Oberland, ehe er 1882 eine Direktorstelle an dem vom Pastor Paulsen in Kropp bei Schleswig gegründeten Predigerseminar zur Ausbildung amerikanischer Geistlicher übernahm. In der Folgezeit war er Pfarrer zu Langwetzendorf, wo er 21 Jahre blieb, dann in dem Städtchen Saalburg und schließlich wieder in Greiz, um dort seinen Lebensabend im Ruhestand zu verbringen.

Sein ältester Bruder Heinrich Gerhold, der Rambacher Pfarrer, hatte von seinem Geburtsort Heinebach aus das Hersfelder Gymnasium besucht, um dann 1857 nach Marburg zu gehen. Hier legte er 1860 seine erste theologische Prüfung mit Auszeichnung ab. Zunächst Erzieher des Prinzen Ludwig zu Solms-Lich, empfing er 1864 durch den Gen. Sup. Martin in Kassel die Ordination und wirkte darauf ein Jahr als Pfarrvikar in Eiterhagen, Landkreis Kassel, dann von 1865 ab in Dillich, wo er sich mit Emma, der Tochter des Rechtsanwalts Pfeifer in Nentershausen, verheiratete. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor, von denen allerdings nur vier in Dillich, die übrigen in Rambach, wohin er 1869 kam, geboren wurden. Aber auch die in Dillich geborenen Kinder hat er nachträglich noch ins Rambacher Taufbuch eingetragen. Das Taufregister weist folgende Namen auf: Bertha Karoline Amalie, geb. in Dillich am 27. November 1866, Marie Louise Sophie, geb. in Dillich am 21. März 1868 gleichzeitig mit einem totgeborenen Zwillingsbruder, Emma, geb. in Dillich am 2. Februar 1869 und notgetauft am nämlichen Tag, Hermann Georg, geb. in Rambach am 22. Dezember 1869, Eduard Otto Paul, geb. in Rambach am 19. März 1873.

Als Heinrich Gerhold 1869 nach Rambach kam, stand für Kurhessen, das drei Jahre vorher mit der preußischen Monarchie vereinigt worden war, eine Umwandlung seiner kirchlichen Verhältnisse bevor, die dahin zielte, die hessische Landeskirche in das Gefüge der preußischen Staatskirche in Gestalt eines Königlichen Gesamtkonsistoriums einzugliedern. Das rief den teilweisen Widerstand der heimischen Theologenschaft hervor, der schließlich von anfangs 100 Geistlichen auf 43 Pfarrer zusammenschrumpfte und in die Geschichte als hessische Renitenz einging. Zu diesen Pfarrern gehörte auch Heinrich Gerhold. Man wehrte sich seitens der renitenten Pfarrer dagegen, daß durch Bismarcks Vorgehen „der rechtmäßige Gottesaltar nach dem Muster der Augsburgischen Konfession in Hessen durch einen solchen nach dem Muster der preußischen Politik“ ersetzt werden solle. Diese Haltung fand ihren Ausdruck in einem Protest auf einer am

9. Juli 1873 in Melsungen abgehaltenen Versammlung der renitenten Pfarrer, der für sie den Verlust ihres Amtes bedeutend sollte.

Auch Heinrich Gerhold wurde zu Beginn des Jahres 1874 abgesetzt. Nachdem er auf diese Weise Amt und Brot verloren hatte, versuchte er zunächst in Gemeinschaft mit seinem gleichfalls entlassenen Amtsgenossen Julius Witzel, der zuletzt Pfarrer in Schemmern, Kreis Eschwege, gewesen war, eine Privatschule in Bischhausen zu eröffnen, die aber bereits im Juni desselben Jahres geschlossen werden mußte, weil die beiden Geistlichen keine pädagogische Vorbildung besaßen. Die nächste Station von Gerholds Wanderschaft wurde Sontra, wo man ihn unterrichten ließ. Von hier aus versorgte er einzelne renitente Familien aus seiner alten Gemeinde und Reichensachsen. Fünf Jahre danach erreichte ihn ein Ruf aus Hannover, der ihn veranlaßte, Hessen zu verlassen, um sich in der hannoverschen Freikirche eine neue Existenz zu gründen. Zwei Jahre später kam er in die Gemeinde Verden an der Aller, in der er 18 Jahre bis zu seinem Tode blieb. Von Verden aus betreute er die weit zerstreuten Gemeindeglieder der freikirchlichen Bewegung. Trotz der unruhigen Zeit gab er sich reger schriftstellerischer Tätigkeit hin, leitete eine Zeitlang ein religiöses Journal, das „Kreuzblatt“, und mußte in seiner Eigenschaft als Redakteur sogar für einen von Ludwig Grote verfaßten Artikel eine Festungshaft auf dem Ehrenbreitstein vom September bis Dezember 1881 verbüßen. Wieder entlassen, bezeugte er durch Veröffentlichung einer Reihe von Broschüren von seinem lutherischen Gesichtspunkt aus brennenden Eifer für die Lösung der Kirchenfragen jener Zeit. Im Jahr 1899 erlitt er, von einer Amtsreise nach Verden zurückgekehrt, einen Schlaganfall, an dessen Folgen er zwei Tage darauf starb.

Als Gerhold 1874 Rambach verließ, wurde **Albert Friedrich Wilhelm Boedicker** sein Nachfolger. Wenig ist aus seiner Amtszeit bekannt. Die Kirchenbücher sagen über ihn und seine Familie nichts aus. Am 18. Juli 1874 wurde er zum Lokalschulinspektor ernannt. Während Pfarrer Gerhold in seiner ganzen Amtsperiode im hiesigen Kirchspiel niemals ein Kinderfest gestattet hatte, ein Beweis dafür, daß es kirchlichen Ursprungs ist, erlaubte Boedicker nach sechsjähriger Unterbrechung wieder einmal die Abhaltung eines solchen Festes, das darauf auch am 23. August 1874 stattfand. Boedicker blieb bis 1876. Er wurde am 7. April 1850 als zweiter Sohn des Polizeirats Ludwig Boedicker, der später in Kassel war, geboren. In Kassel besuchte der junge Boedicker zunächst bis 1859 eine Privatschule, dann das Gymnasium, das er 1869 mit dem Abitur verließ. Darauf studier-

te er 1869 bis 1871 in Marburg und 1871 bis 1872 in Erlangen, worauf er im folgenden Jahre sein erstes theologisches Examen in Marburg ablegte. Vom Herbst 1873 bis Ende Januar 1874 betätigte er sich als Hauslehrer auf Schloß Echzell in der Wetterau. Ordiniert am 25. Januar 1874, war er bis zum 1. Juli des gleichen Jahres Pfarrgehilfe in Gensungen, ehe er in unser Kirchspiel kam. Am 13. Februar 1876 ging er als Pfarrer nach Oberhülssa, blieb dort bis zum 30. September 1881, kam dann als zweiter Pfarrer im nämlichen Jahre nach Grebenstein und ließ sich dort 1901 wegen eines Nervenleidens in den Ruhestand versetzen. Er war verheiratet mit Helene Amalie Henriette Antoinette Doemich, Tochter des Seminardirektors Alexander Maximilian Doemich in Homberg. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor.

Karl Voigt, in der Zeit von 1876 bis 1904 hier tätig, war ein Sohn des Pfarrers Wilhelm Voigt in Weimar, unweit Kassel. Dort wurde er am 10. September 1843 geboren, war zunächst Elementarschüler in Zierenberg und dann von 1857 bis 1863 Gymnasiast in Kassel. Nach erfolgter Immatrikulation am 9. Mai des gleichen Jahres in Marburg setzte er sein Studium in Erlangen (15. November 1864 bis 3. August 1865) fort, um es am 14. November 1866 mit dem ersten theologischen Examen abzuschließen. Von 1867 bis 1875 zunächst Pfarrer in Renda, kam er 1876 als Pfarrer in unser Kirchspiel. Er war ein Bruder des Kaufmanns Johann Heinrich Voigt in Wanfried, dessen beide Söhne in Rambach konfirmiert wurden, nämlich Christoph Ludwig Karl Voigt, geb. in Wanfried am 12. Juli 1871, konfirmiert in Rambach 1886, und Ernst Voigt, geb. in Wanfried am 29. April 1876, konfirmiert in Rambach 1890. An Pfarrer Voigt kann sich noch mancher aus der lebenden Generation gut erinnern. In Gesprächen über ihn wird er allgemein „der ahle Voigt“ genannt. Er war Junggeselle und konnte sich mit zunehmendem Alter schlecht darein fügen, daß auch ein Gottesdienst pünktlich beginnen muß. Wenn die Weißenbörner Läutejungen auf dem Kirchturm schon längst Ausschau nach ihm hielten, genoß er in der Regel in Rambach noch sein Mittagschläfchen, so daß einmal die Kirchenvorstandsmitglieder in aller Ehrerbietung sich bemüßigt fühlten, ihrem Seelsorger einen Wink zu geben, den Gottesdienst doch zur festgesetzten Zeit anfangen zu lassen, worauf der betagte Herr geantwortet haben soll: „Meine lieben Brüder in Christo, der Tag unseres Herrn hat bekanntlich wie jeder andere Tag 24 Stunden; darum kommt es auf eine Stunde früher oder später gar nicht an.“ Am 1. Mai 1904 trat Pfarrer Voigt unter Verlei-

hung des Adlerordens vierter Klasse in den Ruhestand. Er zog darauf nach Wanfried, wo er am 6. Juni 1906 im Alter von 73 Jahren starb.

Von Mitte Dezember 1901 ab hatte Voigt einen Pfarrgehilfen namens **Heinrich Hufschmidt**, der am 26. Februar 1874 als Sohn des Volksschullehrers Konrad Hufschmidt und dessen Ehefrau Sophie geb. Dohles in Melsungen geboren wurde. Er besuchte zunächst die höhere Schule seiner Vaterstadt und dann das Gymnasium in Hersfeld, ehe er zum Studium nach Marburg ging. Nach seiner ersten theologischen Prüfung und dem bestanden Tentamen im Jahre 1896 diente er als Einjährig-Freiwilliger vom 1. Oktober des gleichen Jahres an beim 2. Kurh. Inf. Reg. 83. Danach wurde er als Hilfsprediger an die reformierte Gemeinde nach Hannover berufen. Vom 1. Oktober 1898 ab war er als Ausbildungsvikar beim Metropolitan Reimann in Witzenhausen und dann 1899/1900 Hauslehrer in der Stadt Hannover. Nach seiner zweiten theologischen Prüfung vorübergehend wieder in der reformierten Gemeinde Hannovers beschäftigt, wurde er nach empfangener Ordination am 1. Oktober 1900 zum Gehilfen des Metropolitan Wepler in Waldkappel bestellt, um dann in der gleichen Eigenschaft, wie schon erwähnt, im Kirchspiel Rambach bis 1. Juli 1904 sich zu betätigen. Im Jahre 1906 wurde er, nachdem er vorübergehend Pfarrhilfsdienst in Obermöllrich und Densberg ausgeübt hatte, selbst Pfarrer in Densberg. Hervorgetreten ist er neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit als gelegentlicher Verfasser der mit Ernst und Humor gewürzten und jeweils auf den Jahresfesten in Hephata von den Anstaltszöglingen vorgetragenen Gedichte.

Samuel Raith war nur kurze Zeit Pfarrer unseres Kirchspiels und zwar vom 1. Mai 1904 bis zum 13. August 1904. Geboren am 30. September 1869 in Gößnitz (Sachsen-Altenburg), wurde er am 5. Oktober 1894 ordiniert. Rambach war seine erste Pfarrstelle. Ehe Raith seine hiesige Wirksamkeit als Geistlicher begann, war er Rektor in Meran gewesen. Bereits im August 1904 tauschte er mit dem Pfarrer Karl Eisenberg in Oberhülsa und übernahm dessen Stelle, weil Eisenbergs Frau das dortige Klima nicht vertragen konnte. Vom 14. August 1904 bis 30. September 1912 amtierte Raith in Oberhülsa, und vom 1. Oktober 1912 ab war er Pfarrer der Freieiter Gemeinde in Kassel.

Karl Eisenberg, geboren am 28. Oktober 1871 in Willershausen als jüngstes Kind des Landwirts Johannes Eisenberg und dessen Ehefrau Katharine Friederike geb. Hamer, wurde zuerst 1898 Vikar in Sooden-Allendorf und dann Pfarrgehilfe in Oberhülsa. Von 1898 bis 1902 weilte

er als Missionar in Deutsch-Ostafrika, ehe er 1903 Vikar in Hohenelbe in Deutschböhmen, am 1. Dezember 1903 Pfarrgehilfe in Wernswig (Kreis Homburg) und am 15. August 1904 Pfarrer in unserem Kirchspiel wurde. Kurz vorher, am 11. August, hatte er sich in Gudensberg mit Marie Luise Karoline Emma geb. Altmüller, Tochter des Pfarrers Ferdinand Altmüller und seiner Ehefrau Hedwig geb. Schmitt, verheiratet. Drei Kinder gingen aus der Ehe hervor, von denen die beiden ältesten, zwei Söhne, in Rambach geboren wurden. In Rambach blieb Pfarrer Eisenberg bis zum 30. November 1910, um dann am 1. Dezember des gleichen Jahres die Pfarrstelle zu Hundelshausen, Kreis Witzchenhausen, zu übernehmen. Hier wurde ihm als drittes Kind am 21. August 1912 noch eine Tochter geboren.

Einige Monate blieb nun die Rambacher Pfarrstelle unbesetzt. Am 20. Februar 1911 wurde Pfarrer extr. **Karl Zieske**, ein Bruder des 1917 bis 1927 hier tätig gewesen Pfarrers Albert Zieske, mit der Versehung der Stelle beauftragt. Er blieb bis Ende April 1911 und starb als Pfarrer i. R. am 17. Februar 1956 in Rauschenberg.

Am 1. Mai 1911 wurde **Franz Witzel** mit der Verwaltung des Kirchspiels beauftragt und am 1. Juli endgültig angestellt. Sein Amtsantritt fällt in das Jahr, in dem das Zusammenlegungsverfahren in Rambach beendet wurde, nachdem es drei Jahre gedauert hatte. Die Pfarrei erhielt ihre Grundstücke in sieben Plänen zugeteilt. In Weißenborn kam die Verkopplung bereits 1910 zum Abschluß. Der bäuerliche Betrieb lag zu jener Zeit in beiden Orten des Kirchspiels noch ziemlich im argen. Künstliche Düngemittel wurden nur im geringen Maße verwendet. Landwirtschaftliche Maschinen waren so gut wie unbekannt. Darum entschloß sich Pfarrer Witzel zur Gründung einer Darlehnskasse in beiden Gemeinden, was ihm im Laufe des Jahres 1911 auch gelang, nachdem in unserer Nachbargemeinde Röhrda der dortige Gutsbesitzer Georg Rexerodt, der eigentliche Bahnbrecher des ländlichen Genossenschaftswesens im Geiste Raiffeisens im Kreise Eschwege und weit darüber hinaus, schon im Jahre 1882 den ersten hessischen Raiffeisenverein ins Leben gerufen hatte. In Rambach übernahm Witzel selbst den Vorsitz, während der dortige Lehrer Karl Krach das Rechneramt zu führen sich bereit erklärte. In Weißenborn wurde der Landwirt Adam Faber Vorsitzender und Hauptlehrer Christian Vaupel Darlehnskassenrechner.

Am 14. April 1912 verlor Pfarrer Franz Witzel seine Ehefrau Amalie geb. Scheffer nach langwierigem Krankenlager. Sie starb im Krankenhaus der Kreisstadt und wurde auch auf dem Friedhof in Eschwege beigesetzt.

Ein von Witzel verfaßtes Volksstück „Pfarrer Streibelein oder Rambach und Weißenborn vor hundert Jahren“, das, wie bereits erwähnt, unter geändertem Titel im Verlag Bernecker, Melsungen, erschien, kam am 25. Oktober 1913 im Pfisterschen Saale in Rambach zur Erstaufführung und wurde zu Anfang des Jahres 1914 auch zweimal in Weißenborn mit großem Erfolg gespielt. Witzels Amtszeit in unserem Kirchspiel dauerte bis um 31. Oktober 1913. Geboren am 16. Februar 1863 zu Ulfen bei Sontra und ordiniert am 1. Mai 1890, war er, ehe er die Pfarrstelle in Rambach antrat, von 1892 bis 1909 renitenter Pfarrer in Melsungen und Sand im Kreise Wolfhagen gewesen. Nach seiner Entlassung aus dem Pfarrdienste wurde er vorübergehend Schulvorsteher in Roßla am Harz und bekam dann einige Jahre darauf seine erste landeskirchliche Pfarrstelle in Rambach. Von hier aus ging er als Pfarrer nach Fritzlar, um daraufhin am 16. März 1919 eine Pfarrstelle in Harle, Kreis Melsungen, zu übernehmen.

Helwig Schmidt, der vom 1. November 1913 bis zum 15. Oktober 1916 hier amtierte, wurde zu Lischeid, Kreis Ziegenhain, am 29. Mai 1883 geboren und am 29. September 1912 ordiniert. Rambach war seine erste Pfarrstelle. Ein Jahr nach seinem Amtsantritt brach der Krieg 1914/18 aus. Auch in den beiden Kirchspielgemeinden lebte man seit Tagen in einer gewissen Spannung. Als das Schicksal entschieden hatte, ging Pfarrer Schmidt in Rambach, nichts Gutes ahnend, zur Post, um sich zu erkundigen, ob etwa der Befehl zur Mobilmachung eingetroffen sei. Ja, die Nachricht war soeben durchgegeben worden mit der Aufforderung, dieselbe sofort anzuschlagen. Aber man ließ sich Zeit. Infolgedessen wußten auch die Dorfbewohner, denen Pfarrer Schmidt auf dem Nachhauseweg begegnete, noch nichts von dem furchtbaren Geschehen; denn Rundfunkapparate gab es damals noch nicht. Der Bürgermeister, der friedlich draußen seiner Feldarbeit nachging, erhielt erst nach der Heimkehr um acht Uhr abends Kenntnis von dem Kriegsausbruch und beeilte sich nun, seinen Ortsdiener mit der Schelle loszuschicken, um den Anbruch einer unheilschwangeren Zeit den Dorfgemeinden mitzuteilen. So erfuhren die Rambacher zwar spät, aber immer noch viel zu früh von dem Wandel der Ereignisse, der alle Welt in Bann schlug und von denen auch das idyllische Dorf am Fuße des Eschenberges sein schweres Teil zu tragen bekam. Pfarrer Schmidt hat getreulich jene Zeit in einer Rambacher Urkunde festgehalten, bis er am 16. Oktober 1916 seinen seelsorgerischen Dienst in unserem Kirchspiel beendete. Er ging als Pfarrer nach Zimmersrode, Kreis Fritzlar, um danach am 1. Dezember 1929 Pfarrer in Hersfeld zu werden.

Wieder trat für unser Kirchspiel eine Vakanzzeit ein, die bis Ende Mai 1917 dauerte. Dann übernahm die Pfarrstelle **Albert Zieske**. Zieske, geboren am 26. Juli 1885 in Elberfeld, stammte aus einer Lehrerfamilie. Auf dem Lehrerseminar in Homberg an der Efze zum Volksschullehrer vorgebildet, änderte er nach bestandener Abgangsprüfung seinen Lebensplan, um Pfarrer zu werden. Am 1. Juli 1917 übernahm er den hiesigen kirchlichen Dienst zunächst als Pfarrverweser, bis ihm am 1. April 1918 die Stelle übertragen wurde. Am 31. Dezember 1927 verließ er unser Kirchspiel. Seit dem 1. Januar 1928 lebt er als Pfarrer in Braach, Kreis Rotenburg, wo er am 1. Juli 1948 in den Ruhestand trat. Seine Predigten, die er hielt, beschränkten sich nicht immer auf die Auslegung des Schriftwortes, sondern sie ließen oft etwas von dem Atem eines Naturphilosophen verspüren.

Nunmehr kam eine Vakanzzeit, in der die Pfarrstelle über fünf Jahre unbesetzt blieb. Das Kirchspiel wurde in der Hauptsache von Völkershausen aus versehen. Schließlich erschien am 1. April 1933 **Otto Wittekindt**, um als Pfarrverweser seine kirchlichen Dienst hier auszuüben. Am 15. Oktober 1933 wurde ihm die Pfarrstelle in Schwebda anvertraut.

Am folgenden Tage trat **Wilfried Lotz** aus Kassel seine pfarramtlichen Dienst in unserem Kirchspiel an.

Die Namen der in hiesigem Kirchspiel tätig gewesenen Geistlichen, über die soeben berichtet wurde, seien der Übersicht halber nochmals wie folgt zusammengefaßt:

Name des Geistlichen	Dienstantritt	Dienstende
Brux, Johannes	1543	1561 (?)
Hosbach, Johannes	1561	1607
Faber, Georg	1607	1639
Zincke, Conradus	1639	1654
Hübner, Christian	1654	1685
Pfuschius, Johannes	1685	1721
Müller, Georg Christoph	1721	1748
Möller, Joh. Caspar	1748	1765
Krause, Johann Ludwig	1765	1787
Streiblein, E.G. Christian	1787	1814
Boucsein, Jakob	1814	1830
Eckhardt, George Frank	1830	1844
Schuchard, Philipp	1844	1852
Wende, Carl Gg. Hrsh. Aug.	1852	1862
Hoßbach, Christian Fried.	1862	1868
Gerhold, Heinrich Wilhelm	1869	1874
Boedicker, Albert Frd. Wilhelm	1874	1876
Voigt, Karl	1876	1904
Hufschmidt, Heinrich	1901	1904
Raith, Samuel	1904 (1.5.)	1904 (13.8.)
Eisenberg, Karl	1904	1910
Zieske, Karl	1911 (20.2.)	1911 (30.4.)
Witzel, Franz	1911	1913
Schmidt, Helwig	1913	1916
Zieske, Albert	1917	1927
Wittekindt, Otto	1933 (1.4)	1933 (14.10.)
Lotz, Wilfried	1933	1952

Die Schule und ihre Lehrer

Obwohl die Reformation in unserem Hessenlande ein geistiges Interesse von weittragendem Ausmaß hervorrief, hat es in den ersten Jahrzehnten nach diesem einschneidenden Ereignis trotz der Homberger Reformationsordnung vom Jahre 1526, die für Hessen in allen Städten und Dörfern Schulen vorschrieb, auf dem Lande solche noch nicht gegeben. In den Städten wurden zwar ohne größere Schwierigkeiten mit der Zeit schulische Einrichtungen, in denen das Bürgertum seine geistige Nahrung finden konnte, geschaffen, anders aber lagen die Verhältnisse in den Dörfern. Hier zeigte sich die bäuerliche Bevölkerung weniger geneigt, ihre Kinder zur Schule zu schicken, so daß der Widerstand späterhin, als der Staat selbst zum Gründer von Schulen wurde, erst durch das Eingreifen der Obrigkeit gebrochen werden mußte. Das war weiter nicht verwunderlich; denn die Bauern schmachteten noch unter der Erbuntertänigkeit und hatten für eine durch Schulen zu verbreitende Kultur kein Verständnis. Schon das geringe Schulgeld, das nach der Visitationsordnung von 1537 von den Dorfbewohnern erhoben werden mußte, wurde nur ungern bezahlt und verlockte beim Fehlen des Schulzwangs viele Eltern, ihre Kinder der Schule fern zu halten. So mußte erst ganz allmählich in Stadt und Land das Volksschulwesen entstehen. Nach einem Visitationsbericht von 1556 sollen nur in sieben niederhessischen Dörfern damals Schulen bestanden haben.

Auch nach dem Dreißigjährigen Kriege konnte von einer allgemeinen Volksschule noch nicht gesprochen werden; denn die Wunden, die derselbe dem Lande geschlagen hatte, ließen zunächst die Notwendigkeit der wirtschaftlichen Gesundung in den Vordergrund treten. Die Fürsorge für die Schulen, soweit es solche gab, war immer noch den Gemeinden und der Kirche überlassen. Doch besaß am Ausgang des 17. Jahrhunderts fast jedes Kirchspiel seine Kirchspielschule, zu der die Kinder der eingepfarrten Orte dann oft weit zu wandern hatten. Dieser Zustand änderte sich, als die Filialdörfer schließlich ihre eigenen Schulen gründeten.

Was nun unseren engeren Bezirk anbetrifft, so befand sich in dem benachbarten Netra bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Schule und zwar als Frucht eines Vertrages, der 1568 zwischen Gemeinde und Pfarrei zustande kam, wonach die Herren von Boyneburg-Honstein den der Kirche gehörenden Grundbesitz dieser wieder zukommen ließen mit der Bedingung, daß davon ein Schulmeister gehalten werden solle.

Das Filialdorf Rittmannshausen, dessen Kinder anfänglich in die Netraer Schule gingen, kam erst 1773 in einem Gesuch an die Behörde um Einrichtung einer eigenen Schulstelle ein. Dagegen hat Weißenborn bereits im Dreißigjährigen Kriege ein Schulhaus besessen; denn nach der Allendorfer Superintendenten-Repositur brannten 1640 die Schweden, als sie unter ihrem General Baner unsere Gegend durchzogen, das hiesige Schulhaus nieder. In Rambach fand, wie aus dem vorigen Kapitel zu ersehen ist, wenigstens von 1623 ab eine schulische Unterweisung der Kinder statt. Die Schulfreundlichkeit beider Gemeinden unseres Kirchspiels verdient in diesem Zusammenhange hervorgehoben zu werden. Im allgemeinen waren die Gemeinden jener Zeit selten bereit, für die Besoldung eines Schulmeisters ein Grundstück zur Verfügung zu stellen. Unter den 100 bis 120 Kirchspielen des Bezirks Rotenburg-Allendorf gab es in der Zeit von 1530–1660 nicht mehr als ein halbes Dutzend Dörfer, die eine rühmliche Ausnahme machten. Zu ihnen gehörte auch Rambach mit 1 Acker. Die Gemeinde Weißenborn räumte im Jahre 1638 ihrem Schulmeister und Küster statt des Schulgeldes 3 Acker Land ein; doch ist zu bemerken, daß sie dieses Land schon im Jahr 1655 wieder in eigene Benutzung nahm und den Schulmeister mit 6 Gulden Rente entschädigte, während hinwiederum im Steuerregister der Dorfschaft Weißenborn aus dem Jahre 1653 für die Besoldung des Schulmeisters 4 Malter Korn eingetragen sind, was beweist, daß sechs Jahre nach dem Dreißigjährigen Kriege, wenn nicht schon früher, die Unterrichtstätigkeit hierorts wieder aufgenommen worden ist.

Die Entwicklung des Volksschulwesens ist von jeher mit der Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des betreffenden Staates eng verbunden gewesen. Auch für Hessen trifft das zu. Als Landgraf Wilhelm IX. im Jahre 1785 die Regentschaft seines Landes übernommen hatte, war zwar die Hauptstadt des Landes durch prächtige Werke der Baukunst, die sein Vorgänger Friedrich II. errichten ließ, verschönert worden; aber für die Bildung des Volkes in Stadt und Land war nur in dürftigster Weise gesorgt. Besonders für ihren Beruf vorgebildete Lehrer waren nirgends vorhanden, weil es noch keine Lehrerbildungsstätten gab. Die Schulstellen waren so schlecht dotiert, daß die Inhaber derselben zu den Dorfarmen gezählt und reihum gespeist wurden. Wo sich, wie in Weißenborn, ein Schulhaus befand, hatte es eine kleine, niedrige Stube, in der die „Kinder wie Heringe“ zusammengepackt waren und die Familie des Schullehrers, weil sonst kein Raum im Winter zur Verfügung stand, ihrer Hantierung nachging. In Rambach mußte die Schulstube zugleich als

Töpferwerkstatt dienen, eine Tatsache, die wir durch eine Eintragung des Pfarrers Boucsein im Rambacher Schulprotokoll vom 29. Januar 1822 erfahren:

„Das Schulhaus wurde von einem Töpfer bewohnt. Wegen der vielen, eben verfertigten Töpfe, welche derselbe auf einem Gerüste über dem Ofen trocknen ließ, war jetzt die Luft noch dicker und ungesunder. Ich konnte mein Mißfallen nicht verbergen und sagte dem Schulmeister, daß er den Töpfer entweder sogleich ausziehen lassen oder die Schule wieder in seinem eigenen Wohnhaus halten sollte.“

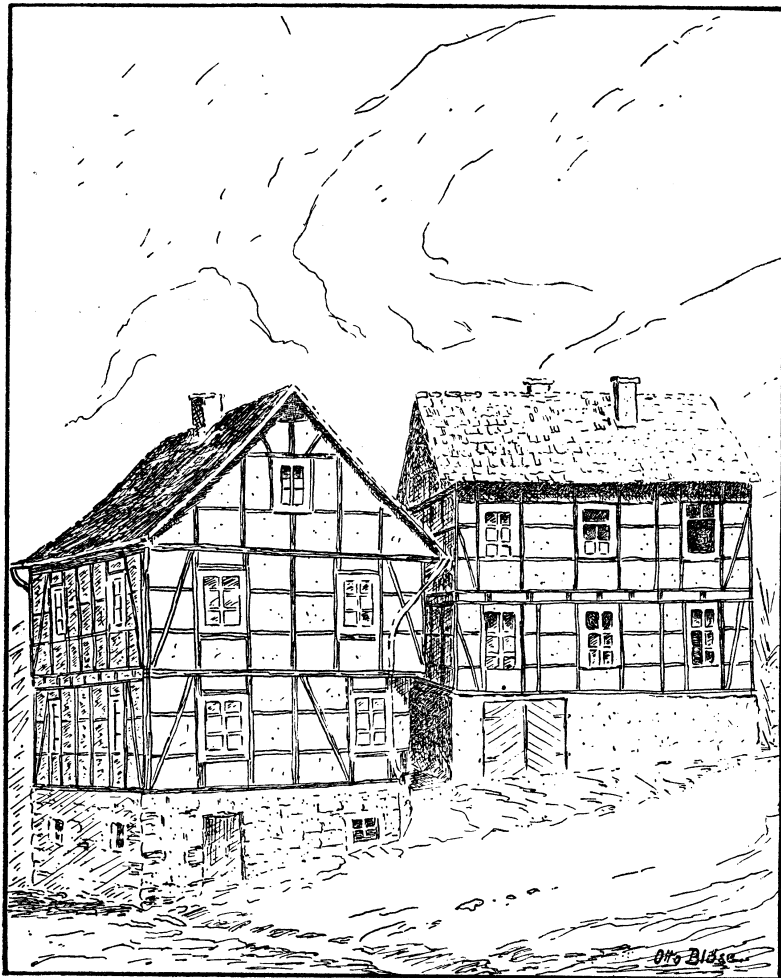
Erkrankte jemand von den Angehörigen des Schullehrers, war der Schulraum gleichzeitig auch Krankenstube. So berichtet der oben genannte Pfarrer unter dem 13. Februar 1816 über eine Schulrevision in Weißenborn:

„Der Schullehrer-Adjunctus dahier lag an einem sehr böartigen Nervenfieber darnieder. Aus Besorgniß, daß durch das Getöse der Kinder bey dem beständigen Ein- und Ausgehen und durch die dicke, ungesunde Luft in der niedrigen Schulstube der Zustand des Kranken verschlimmert oder durch die Kinder die Krankheit weiter verbreitet werden möchte, ließ ich den Schulunterricht abkürzen und die Kinder mehrere Tage bis zur Besserung des Kranken zu Haus bleiben.“

Das zum Lebensunterhalt Notwendige erhielt der Schullehrer größtenteils in Naturalien, die er von den Bauern selbst einzusammeln hatte. Da er von seiner geringen Besoldung nicht leben konnte, trieb er vielfach ein Handwerk, das dann als Hauptberuf und das Schulehalten als Nebenbeschäftigung betrachtet wurde.

Der Unterricht bestand bei der vollständig fehlenden Vorbildung der Lehrenden in dem drillmäßigen Einüben von Gedächtnisstoffen und den geistlosen Leseübungen nach der Buchstabiermethode. Da es noch keine besonderen Lesebücher gab, hatte jedes Kind sein eigenes Buch, um lesen zu lernen. Das war entweder ein altes Gesangbuch, ein Katechismus, die Bibel oder eine Hauspostille. Nun nahm der Schullehrer im Einzelunterricht die Schüler der Reihe nach vor, faßte den Zeigefinger des betreffenden Kindes, führte ihn zu dem ersten Buchstaben des Wortes hin, das, wenn es sich gerade um das „Vater unser“ handelte, also Vater hieß, und das Kind fing nun an, silbenweise zu buchstabieren, wohlgemerkt zu buchstabieren, nicht etwa zu lautieren, was erst viel später gemacht wurde. Das klang dann so: Vau, a == Va – te, e, err == ter: Vater. Dabei trieben sich die Kinder, die nicht gerade „dran“ waren, nach Belieben in der Schulstube herum. Ein sogenannter Klassenunterricht, bei dem die Wandtafel und die Kreide

eine Hauptrolle spielten, war noch nicht bekannt. Im Religionsunterricht war das Hersagen von Kirchenliedern, Katechismustexten, Psalmen und Sprüchen gang und gäbe. Bei dem Lesen der Bibel, die ja nicht für Kinder, sondern für Erwachsene geschrieben war, kam es nicht so sehr auf das Verständnis, als vielmehr auf die Schnelligkeit an, mit der gelesen wurde.



Brauhaus und Alte Schule.

Obwohl Landgraf Friedrich II. schon im Jahre 1781 in Kassel das erste Schullehrerseminar für Niederhessen gegründet hatte, sein Nachfolger Landgraf Wilhelm IX., der nachmalige Kurfürst Wilhelm I., ein zweites Seminar zu Marburg schuf, eine besondere weltliche Schulbehörde und die Schullehrerkasse zur Erhöhung der Lehrergehälter aus Staatsmitteln ins Leben rief, konnten diese und andere Maßnahmen nur einen geringen Einfluß auf die Besserung der Landschule ausüben, weil die Macht der Verhältnisse stärker war als die Schulverordnungen des Kurfürsten.

Noch im November 1831 mußte der Abgeordnete Müller in öffentlicher Sitzung der Ständeversammlung über die Erbauung und Unterhaltung der Schulhäuser und die rechtliche Stellung der Schullehrer feststellen:

„Die Schulhäuser vieler Gemeinden befinden sich in der traurigsten Verfassung namentlich dadurch, daß sie nicht Raum genug bieten für die im Laufe der Zeit vergrößerte Menge der Schulkinder, daß die engen Schulstuben auf eine ebenso sehr für die Gesundheit der Kinder und der Lehrer schädliche, als für den Unterricht hinderliche Weise überfüllt sind und der Unterricht in den Wohnzimmern, ja sogar in den Schlafzimmern der Lehrer und ihrer Familien unter unaufhörlichen Störungen erteilt werden muß.“

Diese Tatsache wird unterstrichen durch eine Eintragung des Pfarrers Boucsein vom 24. Januar 1822, in der es mit Bezug auf das Rambacher Schulhaus heißt:

„Weil die Schulmeisterin schon längere Zeit krank war, so mußte jetzt die Schule in dem alten Schulhaus gehalten werden. In der ohnehin sehr kleinen Stube stand noch ein großes Bett, und die Kinder mußten deswegen sehr enge zusammengepreßt sitzen. Der Dunst war so groß, daß ich bey meiner schwachen Brust nicht lange darin aushalten konnte.“

In gleicher Weise schilderte der genannte Abgeordnete Müller die Rechtsunsicherheit der kurhessischen Volksschullehrer. Weder Verfassungsurkunde noch das Staatsdienergesetz handelten von den Lehrern an den Volksschulen. Wenn die Gemeinden die Gehälter zahlen sollten, waren die Lehrer Staatsdiener, für die der Staat einzutreten habe, und wenn der Staat seine Kassen für die Schulen öffnen sollte, waren diese Gemeindegemeinstalten, für die er nur aushelfend einzutreten brauche.

Soweit es feststellbar war, sollen die Lehrkräfte, die im Laufe der Zeit hier im Schuldienst gestanden haben, genannt werden. Als ältester Schulmeister, wie die damaligen nicht fachlich vorgebildeten Lehrpersonen hießen, ist zunächst **Johannes Waldschmitt** zu erwähnen, der von 1690 bis 1718 in hiesigem Orte unterrichtete. In Beckers Geschichte des benachbar-

ten Kirchspiels Netra wird ein früherer Schulmeister *Dietzel* aus Weißenborn erwähnt, der nach dem Tode des Netraer Schullehrers Weise im Jahre 1750 sich um die dortige Schulstelle bewarb. Obwohl er ein in schlechtem Rufe im Dienste der Boyneburgs stehender Ökonomieverwalter geworden war, wollten die Herren von Boyneburg ihn auf die Netraer Stelle setzen. Aber das Konsistorium stellte sich schließlich auf die Seite des Einspruch erhebenden Pfarrers Adam von Netra mit dem Erfolg, daß ein anderer die Stelle erhielt. Wahrscheinlich war Dietzel bis 1748 Schulmeister in Weißenborn; denn in einem von dem Superintendenten Walter in Allendorf signierten Nachtrag zu der Kirchenkassenbilanz dieses Jahres wird bemerkt: „Ist der Schulmeister Dietzel gehalt, von Zeit aufgehobener freyschule an die Zulage, so er genoß, zu restituieren, weil anstatt 10 Rthlr 2 Albus 6 Heller der zeitige Schuldiener mit 4 Rthlr 12 Albus 6 Heller muß Zufrieden seyn.“ Eine weitere Notiz besagt: „Soll gewesener Schulmeister Dietzel Standegeld, so nicht benehmet worden, eingenommen haben, weswegen ihn selbst vernehmen will.“ Ob Dietzel, wahrscheinlich ein gebürtiger Weißenbörner, die ganze Zeit von 1718, als Waldschmitt starb, bis 1748 hier Schule gehalten hat, ist möglich, konnte jedoch nicht nachgewiesen werden.

Nach Dietzel war hier der Schulmeister *Johann Melchior Hoßbach*, ein gebürtiger Weißenbörner, tätig, der seinen hiesigen Schuldienst 1748 angetreten hat; denn am 4. September des nämlichen Jahres kam zwischen ihm und der Gemeinde ein Vergleich über seine Besoldung zustande, der am 29. Februar des folgenden Jahres von dem Superintendenten Walter zu Allendorf anerkannt wurde. Nach einer aus dem Jahre 1760 stammenden Kirchenkassenrechnung, in der auch die „Schuldienerbesoldung“ enthalten ist, vereinnahmte Joh. Melchior Hoßbach

4 Rthlr 12 Albus 6 Heller Geld aus der Kirche,
4 Rthlr 2 Albus Zulage „wegen der Frey-Schule“,
14 Rthlr 8 Albus Geld aus der Gemeinde für das Halten der Freyschule
und das Spielen der Orgel,
26 Albus aus der Gemeinde für das Stellen der Uhr.

Dazu kamen neben den Einnahmen aus den jeweiligen Akzidenzfällen an Naturalien 4 Malter 12 Metzen Korn, 4 Metzen Hafer, 140 Schulbrote und wöchentlich im Winter von jedem Kinde ein Wellchen Holz.

Ihm folgte sein Sohn *Johann Adam Hoßbach*. Am 20. November 1778 wurde er durch Reskript des Superintendenten Vilmar zu Allendorf seinem

Vater „*adjungiert cum spe succedendi*“; d. h. er wurde ihm mit der Hoffnung auf spätere Nachfolge im Schulamt vorläufig als Gehilfe beigegeben. Am 9. Mai 1785 wurde er durch Reskript des Superintendenten Arstenius zu Allendorf zum wirklichen Schullehrer in Weißenborn bestellt.

Über die Schulverhältnisse zu jener Zeit geben die schon erwähnten „Rambacher und Weißenbörner Schulprotocolle“ interessanten Aufschluß. Die erste Eintragung stammt von Jacob Boucsein, der als Nachfolger Streibleins seit 1814 Ortspfarrer in Rambach war. Er führte das Protokollbuch bis zum 19. November 1830, um dann unser Kirchspiel zu verlassen und nach Orferode zu verziehen. Damals unterschied man zwischen Sommer- und Winterschule. Zwischen beiden Unterrichtsperioden lag jeweils eine größere Pause, in der keine Schule gehalten wurde. Sollte aber die Schule beginnen, so wurde dies öffentlich von dem Pfarrer, der zugleich Ortsschulinspektor war, vorher angezeigt. Dies geht aus der ersten Protokolleintragung hervor, die das Datum des 14. Juni 1814 trägt:

„Nachdem ich am vergangenen Sonntag nach geendigtem Gottesdienst die Sommerschule, welche bisher nicht von den Kindern besucht worden war, öffentlich angezeigt und die Eltern, ihre Kinder fleißig zur Schule zu schicken, ermahnt hatte, fand ich heute bey meinem ersten Schulbesuch die Schule ziemlich besetzt. Nach der Versicherung des Schulmeisters fehlten nur die Kinder der Hirten, welche das Vieh mußten weiden helfen. Ich prüfte die größeren Schulkinder im Lesen und die kleinen im Buchstabieren, fand aber nirgends die erwartete Fertigkeit. Der Schulmeister klagte, daß die mehrsten die Schule zu oft versäumt und dadurch das früher Erlernte wieder vergessen hätten. Ich ermunterte daher die Kinder, künftig mit größerem Fleiß die Schule zu besuchen und dieselbe nicht ohne dringende Noth und dazu von dem Schulmeister erhaltene Erlaubniß auszusetzen.“

Demnach hatten die Kinder in unserem Kirchspiel bisher nur die sogenannte Winterschule besucht. Die Sommerschule war wegen der anfallenden Erntearbeiten nicht beliebt. Immerhin wurde mehr als hinreichend darauf Rücksicht genommen; denn aus einer späteren Eintragung geht hervor, daß der Unterricht in der Sommerschule täglich nur zwei Stunden dauerte; zudem lag er noch in den heißesten Stunden am Tage, nämlich von 11–1 Uhr, wo ohnehin auf den Feldern eine Mittagsruhe eintrat. Nach einer kurz darauf erfolgten Protokolleintragung vom 21. Juni wurde die Sommerschule am gleichen Tage wieder geschlossen. Boucsein schreibt:

„Die Sommerschule dauert dem Herkommen gemäß nur bis Johannis-tag. Mit dem heutigen Tage sollte sie also geschlossen werden. Ich übte

deswegen nochmals die größeren Kinder im Lesen und die kleineren im Buchstabieren und ermahnte sie alsdann, daß sie auch während der Ferien, so oft sie von Arbeiten frey wären, und besonders an Sonntagen sich fleißig im Lesen üben sollten. Um dieser Ermahnung mehr Gewicht zu geben, fügte ich zugleich hinzu, daß sie einst nur unter der Bedingung einer erlangten Fertigkeit im Lesen zur Confirmation könnten angenommen werden.“

Immer wieder hören wir Klagen des Pfarrers über den Schulbesuch, der viel zu wünschen übrig ließ. Sobald die Feldarbeiten begannen, verminderte sich die Zahl der Kinder in der Schule. Nach einer Protokollniederschrift vom Mai 1815 kamen durchweg von 35-36 Schülern täglich nur 7-8 Kinder in die Schule, und nach einer Niederschrift aus dem folgenden Jahre waren von „beynahe 50 Kindern nur 13 gegenwärtig“. Selten kam es vor, daß die Schulkinder vollständig versammelt waren. Vielfach gab es auch Kinder aus sehr armen Familien, die einfach „wegen Mangel an den nöthigsten Kleidungsstücken“ nicht zur Schule kommen konnten. Noch sechzig Jahre später kamen, wie der von 1871 bis 1875 hier tätig gewesene Lehrer Heinrich Conrad Lambrecht zu berichten wußte, die Kinder beiderlei Geschlechts aus Ersparnisgründen und der Einfachheit halber im ersten Schuljahr in Kleidchen, die fast bis auf die Schuhe hinabreichten, zur Schule, so daß die Knaben nur durch den kurzen Haarschnitt von den Mädchen zu unterscheiden waren.

Da es noch keinen gesetzlich verfügten Schulzwang gab, wird folgende Protokolleintragung vom 24. Juni 1816 verständlich:

„Es wäre sehr zu wünschen, daß die Eltern durch gewisse festgesetzte Geldstrafen gezwungen würden, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Da die Schule im Sommer immer um die Mittagszeit von 11-1 Uhr gehalten wird und nur zwey Stunden dauert, so würde nicht viel an ihren häuslichen- und Feldarbeiten versäumt werden, wenn sie durch obrigkeitlichen Zwang angehalten würden, ihre Kinder auch im Sommer unausgesetzt an dem Schulunterricht Theil nehmen zu lassen.“

Im Jahre 1820 ist am angeführten Orte erstmalig von der Androhung einer Schulversäumnisstrafe die Rede:

„Das vom Schulmeister mir übergebene Verzeichniß derjenigen Kinder, die im Monath August und September die Schule versäumt hatten, hatte ich Fürstl. Amt in Wanfried überschickt. Die Eltern dieser Kinder wurden darauf gerichtlich vorgeladen und zugleich von Fürstl. Amt unterm 6ten October d. J. eine Bekanntmachung verlesen, daß jedes Kind, welches

künftig die Schule versäume, für jeden Versäumnisfall um 1 Albus gestraft und diese Strafe sogleich executorisch beygetrieben werden solle.“

Das damalige bei der Kirche gelegene Weißenbörner Schulhaus, von dem bereits die Rede war und das 1945 bei dem Fliegerangriff bis auf die Grundmauern niederbrannte, unterschied sich in keiner Weise von den übrigen dörflichen Fachwerkgebäuden. Die Schulstube war zugleich die Wohnstube der Familie des Schulmeisters; ihre Länge betrug $27\frac{1}{2}$ Fuß, ihre Breite $16\frac{1}{2}$ Fuß und ihre Höhe $7\frac{1}{2}$ Fuß. Somit war sie nach unseren heutigen Maßen 8,64 m lang, 5,18 m breit und nur 2,36 m hoch. Sie war so niedrig, daß der Pfarrer Boucsein wegen eines Brustübels es meistens nicht lange darin aushalten konnte, wenn er die Schule revidierte. So schreibt er am 25. Juni 1826 in sein Protokollbuch:

„Ich hatte diesen Morgen die Kirche dahier (in Rambach) früher als gewöhnlich gehalten, um nach derselben noch die Schule in Weißenborn besuchen zu können. Wegen der jetzigen großen Wärme, die besonders in der Weißenbörner kleinen, sehr niedrigen und mit Kindern ganz angefüllten Schulstube selbst bey geöffneten Fenstern und Thüren fast unerträglich war und mir den langen Aufenthalt und Unterricht darin sehr beschwerlich machte, ließ ich die sämtlichen Kinder in die Kirche kommen und nahm daselbst eine allgemeine Prüfung der größeren im Lesen – verbunden mit Katechisieren über das Gelesene – und der kleineren im Buchstabieren vor. Die Kinder waren sämtlich, nur die der Hirten ausgenommen, anwesend, und ich hatte Ursache, mit ihnen zufrieden zu seyn.“

Anläßlich eines im folgenden Jahre kurz vor Weihnachten erfolgten Schulbesuchs läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

„Heute besuchte ich wieder die Weißenbörner Schule und setzte die bei meinem vorigen Schulbesuche daselbst angefangene Katechisation fort. Es herrschte aber ein solcher allgemeiner und heftiger Husten unter den Kindern, daß der Unterricht sehr erschwert und gestört wurde. Dieser Husten ist ohne Zweifel die Folge von dem dicken Dunste, womit die sehr niedrige und für die große Anzahl von Kindern viel zu kleine Schulstube immer angefüllt ist. Wenn die Kinder nach einem mehrstündigen Aufenthalt in diesem sehr warmen Dunste in die kalte Luft kommen, so ist es fast nicht anders möglich, als daß sie Husten und andere Krankheiten bekommen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diesem Übel abgeholfen und der Bau eines neuen Schulhauses verfügt und möglichst beschleunigt würde.“

Die Weißenbörner Schule war eine sogenannte Freischule, und darum brachten die Eltern ihre Kinder vielfach schon vor dem sechsten Lebensjahre zur Schule. Einen regelrechten Stundenplan gab es noch nicht.

Im Jahre 1832 wurde in unmittelbarer Nachbarschaft des bisherigen Schulgebäudes ein neues errichtet, wozu die Gemeinde bei der Oberschuldirektion in Kassel 700 Reichsthaler aufnahm, die sie mit 4 Prozent verzinsen mußte. Die Geschirrhalter waren verpflichtet, Spanndienste zu leisten. In dem Steuerkataster der hiesigen Ortschaft aus dem Jahre 1834 wird dieses „neben der Kirche, am Wege und dem gemeinen Brauhaus“ gelegene Schulgrundstück unter der Kartennummer A 1700, 4 Ruten groß, mit dem dazugehörigen Hofraum unter der Kartennummer 1699, $\frac{1}{16}$ Acker 1 Rute groß, aufgeführt. Das Gebäude, das heute als Mietwohnhaus der Gemeinde dient, ist ein zweigeschossiger Fachwerkbau. Der Schulsaal befand sich im zweiten Geschoß; darunter zu ebener Erde lag die Dienstwohnung des Lehrers. Nach einer Protokolleintragung des Pfarrers Eckhard wurde das Gebäude am 5. November 1832 mit der Eröffnung der Winterschule seiner Zweckbestimmung übergeben, und Adam Hoßbach war der erste Schullehrer, der in ihm amtierte.

Der Schullehrer Adam Hoßbach erhielt an jährlicher Besoldung aus dem hiesigen Kirchenkasten 8 Rthlr 14 Albus 6 Heller, für Baumöle zum Glockenschmieren 13 Albus, aus der Gemeindekasse für das Uhrstellen 26 Albus, für Baumöle zum Schmieren der Uhr 6 Albus, außerdem 4 Malter 14 Metzen $3\frac{1}{2}$ Vierling Korn, 7 Metzen $3\frac{1}{2}$ Vierling Hafer und 1 Albus Geld, ferner 142 Brote von den Zins- und Lieferungspflichtigen, im Winter wöchentlich eine Welle Holz. Auch war er befreit von dem Hirtenlohn für eine Kuh und ein Schwein. Schließlich erfreute er sich der Grasnutzung des Totenhofes und des Fruchtbehanges eines Obstbaumes auf Grundstücken der Gemeinde. Von jedem Gebräu Bier erhielt er ein Maß Bier und vier Eimer „Trinken“. An „Accidenzien und Schullohn“ standen ihm zu bei einer Taufe eines ehelichen Kindes 7 Groschen, bei einer Taufe eines unehelichen Kindes 12 Groschen, bei der Trauung eines Ehepaares 12 Groschen nebst einem Strauß mit einer Muskatel und einem Band oder 4 Groschen dafür, bei einer Beerdigung 16 Groschen, für Haltung der Winter- und Sommerschule auf Grund eines von dem verstorbenen Schulmeister Melchior Hoßbach und der Gemeinde am 4. September 1748 abgeschlossenen Vergleichs 14 Rthlr 8 Albus, die vom Gemeindevorsteher erhoben und in zwei Terminen zu Johanni und Weihnachten bezahlt wurden.

Adam Hoßbach hat einschließlich der Zeit, in der er als Adjunkt seines Vaters fungierte, 59½ Jahre Schule in Weißenborn gehalten. Mit 86 Jahren bat er um eine Pension. Sein damaliger Ortsschulinspektor, der Pfarrer Eckhardt in Rambach, schilderte ihn in einem darauf bezüglichen Gesuch an die Kurfürstliche Regierung vom 9. April 1838 folgendermaßen:

„Derselbe hat sich stets würdig betragen, wovon ich mich in Beziehung auf die vor meiner Amtsführung dahier gelegene Zeit durch genaue Erkundigung überzeugt habe. Ich selbst kenne ihn seit beinahe acht Jahren als einen ehrwürdigen Alten.“

Das Gesuch schließt mit den Worten:

„Da dem Vernehmen nach anderen emeriten (ausgedienten) Schullehrern angemessene Pensionen verwilligt worden sind, so dürfte es billig sein, auch dem Obengenannten eine solche huldreich zu ertheilen.“

Dies geschah denn auch. Am 25. April 1838 wurde dem greisen Schullehrer Adam Hoßbach ein Ruhegehalt von jährlich 12 Thalern aus der Landschulkasse gewährt.

Daß Adam Hoßbach noch im höchsten biblischen Alter Schule gehalten hat, erklärt sich aus der Zeitlage. Da es damals noch kein Pensionsgesetz und keine Fürsorge für die Witwen und Waisen der Lehrer gab, ließ man die Lehrer, die durch Alter und Gebrechen dienstuntauglich geworden waren, einfach im Amte, um sie nicht ganz verhungern zu lassen; denn niemand wollte die Pension zahlen. Wurde aber nach eingehender Prüfung der „Würdigkeit“ seitens des Staates schließlich doch eine Pension bewilligt, so waren es, wie man aus obigem Beispiel erkennt, nur beschämende Bettelpfennige, die das Gerede von der guten, alten Zeit Lügen strafte.

Nach Adam Hoßbach wurde dessen Sohn **Joh. Carl Hoßbach**, nachdem er von 1814 ab zuerst als Gehilfe seines Vaters tätig war, zum Schullehrer bestellt. Er lebte, als seine Ehefrau frühzeitig starb, als Witwer mit zwei Mägden, die ihm den Haushalt führten und mit denen er, ein „begüterter“ Mann, seiner Feldarbeit unter Zuhilfenahme von Tagelöhnern nachkam. Allerdings bewirtschaftete er seine Ländereien nicht mit eigenem Geschirr, sondern ließ sie auf eigene Rechnung bestellen. Er besaß drei Kinder, von denen sein Sohn Philipp Landwirt in Heldra, eine Tochter die Ehefrau des aus Weißenborn gebürtigen Schullehrers Dilling zu Wommen war. Eine andere Tochter war mit dem seiner Zeit in Rambach wirkenden Schullehrer Hartung verheiratet und starb bald dortselbst.

Johann Carl Hoßbach betreute bis kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt 80 Schulkinder, die sich in 40 Knaben und 40 Mädchen aufteil-

ten, von denen die drei oberen Jahrgänge mit 45 Schülern gemeinschaftlichen Unterricht erhielten. Wenn er diese entlassen hatte, unterrichtete er die restlichen 35 Kinder, die die Elementarklasse bildeten.

Zu Anfang seiner langjährigen Amtsperiode erschien das Kurhessische Abcbuch von Zeiß, an Hand dessen der Pfarrer Boucsein nach einer Protokolleintragung vom 23. Mai 1815 zum ersten Mal versuchte, anstatt des bisherigen Buchstabierens die Lautiermethode bei einem Schulanfänger anzuwenden. Er schreibt darüber:

„Mit einem der fähigsten Kinder versuchte ich die vorgeschlagene und so oft schon besprochene Lautiermethode. Es war schwer, dem Kinde, das nur seine Eltern und Gespielinnen in der ihm bekannten Mundart verstand, verständlich zu werden, und bey der den Kindern aus diesem Stand gewöhnlich eigenen Blödigkeit und Furchtsamkeit war es kaum zu bewegen, den ihm vorgemachten Laut nachzuahmen. Doch als dieses geschah und aus den ersten nachgesprochenen Lauten sogleich Sylben entstanden, so erregte dies bey diesem Kinde, das nun schon buchstabieren (gemeint ist: lesen) zu können glaubte, und auch bey anderen Freude und Eyfer.“

Von den pädagogischen Fähigkeiten des Schulmeisters Joh. Carl Hoßbach scheint sein Vorgesetzter und Namensvetter Pfarrer Christian Friedrich Hoßbach in Rambach, der im übrigen in seinen Berichten an die übergeordneten Dienstbehörden eine redselige Weitschweifigkeit an den Tag legt, nicht sehr beeindruckt gewesen zu sein; denn er schreibt:

„Was seine Tüchtigkeit als Lehrer anlangt, so sind seine Kenntnisse und seine Begabung unbedeutend, wie ihm denn auch keine den jetzigen Anforderungen entsprechende Vorbildung zu Theil geworden ist, wie solche die erst später errichteten Seminare gewähren.“

In einem anderen Bericht schreibt der gleiche Rambacher Pfarrer:

„Trotzdem seine Geistesgaben nur gering sind und insbesondere der Mangel der seminaristischen Ausbildung in seinem Unterricht sich zeigt und dazu örtliche Verhältnisse dem Gedeihen der Schule hinderlich sind, erhält er sie durch seinen rastlosen Eifer auch in seinem vorgerückten Alter in einem leidlichen Stande.“

Zur Zeit der Abfassung jener Berichte war der Schullehrer Joh. Carl Hoßbach bereits über siebzig Jahre alt und tat immer noch seinen Dienst, bis er kurz vor seinem 76. Lebensjahre ausschied. In einem Revisionsbericht heißt es:

„Der Lehrer erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit und Rüstigkeit, da er nur zuweilen auf einige Tage von Übelkeit befallen wird, und

entwickelt eine für sein Alter ungewöhnliche und in seinen Verhältnissen nicht erforderliche Tätigkeit. Er steht in der Gemeinde in allgemeiner Achtung, führt einen unbescholtenen Wandel, ist seinen Vorgesetzten ehrerbietig und entgegenkommend und lebt vom Treiben und den Wirren der tief in Völlerei gesunkenen Gemeinde und den so vielfach verkehrten Bestrebungen der Lehrer und der Welt überhaupt unberührt in der Stille.“

Nachdem bis 1864 in den beiden Schulen unseres Kirchspiels Bibel und Gesangbuch im Mittelpunkt des Leseunterrichts gestanden hatten, wurde im Januar d. Js. erstmalig hierorts ein für den Deutschunterricht eigens geschaffenes Lesebuch eingeführt.

Da es, wie schon erwähnt, für die damaligen Lehrkräfte keine altersmäßig begrenzte Dienstzeit gab und dieselben solange ihres Amtes walten mußten, bis sie buchstäblich in den Sielen ihren Geist aufgaben, ist es erklärlich, daß die Leistungen des alten Schulmeisters Hoßbach bei allem Pflichteifer, den er an den Tag legte, und bei aller Rücksichtnahme, die er von seinem nächsten Vorgesetzten und Namensvetter Pfarrer Hoßbach erfuhr, doch sehr zu wünschen übrig ließen. So heißt es in einem pfarramtlichen Schulprotokoll des Jahres 1864 zu Beginn des Sommersemesters, an dem jeweils die neuen Lehr- und Stundenpläne dem Pfarrer vorgelegt werden mußten:

„Der alte, immer mehr abständig werdende Lehrer Hoßbach zu Weißenborn hat schon mehrere Semester solche Pläne nicht überreicht und mir versichert, daß er auch ohne dieselben, zu deren Anfertigung er selbst unvernünftig ist und die er sich früher mitunter, um dem Buchstaben der Vorschrift zu genügen, durch den früheren Schullehrer Hartung zu Rambach, seinen Schwiegersohn, dann auch einige Male von seinem Schwiegersohne Dilling zu Wommen oder dem Lehrer Klugescheid habe anfertigen lassen, gewissenhaft die vorgeschriebenen Schulstunden abhalte und noch vermehre, und mich gebeten, ihn von dieser Arbeit zu dispensieren. Ein Versuch von mir, nach seinem Verfahren einen Stundenplan zu entwerfen, scheiterte vergangenen Winter, da seine Angaben zu unbestimmt blieben.“

Obwohl Pfarrer Hoßbach die fehlende fachliche Vorbildung des alten Weißenbörner Schulmeisters erkennen muß, hält ihn diese Erkenntnis nicht davon ab, den jungen Lehrern, die von dem „bösen Geist des Seminarlebens“ infiziert sind, einiges am Zeuge zu flicken; denn er schreibt, daß der betagte Schulmann nicht zu denen gehöre, die „nur aus Arbeitsscheu, Vernügnungssucht und Eitelkeit sich für das Lehrfach bestimmt hatten, von

dem sie am sichersten Befriedigung ihrer Wünsche erwarteten und dann wohl eine Zeitlang weiterarbeiteten, bis sie etwa eine unter einem alten, unfähigen Manne verwahrloste Schule einigermaßen zurecht gebracht hatten, dann auf ihren Lorbeeren ausruhen, auf dem breiten Strome sicher dahinschwimmen oder gar Correspondenten und Stimmführer eines seelenverderbenden Schulblattes werden, durch wüstes oder doch über die Grenzen christlicher Maßhaltigkeit herausschreitendes Leben Anstoß geben, fortwährend um Erhöhung des Gehaltes oder Versetzung auf bessere Stellen schreien, über die den Lehrerstand herabwürdigende Beaufsichtigung durch die Geistlichen sich beklagen, von ihrer Amtswürde und ihrer hohen Aufgabe als Bildner des Volkes großes Gerede machen, aber nicht erkennen wollen, wie gerade sie selbst durch ihr leichtfertiges Treiben ihren Stand schänden und die Verderber ihres Volkes werden, viel von Erweiterung des Unterrichts durch Hinzufügung neuer Gegenstände und Beschränkung des ihnen natürlich unschmackhaften christlichen Religionsunterrichts reden, aber selbst jetzt bei dessen zweckmäßiger Beschränkung wenig leisten, zum Fortstudium wohl Zeit und Ursache, aber keine Lust haben, in den von ihnen als Coriphäen der Bildung und des Fortschritts geforderten Unterrichtsgegenständen oberflächliche Kenntnisse haben, auch wohl wissen könnten, wie wenig Zeit und Reife für solche Dinge in den meisten Landschulen vorhanden ist und dabei die jämmerlichste Pfuscherei und Verwirrung anrichten, dennoch aber von ihrem Geschrei nicht nachlassen, und wenn sie vielleicht ausnahmsweise Tüchtiges in der Schule leisten und vor den Menschen einen unanfechtbaren Wandel in den Grenzen bürgerlicher Wohlanständigkeit führen, doch nur von Vorsichtigkeit sich leiten lassen, um sich wegen ihrer fluchwürdigen Wirksamkeit in Wort und Schrift unangreifbar zu machen.“

In jungen Jahren muß der Schullehrer Joh. Carl Hoßbach „wegen nachlässiger Dienstführung mehrfachen Tadel“ seitens seiner vorgesetzten Behörde sich zugezogen haben; denn dieser Umstand wird dem sich für ihn einsetzenden Pfarrer und Ortsschulinspektor durch das Landratsamt Eschwege vorgehalten, als dieser um eine Auszeichnung für den alten Herrn anlässlich seines 50jährigen Dienstjubiläums bittet. Mit folgenden Worten nimmt der Pfarrer seinen Untergebenen in Schutz:

„Die Lokalinspectoren sind nach Ausweis der Schulprotocolle mit dem Lehrer Hoßbach beständig im Ganzen zufrieden gewesen. Wo sich dieselben in den betreffenden Einträgen gelegentlich der Revisionen oder halbjährigen Prüfungen über das Ergebnis der Prüfung und den Stand der Schu-

le aussprechen, erkennen sie zwar mancherlei Mängel an, die unter den damaligen und früheren Umständen erklärlich und unvermeidlich waren, ebenso aber auch, daß in einzelnen Stücken die Schule den zu machenden Anforderungen genüge. Ebenso urteilt auch Herr Pfarrer Köhler, der nun schon lange Zeit als Oberschulinspector den betreffenden Lehrer und dessen Schule kennt und ihn wegen seines Eifers, seiner Amtstreue, seines untadelhaften Betragens, seine Ehrerbietigkeit gegen seine Vorgesetzten und willige Folgeleistung auf ihre Anordnungen vielen seiner Amtsgenossen vorzieht.“

Aus diesem Grunde bittet der Pfarrer um eine Auszeichnung des Lehrers zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum und schlägt vor, ihm in Anbetracht seiner Verdienste um den Kirchengesang den Kantortitel zu verleihen. Dieser Bitte wurde denn auch stattgegeben. Die „taxfreie Verleihung des Cantor-Titels“, um die Ausdrucksweise der damaligen Zeit zu gebrauchen, erfolgte in Anwesenheit des Oberschulinspektors und Pfarrers Köhler zu Lüderbach, des Ortsgeistlichen, der Lehrer der umliegenden Ortschaften, der Gemeindeglieder und sonstiger Gäste im Rahmen einer öffentlichen Jubiläumsfeier in der Kirche, die ihre Fortsetzung bei einem gemüthlichen Beisammensein im engeren Kreise im Schullokal fand. In Anbetracht dieses nicht alltäglichen Ereignisses dehnte sich die Feier länger als beabsichtigt aus, so daß Pfarrer Hoßbach nach den ihm zugetragenen Beobachtungen, deren Zuverlässigkeit er ungeprüft als gegeben ansah, sich bemüßigt fühlte, seinem Unmut in folgenden Sätzen Luft zu machen:

„Bis gegen sieben Uhr abends bewegte sich alles im allgemeinen in guter Ordnung. Als gleich darnach mit dem Aufgang des Mondes die Finsternis nachließ, entfernten sich der Ober- und Localschulinspector, wie auch etliche Lehrer und sonstige auswärtige Festtheilnehmer, während die meisten noch länger beieinander blieben und zum Theil sich erst am folgenden Tage entfernten. Leider hatte die Gemeinde Weißenborn das Ärgernis zu erleben, daß am folgenden Tage zwei der zurückgebliebenen Lehrer, deren zeitige Entfernung am gestrigen Tage besonders wünschenswerth gewesen wäre und die auch dahin ihre Absicht ausgesprochen hatten, in der Mittagszeit, als sie endlich zum Dorfe hinausgegangen waren, vor großer Trunkenheit im Schnee herumstürzend gesehen wurden. Solche dunkle Flecken auf dem Bilde von einer solchen oder ähnlichen Feier sehen sich widerwärtig an und machen all das Selbstlob, das sich die Lehrer in ihrer sogenannten Kurhessischen Schulzeitung in Absicht auf ihre Bildung und ihre Würde spenden, zu Schanden, wie sie denn durch solche Exzesse und überhaupt

durch das unordentliche Leben sich herabwürdigen, nicht aber durch die Aufsicht der Geistlichen über ihre Dienstführung und ihren Wandel herabgewürdigt werden, welche Aufsicht sich um so mehr als nothwendig erweist, je mehr gegenwärtig diese Schulzeitung und die unruhigen und schwankenden unter den Lehrern der Emanzipation der Schule von der Kirche das Wort reden, resp. die Kirche und die Geistlichen schmähen und die Gelegenheiten zu größeren und kleineren Schmausereien begierig mit Aufopferung ihrer Ehre und ihres Wohlstandes aufsuchen.“

Heute, da die geistliche Schulaufsicht längst der Vergangenheit angehört, lesen sich die obigen Ausführungen des Pfarrers, soweit sie die Verunglimpfungen angehen, die den seminaristisch gebildeten Lehrerstand treffen sollen, besonders interessant. Wenn es wirklich sich so zugetragen hat, was der Pfarrer von liebedienerischen Ohrenbläsern zu hören bekam, eine Methode übrigens, von der er, wie später noch ersichtlicher wird, nur zu gern Gebrauch machte, so wird jeder unvoreingenommene Leser ein solches Vorkommnis im Rahmen eines festlichen Ereignisses menschlich zu verstehen versuchen und es als Einzelfall hinnehmen, ohne deshalb gleich über einen ganzen Stand und seine fortschrittlichen Bestrebungen im Dienste der Schule den Stab zu brechen. So wenig wie durch einen derartigen Fall der Lehrerstand zur Verantwortung zu ziehen ist, kann der Pfarrerstand durch einen Streibelein mit seinen ungeistlichen Späßen, wie er im Volksmunde fortlebt, in Mißkredit gebracht werden.

Nur noch ein Jahr nach seinem Jubiläumstage war es Kantor Joh. Carl Hoßbach vergönnt, Schule zu halten. Im Juli des Jahres 1865 bat er um seine Dienstenthebung und sprach zugleich die Bitte um Versetzung seines Schwiegersohnes, des Lehrers Adam Dilling zu Wommen, nach hier aus, wozu derselbe um seines Schwiegervaters willen auch einverstanden war, oder, falls dies nicht tunlich sei, um Beiordnung eines Gehilfen. Darauf kam von der Kurfürstlichen Regierung der Bescheid, daß sie nicht die Absicht habe, Adam Dilling, den Schwiegersohn des alten Kantors, nach Weißenborn zu versetzen, wohl aber gegen Leistung eines Beitrags von 60 Rthlr jährlich einschließlich der Einräumung eines mit 4 Rthlr zu berechnenden Wohnraumes für einen Gehilfen ihm einen solchen begeben könne. Dazu erklärte Kantor Hoßbach, daß er zwar zur Zahlung von 45 Rthlr bereit, aber zu einer Leistung von 60 Rthlr außerstande sei. Die Haltung der Regierung wurde bestimmt durch die Stellungnahme des Ortsschulinspektors und Pfarrers Hoßbach in dieser Angelegenheit, der nach seinen eigenen Eintragungen in den Schulprotokollen des Kirchspiels der Meinung

war, daß er sich um des Bestens der Gemeinde willen gegen die Versetzung des Schullehrers Dilling nach Weißenborn, den der Kantor in Berücksichtigung der Wünsche seiner Tochter zum Nachfolger begehre, aussprechen müsse, da derselbe nicht nur von Weißenborn gebürtig sei, sondern auch daselbst eine ausgebreitete Verwandtschaft habe, daß überhaupt einer Pensionierung des Kantors die lokalen Verhältnisse entgegenstehen dürften, daß aber die Beiordnung eines Gehilfen daran kein Hindernis hätte.

Diese ablehnende Haltung des Pfarrers Hoßbach gegenüber der Versetzung des Lehrers Adam Dilling von Wommen nach Weißenborn hatte allerdings noch einen anderen Grund, über den er selbst berichten mag:

„Am 27. September gab ich persönlich den Regierungsbeschluß und diese (meine) Auslassungen (dazu) auf dem Landrathsamte ab und merkte aus den Äußerungen des Landrathes Groß, der den Dilling als tüchtigen Lehrer rühmte und meiner Hindeutung auf die mir mehrseitig bekannt gewordene unkirchliche und demokratische Richtung den Hinweis auf dessen von seinem Pfarrer bezeugtes äußerlich ehrbares Verhalten entgegensetzte, die Geneigtheit, den Wünschen desselben zu willfahren, was mich veranlaßte, in einem Schreiben an einen der Referenten bei Kurfürstlicher Regierung, den Pfarrer Ruckert zu Cassel, die Verhältnisse des Cantors und des Schwiegersohnes unter Hindeutung auf seine Beziehung zu der sogenannten Kurhessischen Schulzeitung darzulegen und gab denselben am 1. Oktober in Netra in den Briefkasten.“

Jene verdächtigen Beziehungen des Lehrers Dilling zur „Kurhessischen Schulzeitung“, einem Fachblatt für Erzieher, bestanden in nichts anderem als darin, daß er lediglich ein Leser der genannten Zeitung war. Immerhin genügte dies allein schon dem Pfarrer Hoßbach, den Lehrer als „Kirchenfeind und Demokraten“ bei der Kurfürstlichen Regierung zu kennzeichnen.

Darauf richtete Kantor Hoßbach unter Umgehung des Pfarrers ein direktes Gesuch an die Regierung, in welchem er geltend machte, daß sich seine gesundheitlichen Verhältnisse in letzter Zeit verschlechtert hätten und er an sein Ende denken müsse, daß er außer einem kleinen Grundvermögen seinen Kindern kein Erbe hinterlassen könne, daß aber seine Grundstücke nur bei eigener Bewirtschaftung für ihn oder seine Kinder einen Wert hätten und daß er jetzt der lang entbehrten Pflege sehr bedürfe und diese am besten bei seiner Tochter, der Ehefrau des Lehrers Adam Dilling, finden würde und sich von seinem Geburtsorte nicht trennen könne, da daselbst seine Väter gelebt hätten und gestorben wären, daher auch er daselbst seine

Ruhestätte finden möchte. Das Gesuch schloß mit der Bitte, die Regierung möge einem Greise, mit dem sie bis dahin zufrieden gewesen wäre und dem sie dies auch im vorigen Winter gelegentlich seines Jubiläums ausgesprochen hätte, den letzten Wunsch nicht versagen. Dieses Gesuch war am 25. September abgefaßt worden und wurde von der Regierung unter dem 29. d. Mts. dem Schulvorstand in Weißenborn zum Bericht zugeleitet.

In dem von der Regierung angeforderten Bericht wies der Pfarrer unter anderem darauf hin, daß die Pensionierung des Kantors und die Bestellung des Schwiegersohnes zu dessen Nachfolger der Wunsch der Ehefrau des letzteren sei, von welcher sich ihr Vater bestimmen lasse, daß aber angeblich dem die Wünsche ihres Bruders, des Landwirts Philipp Hoßbach zu Heldra, und ebenso die Wünsche ihres Schwagers, des Kantors Hartung zu Abterode, entgegenstünden. Die in dem Gesuch des Kantors Hoßbach vorgebrachten Umstände, so führte der Rambacher Pfarrer weiter aus, seien im allgemeinen wahr dargestellt, obgleich manches nur mit Einschränkung gesagt werden könne, doch ginge trotz aller wünschenswerten Pflege des greisen Kantors das Gemeindewohl vor, der Gemeinde aber würde es nicht zum Segen gereichen, wenn Dilling zum Lehrer bestellt werden würde, dem zwar das Zeugnis eines tüchtigen Schulmannes und eines äußerlich ehrbaren und vorsichtigen Verhaltens nicht versagt werden könne, der aber nicht nur aus Weißenborn gebürtig sei, sondern auch an dem Bürgermeister Dietzel daselbst und vielen Bauernfamilien eine ausgebreitete Verwandtschaft habe. Aus diesem Grunde und „wegen des dem Dilling gleich den meisten Schullehrern in jetziger Zeit beiwohnenden Hanges zum Vergnügen“ sei eine Bestellung Dillings zum Schullehrer in Weißenborn bedenklich und dürften deshalb „unter solchen Umständen“ weder die Wünsche des alten Kantors noch „die auf den Besitz der elterlichen Grundstücke gerichteten Wünsche der Ehefrau des Schullehrers Dilling“ eine Berücksichtigung erfahren. Wörtlich fährt der Pfarrer fort:

„Eines Antrags auf Beiordnung eines Gehülfen oder Bestellung eines sonstigen Nachfolgers erklärte ich mich enthalten zu wollen, bemerkte aber, daß nach angestellten Erkundigungen der Gehülfe nicht nur im Orte würde seinen Tisch haben können, den zu geben sich der Gastwirth Schabacker bereit erklärt habe, sondern daß auch die vom Landrath in dem Gespräche mit mir erhobene Bedenklichkeit wegen einer Wohnung seine Erledigung gefunden habe. Dem Ersuchen des Landrathsamtes um Angabe, welches Ruhegehalt der Cantor Hoßbach von seinem Nachfolger in Anspruch nähme, bemerkte ich schließlich im Berichte, daß derselbe 100

Rthlr in barem Gelde und zwar, soweit es möglich sei, aus der Landschul-
kasse fordere.“

Daraufhin faßte die Kurfürstliche Regierung den Beschluß, dem Gesuche des Kantors, vorbehaltlich der Bestellung seines Schwiegersohnes, des Schullehrers Dilling zu Wommen, zum Schullehrer in Weißenborn, nicht stattzugeben, Kantor Hoßbach nicht in den Ruhestand zu versetzen und es bei der Beigebung eines Gehilfen zu belassen. Gleichzeitig forderte sie vom hiesigen Schulvorstand einen Bericht, auf welche Weise dem in Aussicht genommenen Gehilfen eine entsprechende Wohnung beschafft werden könnte. So sehr sich auch der Pfarrer im Dorfe um eine Wohnung für den zukünftigen Lehrergehilfen bemühte, es kam vorerst nicht zu einer Erledigung der Angelegenheit, weil inzwischen sich eine andere Sache in den Vordergrund schob.

Laut Regierungsbeschluß vom 27. Oktober 1865, die Einführung des Handarbeitsunterrichts in Volksschulen betreffend, ersuchte das Landratsamt in Eschwege den Pfarrer, die Gemeinden des hiesigen Kirchspiels über den Nutzen dieses Unterrichts zu belehren und zur gütlichen Übernahme der Kosten zu bewegen. Über den Erfolg seiner Bemühungen berichtet Pfarrer Hoßbach:

„Der Bürgermeister zu Rambach erklärte, daß seine Gemeinde zur fraglichen Sache nicht zu bewegen sein würde, da es den Eltern an Zeit für die Kinder gebreche und die Gemeinde sich keine neue Last aufladen könne, auch der Unterricht schwerlich eine Art haben würde, und machte mir nach einigen Tagen den Beschluß der Gemeindevorgesetzten als einen ablehnenden bekannt, der auch nicht zurückgenommen wurde, wiewohl ich den Bürgermeister zu bereden versuchte, auf eine Abänderung desselben hin zu wirken. Der Bürgermeister zu Weißenborn erkannte den Nutzen des Unterrichts in weiblichen Arbeiten an, sowie auch, daß im Winter die Schulkinder Zeit zum Empfang dieses Unterrichts übrig behalten würden; es mußte aber demselben eingeräumt werden, daß vorerst und bis sich nach einer Neubesetzung der Schulstelle in der Ehefrau des Lehrers eine geeignete Meisterin zur Ertheilung des Unterrichts finden würde, davon Abstand genommen werden müßte, da im Orte keine dazu taugliche Person sich finde und zur Besoldung einer besonderen Lehrerin dafür keine Geldmittel aufzubringen seien.“

Einige Tage darauf erklärte sich die Gemeinde laut Beschluß unter dem Vorbehalte einer Unterstützung aus der Staatskasse bereit, die Kosten für den betreffenden Unterricht der Kinder armer Eltern zu tragen.

Am 3. Dezember morgens gegen drei Uhr, am ersten Adventssonntage, starb Kantor Joh. Carl Hoßbach nach einem zehntägigen Krankenlager in Gegenwart seines Sohnes, des Landwirts Philipp Hoßbach zu Heldra, und seiner Tochter Anna Barbara, der Ehefrau des Lehrers Johann Adam Dilling zu Wommen. Einige Tage vorher sprach Pfarrer Hoßbach aus seelsorgerischen Gründen bei ihm vor, worüber sich derselbe folgendermaßen äußert:

„Als ich ihn am 30. November zum letzten Male besuchte und ihm Veranlassung geben wollte, über seinen Tod (sich) auszusprechen, sagte er kurz, er stelle alles Gott anheim und schnitt dadurch jedes seelsorgerische Gespräch ab, wie er denn überhaupt über seine Vermögensverhältnisse, so auch über Angelegenheiten des geistlichen Lebens verschlossen gewesen ist.“ –

Mit dem Hinscheiden des alten Kantors erlosch in unserer Gemeinde jene Schulmeistergeneration Hoßbach, die über hundert Jahre hier gewirkt hat. Nach seinem Tode wurde die Schule zu Weißenborn zunächst durch den Rambacher Schullehrer Heinrich Klugescheid mitversehen, der an drei Tagen in unserer Nachbargemeinde und drei Tage in Weißenborn Schule hielt. Doch war dem Pfarrer und Ortsschulinspektor Hoßbach sehr daran gelegen, daß bis zur ordentlichen Wiederbesetzung der vakanten Schulstelle sobald als möglich von der Regierung ein Verweser geschickt werden möchte, weil nach der Meinung des Pfarrers die Gefahr bestünde, daß die jetzt in Weißenborn „beginnenden Schlachtereien dem einstweilen den Dienst in Weißenborn versiehenden Schullehrer Klugescheid zu Rambach bei dessen bekannter Sinnesart Gelegenheit geben würden, der in sittlicher Hinsicht so niedrig stehenden Gemeinde Weißenborn sittlichen Nachteil zu bereiten“.

Diese aus einer vergangenen Zeit geborene Befürchtung wurde jedoch hinfällig, da der Schullehrer Johann Adam Dilling zu Wommen, der sich als einziger Bewerber um die Weißenbörner Schulstelle gemeldet hatte, Ende Januar 1866 zum Schullehrer in Weißenborn ernannt wurde.

Zur Zeit, als Johann Carl Hoßbach in Weißenborn Schule hielt, unterrichtete in Rambach der bereits mehrfach erwähnte Lehrer **Heinrich Klugescheid**, der später nach Amerika auswanderte. Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen Pfarrer und Lehrer in hiesigem Kirchspiel zur Zeit, als der Prediger im Zeichen der geistlichen Ortschulinspektion noch Vorgesetzter des Lehrers war, erträglich. Pfarrer Hoßbach und Lehrer Klugescheid aber lebten in gespannten Beziehungen, deren eigentliche Ursache

allerdings aus den Unterlagen nicht einwandfrei hervorgeht, weil zwar die pfarramtlichen Äußerungen über die genannte Lehrperson vorliegen, nicht aber irgendeine Stellungnahme Klugescheids selber zu seinem Fall.

Klugescheid war nach dem, was über ihn bekannt geworden ist, eine musikalische und gesellschaftliche Natur, die es, äußerlich gesehen, zuweilen an Pünktlichkeit und strenger Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Dienstobliegenheiten bei kläglichster Besoldung fehlen ließ. Trotzdem hatte Pfarrer Hoßbach in unterrichtlicher Hinsicht nur gelegentlich Klage über seinen Untergebenen zu führen. Dagegen war Hoßbach bei seiner puritanischen Lebensauffassung, die ihm das Seelsorgeamt und wohl auch sein eigenstes Wesen auferlegten, nicht der Mann, der großzügig genug gewesen wäre, selbst über Entgleisungen Klugescheids im intimen privaten Kreise hinwegzusehen. Dieser allzu kleinliche, sittenrichtende Geist Hoßbachs, der nichts von dem Humor seines berühmt gewordenen Vorgängers Streibelein mitbekommen hatte, hat es scheinbar verhindert, daß es zu einer menschlichen Beziehung zwischen dem Seelsorger und dem Lehrer, wie es nötig gewesen wäre, kam. So sah schließlich der Lehrer, der verschiedentlich sich um bessere Schulstellen bewarb, die er aber infolge mangelnder Fürsprache nicht erhielt, zu guter Letzt keinen anderen Ausweg, als seinem Vorgesetzten, seinem Beruf und seinem Vaterlande den Rücken zu kehren.

Ergötzlich ist es zu lesen, wie der Pfarrer nur zu gern protokolliert, wenn es ihm geglückt war, den Lehrer beim unpünktlichen Unterrichtsbeginn zu erwischen. Dabei darf man aber nicht außer acht lassen, daß es damals eine amtliche Durchgabe der genauen Uhrzeit durch den Rundfunk – oder sonstwie – noch nicht gab und daß sicherlich die wenigen Uhren im Dorfe ihren eigenen Gang hatten. Geradezu bedauerlich empfindet der Pfarrer es, daß er sich nicht wie ein Jäger an sein Wild heranschleichen kann, ohne von ihm bemerkt zu werden.

„Es ist schade“, schreibt er, „daß ich vom Pfarrhause aus nicht in die Schulstube blicken kann und daß ich selbst von keiner Seite her mich dem Schulhause nähern kann, ohne von ihm oder seinen Angehörigen gesehen zu werden; ich würde sonst nur zu häufig die Schüler ohne den Lehrer finden.“

Aber auch ohnedies wird man beim weiteren Studium der Schulprotokolle den peinlichen Eindruck nicht los, daß der Pfarrer als Vorgesetzter und unmittelbarer Nachbar des Schullehrers diesem doch über Gebühr durch die Fensterscheiben geguckt und nur allzuwillig sein Ohr mißgünstigen Zuträgern, an denen es ja in einem kleinen Dorfe niemals fehlt, gelie-

hen hat; denn sogar Mutmaßungen und Verdächtigungen sind gut genug, um von ihm amtlich festgehalten zu werden. An keiner Festlichkeit konnte Klugescheid teilnehmen, ohne daß dies dem Pfarrer hinterbracht wurde, wie aus einem Protokolleintrag vom 15. Juli 1863 hervorgeht:

„Wiewohl ich eben vor etlichen Tagen eine Revision der Schule in Rambach vorgenommen hatte, wurde ich durch die Betheiligung des Schullehrers an einer Hochzeit veranlaßt, mich von seinem Schulehalten und seinem Stande der Fähigkeit oder Unfähigkeit dazu zu überzeugen. Die Hochzeit begann, wie gewöhnlich, den Sonntag, während welchen Tages die zahlreichen Gäste sich ordentlich gehalten zu haben scheinen. Am zweiten Tage dagegen scheint es nicht an Betrunknen gefehlt zu haben. Gegen mein Erwarten blieb die Hochzeitsgesellschaft auch am dritten Tage zusammen, und etliche mögen sich auch am vierten Tage im Hochzeitshause umhergetrieben haben.

Der Schullehrer nebst seiner Frau war, gleich wie auch ich und meine Frau, Ehren halber zur Hochzeit gebeten. Anstatt daß er, gleich mir, am ersten Tage, wo man mit Ehren unter den Leuten eine kurze Zeit weilen konnte, auf eine Stunde in das Hochzeitshaus gegangen wäre, blieb er zu Hause angeblich um eines Besuchsgastes willen, während er bei verschiedenen Anlässen, wo ich in benachbarte Häuser geladen wurde, meine Nähe scheute. Dagegen am Abend begab er sich mit seinem Gaste entweder in das Wirtshaus oder wahrscheinlicher unter die lustiger werdende und vom Pfarrer nicht mehr beobachtete Hochzeitsgesellschaft. Am folgenden Tage versammelte er zwar die Kinder zur Schule, scheint sie aber nach meinen unausgesetzten Beobachtungen und den Antworten der Schulkinder, welche ich darnach fragte, sich selbst überlassen zu haben, während er in seiner Wohnstube mit dem Besuchsgaste und zu ihm ab- und zugehenden Hochzeitsgästen zechte. Am folgenden Tage hielt er nicht ein Mal Schule, sondern schickte die Kinder nach Haus mit der Bestellung derselben auf den folgenden Tag. Die Theilnahme an der Hochzeit war ihm wichtiger, als seine Pflicht zu erfüllen, und um von mir nicht irre gemacht zu werden in seinem Vorhaben oder damit ich nichts bemerken sollte von seinem Verhalten, handelte er ganz eigenmächtig. Wenn seine Theilnahme am zweiten Festtage nöthig gewesen wäre, hätte ihn ein christliches Gewissen und Amtseifer treiben müssen, erst seiner Pflicht zu genügen, und es wäre genug gewesen, sich des Nachmittags eine oder etliche Stunden im Hochzeitshause aufzuhalten, wenn solches etwa die Gäste noch werth waren. Aber wie dieser Fall, so zeigt sein ganzes Verhalten, daß ihm an

seiner Schule nichts gelegen ist, daß er an den Schmausereien festlicher und unfestlicher Gelegenheit Wohlgefallen hat und anstatt ein gutes Wort zu reden und ein gutes Beispiel zu geben, die Liederlichkeit befördert und durch Possen die Gesellschaft zu unterhalten und zu ergötzen sucht.“

Am 2. Mai des folgenden Jahres berichtet Pfarrer Hoßbach:

„Während des vergangenen Winters hörte ich zu meiner Freude nichts mehr von seinem gewohnten Umhertreiben in benachbarten Ortschaften, hörte auch keine Klagen mehr über auffallende Exzesse des Mannes im hiesigen Orte und ertheilte, als er am 2. März d. J. von mir ein Zeugnis zur Meldung um die vakant gewordenen Schulstelle zu Dörnhagen begehrte, ihm dasselbe, meine Freude über sein seitheriges Verhalten mit geeigneten Wünschen ausdrückend dahin, daß in letzterer Zeit eine Besserung seines Betragens bemerkbar geworden sei. Von da an hielt er seine Beförderung für sicher, rühmte sich derselben vor den Leuten, wurde wieder nachlässiger in seiner Schule und ließ sich in sittlicher Hinsicht ungeniert gehen. Wiederholt traf ich ihn, wenn er ins Wirtshaus ging oder daher zurückkam, wo er sich dann mit Ausflüchten entschuldigte oder ganz leugnete; auch kam er genugsam des Sonntags zu mir zur Abholung des gottesdienstlichen Liedes und roch in auffallender Weise nach Schnaps.“

Im gleichen Protokolleintrag glaubt Pfarrer Hoßbach folgendes festhalten zu müssen:

„Inzwischen wurde ich, da er (Klugescheid) am 3. April, dem Konfirmationssonntage, mit seiner Frau an dem Hl. Abendmahle Theil nehmen wolle, veranlaßt, ihm zu bedenken zu geben, ob er auch dasselbe würdig empfangen könne und nicht vielmehr durch sein Leben besonders letzthin großes Ärgernis gegeben habe. Er leugnete wieder alles, was ich ihm vorhielt, fing aber an, einen Umweg zu wählen, wenn er ins Wirtshaus gehen wollte, während er letzthin schon geraume Zeit seinen Weg am Pfarrhause vorbei genommen hatte. Mit der wieder beginnenden Benutzung der Kegelbahn eilte er sonntäglich sofort nach Beendigung des Mittagsgottesdienstes dorthin. Gestern und am Sonntag vorher richtete ich einen Spaziergang so ein, daß ich an der Kegelbahn vorüberkam; beim ersten Male traf es sich, daß er gerade vorgetreten war und mit der Kugel in der Hand zum Werfen dand, beim zweiten Male mußte er mich bei meiner Annäherung bemerkt haben und stand hinter der Laube versteckt, wurde aber doch bemerkt ...“

Infolge eines pfarramtlichen Berichts an die Kurfürstliche Regierung erteilte dieselbe dem Schullehrer Klugescheid wegen angeblich fehlenden

Pflichteifers und mangelnder sittlicher Haltung einen Verweis mit dem Bemerkens, daß ihm die Schulstelle in Iba, um die er sich beworben hatte, nicht übertragen werden könne und es ihm überlassen bleiben müsse, sich um andere Stellen zu bewerben allerdings unter der Einschränkung, daß er nicht erwarten dürfe, bei der Besetzung besser dotierter Stellen „Mitbewerbern, die nach Dienstführung und Lebenswandel kein Vorwurf trifft“, vorgezogen zu werden. So mußte also Klugescheid vorläufig weiter in Rambach bleiben, um seinem Vorgesetzten, dem Pfarrer Hoßbach, immer von neuem ein Stein des Anstoßes zu werden. An Gründen dazu fehlte es dem Pfarrer wahrlich nicht; denn wer sucht, der findet. So berichtet er bei der nächsten Gelegenheit aus den Augusttagen des Jahres 1864:

„Während der Ferienzeit und selbst nach dem Wiederbeginn der Schule mit eingeholtem Urlaub zur Verlegung eines Schultages verreiste der Lehrer Klugescheid wiederholt, veranlaßt durch eine Rundreise des Konzertmeisters Weißenborn zu Weimar, welcher in hiesige Gegend während seiner Ferienzeit gekommen, mit Lehrer Klugescheid Bekanntschaft machte und ihm Unterricht für seinen Sohn versprach, in vielen benachbarten Ortschaften musikalische Vorstellungen auf der Violine gab und hierzu selbst den Sohn des Schullehrers Klugescheid heranzog, auch denselben in fernere Orte mitnahm, wie denn auch Klugescheid selbst ihm wiederholt nachzog, sein Geigenspiel durch Klavier zu begleiten. Ich ertheilte dem Lehrer Klugescheid, da er nach Ablauf der Ferien um Verlegung eines Schultages bat, um noch einmal dem Musikmeister Weißenborn behufs Klavierbegleitung nachzuziehen, den Rath, sich nun wieder von demselben loszumachen, da ein längeres Umherziehen ihm nachtheilig sein würde.“

Klugescheids musikalische Neigungen veranlaßten diesen schließlich, Rambacher Burschen um sich zu sammeln und in Gemeinschaft mit ihnen den Gesang zu pflegen, ein Beginnen, dem in heutiger Zeit allgemein die Anerkennung nicht versagt wird. Aber auch in jenen harmlosen Zusammenkünften witterte Pfarrer Hoßbach eine Gefahr, die eine weitere Sittenverderbnis der dörflichen Jugend im Gefolge haben müsse. Am 3. September 1865, als er Klugescheid nach seiner Meinung über die Abhaltung eines Kinderfestes fragte und letzterer ihm antwortete, daß er in diesem Jahre sich nicht recht dafür begeistern könne, weil die Kinder schlecht im Gesange wären, läßt er sich folgendermaßen über den Lehrer aus:

„Daß er das Tanzvergnügen liebt, lasse ich mir nicht ausreden. Läßt er doch von Zeit zu Zeit die zum Singen tauglichen jungen Ehemänner nebst den wenigen dazu fähigen Burschen mehrere Male hintereinander

zusammenkommen und veranstaltet, nachdem er einige Lieder mit ihnen eingeübt hat, den Burschen und Mädchen insgesamt einen Tanz unter dem Namen eines Balles, indem die Mitglieder seines sogenannten Gesangvereins die übrige tanzlustige Jugend einladen. So bestärkt er die Jugend in der Vergnügungssucht, die hier sehr groß war und mit dem sogenannten Fortschritte extensiv und intensiv zunimmt, und lehrt sie die gesetzlichen Vorschriften über Erlangung der Gestattung zu Tanzmusik zu umgehen.“

Als der Lehrer Adam Dilling als Nachfolger seines Schwiegervaters am 6. Februar 1866 seinen Einzug in Weißenborn hielt, um einige Tage später seinen Dienst anzutreten, revidierte Pfarrer Hoßbach den bis dahin vertretungsweise hier beschäftigten Lehrer Klugescheid aus Rambach, worüber Hoßbach unter anderem protokollarisch folgendes aufzeichnete:

„Im allgemeinen verkenne ich nicht, daß der Lehrer (Klugescheid) sich Mühe gegeben hat und daß es in manchen Stücken in der kurzen Dauer seiner Dienstversetzung mit der Schule zu Weißenborn besser geworden ist; doch wäre es jedenfalls gut gewesen, wenn ich beständig zu Weißenborn an Schultagen hätte anwesend sein können. Dies wäre freilich noch mehr in Betreff des sittlichen Verhaltens des Lehrers wünschenswerth gewesen, der sich bei Taufen, Schlachtekohlen usw. bei den Leuten eingedrängt hat und gar manchmal des Sonntags in den von ihm zu haltenden Gottesdiensten kaum sprechen konnte, nachdem er sich bei den Schmausereien an Getränken übernommen hatte und leider durch seine gewöhnlichen unfläthigen Reden genug Unheil gestiftet haben mag.“

Zu dem obigen Vorwurf des Pfarrers, der Klugescheid in den Verdacht bringt, sich bei den Bewohnern in Weißenborn „eingedrängt“ zu haben, muß um der Gerechtigkeit willen doch eingeschaltet werden, daß die Weißenbörner im allgemeinen gastfreundlich sind und in vergangenen Zeiten es sich nicht nehmen ließen, zu den Familienfestlichkeiten ihren Lehrer einzuladen und das um so mehr, je lieber er unter die Leute ging. Das traf bei Klugescheid zu.

Nachdem am 13. Februar Lehrer Adam Dilling zum ersten Male in Weißenborn Schule gehalten hatte, erschien bereits acht Tage darauf Pfarrer Hoßbach, um seinen Unterricht zu revidieren. Am Schlusse des Visitationsberichtes vom 22. Februar bemerkt Hoßbach:

„Den Kindern zu Weißenborn hat bisher die rechte Leitung gefehlt, und ich hoffe, daß sie unter der Leitung ihres jetzigen Lehrers, eines begabten und eifrigen Schulmannes, bald die Schule zu Rambach überflügeln werden. Möge aber auch der Lehrer recht Christi Sonne in sich aufnehmen,

sich immer mehr von Ehrgeiz und Eitelkeit, die sich mir ebenfalls deutlich genug neben seiner Freundlichkeit zeigen, freimachen und durch Wort und Wandel allenthalben als ein rechter Jünger des Herrn zeigen und das Reich desselben in der vielfach verkommenen Gemeinde Weißenborn bauen helfen!“

In der nächsten Zeit nahm der Pfarrer wieder Gelegenheit, seinen Rambacher Lehrer Klugescheid unter die Lupe zu nehmen und hinter seinen mehrfachen Reisen, deren eigentlicher Grund dem Pfarrer trotz seines ausgezeichneten Spürsinns verborgen blieb, einen unlauteren Lebenswandel zu vermuten. Hierin scheint sich bei aller Freizügigkeit in der Lebensführung, die Klugescheid manchmal zu eigen war, der Pfarrer gründlich getäuscht zu haben; denn Klugescheid, der sich immer wieder vergeblich um andere Schulstellen bewarb, bereitete nach seinen trüben Erfahrungen in Rambach nunmehr ernstlich und insgeheim seine Auswanderung nach Amerika vor, wozu er Geld brauchte und suchte, was seine „mehrfachen Reisen“, von denen der Pfarrer berichtet, wohl hinlänglich erklärt. Am 21. März schreibt er:

„Vorgestern hat der Schullehrer Klugescheid mit Urlaub von mir und angeblich auch vom Landrathsamte eine Reise mit seiner achtzehnjährigen Tochter nach Cassel angetreten, um für dieselbe nach ärztlicher Hülfe für ein fehlerhaftes Auge derselben zu gehen, ehe Heilung unmöglich werden möchte. Ich muß in dem Ganzen nur einen Vorwand erkennen, da er schon so lange bei dem Augenübel seiner Tochter sich ruhig verhalten hat und er die Reise gewiß hätte bis in die Ferien verschieben können. Leider kann ich mich des Verdachts nicht erwehren, daß er die Reise benutzen wird als eine passende Gelegenheit, sich ungescheut auszutoben in Schwärmerei, zumal da er dem Vernehmen nach sich von vielen Seiten mit Geld versehen hat. Daneben vermute ich als Absicht seiner Reise, daß er sich bemühen will um Versetzung auf eine andere Stelle und selbst Fürsprache zu finden hofft zur Versetzung nach der vakanten Schulstelle zu Netra, um welche er sich in der Absicht, sich dort äußerlich zu verbessern, gemeldet hat.“

Anläßlich des Frühjahrsexamens der beiden Kirchspielschulen im Jahre 1866 schreibt der Pfarrer:

„Wenn es nicht bald eine Änderung durch Bestellung eines neuen Lehrers (in Rambach) geben wird, so wird, da ein Aufschwung in der Rambacher Schule während der Dienstzeit Klugescheids nicht zu erwarten steht, in einigen Jahren ein auffallender Unterschied zwischen Rambach und Weißenborn und zwar zum grellen Nachtheile für den Ruhm der Schule

an ersterem Orte sich herausstellen, wenn ich gleich hoffe, daß der Aufschwung, den jetzt die Schule zu Weißenborn zu nehmen anfängt, größeren Eifer bei Klugescheid erwecken wird.“

Nach einer Konferenz, die der Pfarrer Hoßbach mit den beiden Lehrern Dilling und Klugescheid im Pfarrhause zu Rambach abhielt und in der er Bemerkungen über die Unterrichtsmethode der beiden Lehrer fallen ließ, kam, wie der Pfarrer berichtet, gegen Abend desselben Tages „der Schullehrer Klugescheid dahier von freien Stücken in aufgeregtem Zustande zu mir mit der Erklärung, daß er wegen eines Verdrusses nicht in der Stimmung sei, das Hl. Abendmahl zu genießen, wozu er sich angeschickt gehabt hätte, und gab weiter als Ursache seiner Verstimmung an, daß er sich von mir gegen seinen Amtsbruder zurückgesetzt fühle. Ich gab ihm darin recht und erklärte es für seine als eines christlichen Mannes und Lehrers Pflicht, vom Hl. Abendmahl zurückzubleiben, wenn er nicht den Unmuth überwinden könne, und besprach mit ihm die Angelegenheit ruhig, wornach er seine Aufregung verlor und besänftigt von hier wegging. Doch sah er am folgenden Tage verstört aus und enthielt sich der Communion, während seine Ehefrau daran Theil nahm. Die eigentliche Ursache mag mir der Schullehrer wohl nicht gesagt haben. Der Charakter desselben ist Verworfenheit, Unwahrheit, Unredlichkeit. Er liebt es, in der Trunkenheit dem Pfarrer grob entgegenzutreten, entschuldigt sich zwar nachher wieder, rühmt sich aber im Dorfe bei den Leuten seiner Ungezogenheit, wovon ich einige Erfahrungen habe.“

Das für Kurhessen ereignisreiche Jahr 1866 scheint im Ablauf der schulischen Vorgänge keine Störungen mit sich gebracht zu haben. Auch in Weißenborn und Rambach nahm alles seinen gewohnten Gang in der Weise, daß der Pfarrer Hoßbach ungeachtet der politischen Begebenheiten nach wie vor sein „Sorgenkind“ Klugescheid nicht aus den Augen ließ und Mitte Juli über ihn schrieb:

„Das Verhalten des Schullehrers ist in dieser Zeit ein befriedigendes gewesen. Ich habe nichts von seinen gewöhnlichen Ausschreitungen vernommen, auf die Schule scheint er mehr Sorgfalt verwendet zu haben, gegen mich war er freundlich, und in der durch Preußens Verhalten einem jeden Kurhessen nahe gelegten Politik zeigte er vaterländische Gesinnung.“

Auch in der Folgezeit verfolgte Pfarrer Hoßbach seine Lehrer mit Argusaugen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihr privates Leben durch Presbyter und Zuträger zu überwachen, ohne zu bedenken, daß durch ein solches Vorgehen jeder menschlichen Beziehung von vornherein schon

die Basis entzogen wurde; denn selbstverständlich blieb die Art und Weise, wie er in die familiäre Atmosphäre der Lehrer eindrang, jenen nicht verborgen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß den Pfarrer keine bösen Absichten dabei leiteten; aber selbst der aufrichtigste Wunsch, einem jungen Lehrer zu helfen, darf nicht außer acht lassen, daß jede Generation nicht nur eine eigene Vorstellung von ihrer Berufsarbeit, sondern auch von ihrer Lebensführung besitzt. Weil aber der Pfarrer starr an seiner Auffassung über Moral aus der Sicht vergangener Jahrhunderte festhielt, glaubte er sich in seiner Absicht und Lebenserfahrung gekränkt und war erbost, wenn seine jungen Lehrer beruflich und menschlich nicht in der Eremitage eines abgekapselten Pfarrhauses existieren wollten, sondern den unmittelbaren Kontakt zur Bevölkerung und damit zum Leben schlechthin suchten auch auf die Gefahr, daß dieses Wagnis zu schmerzlichen Erkenntnissen, ohne die kein Mensch sein Dasein verbringt, führen könnte; denn wie vermag ein Lehrer und Erzieher seiner Aufgabe gerecht zu werden, wenn er es vorzieht, seinen Blick vor dem ewig forschenden Geiste und seinen Errungenschaften und dem sich daraus ergebenden Wandel der Daseinsformen mit den Scheuklappen asketischer Lebensverneinung zu begrenzen?!

Aber kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, und Pfarrer Hoßbach konnte es auch nicht. So blieb er dabei, seinen Lehrern auch weiterhin mit Argwohn zu begegnen, und war es heute nicht der Lehrer Klugescheid aus Rambach, so war es morgen der Lehrer Dilling in Weißenborn und übermorgen nach Klugescheids Auswanderung dessen Nachfolger, der junge Lehrer Achler zu Rambach, deren „unchristliches Leben“ er auf den Seiten des Schulprotokollbuches geißelte. So schrieb er am 23. Februar 1867 anlässlich der Jubiläumsfeier eines alten Lehrers zu Datterode, an der mit anderen Amtsbrüdern auch die beiden Lehrer des hiesigen Kirchspiels teilgenommen hatten, über den Lehrer Dilling:

„Er kehrte wahrscheinlich am folgenden Tage erst des Nachmittags nach Haus zurück. Eben dasselbe gilt auch von dem Lehrer zu Rambach, der bei jenem zu Röhrda übernachtete. Die Lehrer machen sich gar zu gern durch solche Jubelfeiern wichtig und suchen sich gute Tage und vergessen, wie sie bei solchen Gelegenheiten unserer prunksüchtigen Zeit ein gutes christliches Beispiel geben sollten und könnten, wenn sie in christlichem Geiste lebten und wandelten. Ein anderes mir mißfälliges Vorkommnis war, daß zu Anfang des Februar, als der Lehrer Dilling mit dem Rambacher Lehrer auf Einladung den Schlachte Kohl bei dem Ackermann Christoph Theiß zu Rambach, dem Schwiegersohne des George Hoßbach, mitfeierte,

ohne weiteres am folgenden Tage die Schule zu Weißenborn dem Vernehmen nach aussetzte. Auch das hat mir mißfallen, daß der Lehrer Dilling nach dem Grundsatz, daß, wenn der Lehrer seinen Schlachtetag habe, die Schule ausfalle, mir weder vorher noch auch nachher von seinem Vorhaben Nachricht gegeben hat. Außerdem habe ich bis jetzt noch nichts wider ihn, das im Betreff seiner Thätigkeit als Lehrer oder seiner Lebensführung mich zur Unzufriedenheit veranlaßte.“

In einem anderen Berichte ist es wieder der Lehrer Klugescheid, der Hoßbachs pastorale Entrüstung weckte, so daß er sich im März 1867 über ihn folgendermaßen vernehmen ließ:

„Besonders sind ihm die langen Winterabende und die im Winter ihn lockenden Schlachtekohle verderblich; zu diesen laden die wohlhabenden Einwohner durchgängig ihn ein, er freut sich der Einladung und nimmt solche Gelegenheiten zur Befriedigung seiner Genußsucht und seiner Spaßmacherei gern wahr. Leider aber leidet das sittliche Leben in der Gemeinde gar sehr darunter, und die Bemühungen eines Pfarrers, das in christlicher Hinsicht gar tief unten stehende Leben in diesem in Genußsucht versunkenen Orte zu heben, bleiben durch seine Schuld vergeblich. Leider scheinen nicht wenige an seinen Possen Wohlgefallen zu haben, die sie nur als Mittel der Heiterkeit ansehen. Um so mehr wäre endlich eine Entfernung des Lehrers von der hiesigen Stelle erforderlich. Nachdem, aller Anträge ungeachtet, bis dahin nichts von Seiten der oberen Schulbehörde geschehen ist, gibt mir der Umstand frohe Hoffnung für Besserung der hiesigen Verhältnisse, daß der Schullehrer sich entschlossen hat, nach Ostern mit seiner Familie versuchsweise nach Amerika auszuwandern, indem er sich einen zweijährigen Urlaub ertheilen lassen will.“

Als die Regierung das Gesuch Klugescheids um Entlassung aus dem Schuldienst bewilligt hatte, verließ er am 28. April, dem Sonntag Quasimodogeniti des Jahres 1867, an dem in Rambach fünf und in Weißenborn neun Kinder konfirmiert wurden, seinen bisherigen Dienstort, der seine erste und letzte Schulstelle gewesen war, um noch vor dem ersten Mai Bremen, den Auswanderungshafen, zu erreichen. Doch der Abschied von Rambach fiel ihm nicht leicht. Sein Scheiden begleitet Pfarrer Hoßbach mit nachstehenden Worten des Protokollbuches:

„So unwürdig sein Leben gewesen ist, erregt er doch bei seinen einzelnen guten Eigenschaften das Bedauern; die Familie aber zieht das allgemeine Mitleid auf sich, um so mehr, da er sie durch sein Verhalten zur Auswanderung genöthigt hat, als dem einzigen Mittel, der Schande der

Dienstentsetzung zuvorzukommen und sich ein erträgliches Loos zu verschaffen, was hier der Familie nicht möglich ist.“

Nachdem der mit der beweglichen Habe der Lehrerfamilie gepackte Wagen fortgefahren und die Ehefrau Klugescheids mit ihren Kindern ebenfalls das Dorf in Richtung Rittmannshausen verlassen hatte, verschob er selber noch nach Erledigung aller Angelegenheiten seinen Aufbruch bis in die späte Nacht, um dann mit schwerem Herzen und geschwächter Gesundheit auf den Rat wohlmeinender Dorfbewohner seinen Angehörigen zu folgen.

„Er klagte“, protokolliert der Pfarrer, „über körperliche Beschwerden, die er schon früher gehabt hat, die sich aber durch seinen unaufhörlichen Trunk in den letzten Wochen, durch Schlaflosigkeit, Erkältung usw. gesteigert haben müssen. Auch andere Gedanken mögen ihm nahegetreten sein; leider aber ist kein Wort der Reue über sein verfehltes Leben über seine Lippen gekommen, und durch nichts hat er mir Gelegenheit gegeben, ein ernstes und tröstliches Wort mit ihm zu reden, wie er darin auch früherhin sich unzugänglich zeigte.“

In Rittmannshausen angelangt, mußte Klugescheid, der nicht Herr seiner Tränen und seiner Sorgen um eine ungewisse Zukunft werden konnte, geradezu auf den Wagen gehoben werden, der ihn dann mit seinen Angehörigen in Begleitung des Bürgermeisters und Ackermanns Adam Theiß und anderer Rambacher Einwohner nach Kassel brachte. Unterwegs aber wollte er trotz seiner geringen Geldmittel fast in jedem Wirtshaus Einkehr halten, um seinen Kummer zu ertränken. In Kassel angekommen, wo die Ehefrau mit den Kindern bei Verwandten, der Lehrer aber mit seinen Rambacher Freunden in einem Gasthaus die Nacht verbrachte, setzte Klugescheid am nächsten Tage die Reise mit der Eisenbahn nach Bremen fort. Pfarrer Hoßbach aber schließt über dieses Ereignis seinen Protokollbericht mit dem Wunsche:

„Mag Gott, wenn es noch möglich ist, den Mann zu retten für das ewige Leben, die gegenwärtigen und kommenden Umstände zu seinem Heile dienen lassen.“ Am 1. Mai bereits wurde der Schulamtskandidat Johann Heinrich Adam Achler aus Grandenborn mit der einstweiligen Versehung der Rambacher Schulstelle beauftragt. Schon am 28. September nach der herbstlichen Schulprüfung zögerte Pfarrer Hoßbach nicht, festzustellen:

„Die Besserung der Schule, der Eifer des Lehrers, die Aufmerksamkeit statt des früheren geistigen Todes, die schönen Kenntnisse statt der früheren Unwissenheit machten sich deutlich genug bemerklich. Man kann mit

Recht sagen, daß jetzt die kleineren Kinder mehr gelernt haben, als sonst die größeren Schüler wußten. Auch ist die gute Zucht zu rühmen, welche der Schulamtsverweser in der Schule und außerhalb derselben aufrecht erhält. In seinem Benehmen gegen mich ist er vertrauensvoll und bescheiden und hat mir in den vielen Tagen großer Trübsal, die der Herr meinem Hause auferlegt hat, thätige Theilnahme gezeigt. Sein Lebenswandel ist würdig, seine Gesinnung christlich.“

Aber noch nicht ein Jahr darauf glaubte Pfarrer Hoßbach zu folgenden Auslassungen über den Schulverweser Achler berechtigt zu sein:

„Eine Änderung seines Wesens zeigte sich schon im Sommer, wenn gleich wenig bemerklich, wo er in den Ferien eine Reise nach Eisenach zum Wartburgfeste unternahm und mit verschiedenen Lehrern zusammen traf, auch an acht Tagen mit Besuchen bei benachbarten Lehrern zubrachte. Nach seiner Rückkunft fiel mir ein verschlossenes Wesen auf; weniger war ich darauf aufmerksam, daß er von jetzt an die Bauersleute öfters besuchte, letzteres stellte sich aber immer mehr heraus, und mitunter schien er es auch mit seinen Aussagen nicht genau zu nehmen. Während der Kirmes hat er sich noch von dem vergnügungs- und genußsüchtigen Treiben der Ortsbewohner fern gehalten, bald aber stellte es sich heraus, daß er Aufmerksamkeit auf Mädchen richtete, bei einer Hochzeit darnach fand sich die Hochzeitsgesellschaft, Burschen, junge Männer und besonders Mädchen, bei ihm wie einem Hochzeitsgaste ein, ganz wie der alte Klugescheid es gehalten hatte. Ich stellte ihm darnach dar, daß er wegen des zudringlichen Wesens der Rambacher es sich ganz besonders angelegen sein lassen müßte, von ihren Gesellschaften sich fern zu halten und alles zu vermeiden, was üble Nachreden ihm zuziehen könne, wozu die Rambacher besonders geneigt seien. Er lehnte aber artig den Rath durch die Entgegnung ab, er habe keinen Umgang mit den Rambachern gesucht, aber einzelne besucht, um sie kennenzulernen, und wegen seiner geschäftlichen und sonstigen Beziehungen zu denselben. – Eine kurze Zeit lang meinte ich, er halte sich wieder mehr zurückgezogen; aber immer deutlicher wurde es, daß er ein Auge auf ein Mädchen dahier warf, das bis dahin als Braut eines Burschen von Rittmannshausen gegolten hatte, suchte dasselbe in den Häusern auf und brachte es dadurch dahin, seinem Bräutigam abzusagen, wiewohl es dadurch seine Eltern erzürnte, welche diesen ins Haus nehmen wollten für Bewirtschaftung der Äcker usw., errichtete jetzt einen Gesangverein, wiewohl er sich früherhin gegen solche Vereine ausgesprochen hatte, gab von Neujahr an die ‚Christliche Schulzeitung‘ auf, die in Marburg erscheint,

und hält nun die widerkirchliche, welche zu Cassel gedruckt wird. Gegen Ende des Jahres 1867 wohnte er einer Lehrer-Conferenz zu Netra bei, welche durch die Besoldungsangelegenheit veranlaßt war, die bei dem preußischen Landtage verhandelt wurde und darüber sich auszusprechen die Lehrer durch Zeitungsschreiber und Landtagsabgeordnete aufgefordert waren. Dieser Stoff wurde von liberalen Zeitungsschreibern und solchen Führern der Lehrer-Conferenzen benutzt, das beliebte Thema von der Trennung der Schule von der Kirche wieder auf das Tapet zu bringen. Schulverweser Achler deutete mir auf Befragen die Menge des Stoffes an, der auf der Konferenz zur Verhandlung gekommen war, verschwieg aber das kirchenfeindliche Thema. – In Gesellschaften mit Bauersleuten, wie Schlachtekohlen, mag er wohl sich sonst würdig benehmen; doch kann ich es nicht billigen, daß er mit denselben Karten spielt und habe ihm darüber wiederholt meine Meinung ausgedrückt; das beste aber würde um seinetwillen sowie auch um der Gemeinde willen sein, sich womöglich solchen Gesellschaften ganz zu entziehen, da er durch Theilnahme daran weder an Geist und Gemüth, noch an Ansehen gewinnt, die Gemeinde aber nun die Fortsetzung des hübschen, lustigen Lebens wie zur Zeit des pp. Klugescheid wieder lebhaft erhoffen wird. Da mein freundliches Zureden bei ihm ohne Erfolg geblieben ist, er sich offen genug dagegen verwahrt hat und er immer deutlicher es erkennen läßt, daß es ihm nur um Selbständigkeit zu thun gilt, so kann ich mich nicht weiter zu warnenden Worten veranlaßt fühlen, so gern ich ihn vor dem Verderben bewahren möchte.“

Ein halbes Jahr später war es denn glücklich so weit gekommen, daß Achler, der jung und unverheiratet war, auch für sich das Recht eines freien Menschen in Anspruch nahm, an der dörflichen Kirmesfreude teilzunehmen. Dies war allerdings ein triftiger Grund, daß die schreibselige Feder des Pfarrers Hoßbach von neuem in Bewegung geriet, und so lesen wir im Schulprotokollbuch unter dem 24. Oktober 1868:

„Von Donnerstag an wurde im Orte nach üblicher Weise die Kirmes gefeiert. Im Widerspruche zu seinen früheren Grundsätzen und selbst im Widerstreite mit seiner äußerlichen Stellung als unverheirateter junger Mann mit geringem Gehalt lud er die Kirmesburschen, als dieselben ihren gewöhnlichen Umzug hielten, zur Bewirthung zu sich, was ich nun meinerseits schon im vorigen Jahre, meine äußerlichen Verhältnisse berücksichtigend, unterlassen habe und was er noch im vorigen Jahre unterlassen hat und was ihm, mag er nun aus Gefallsucht, Ehrgeiz oder was irgend für welchen Beweggrund die Burschen zu sich genommen haben, den Verdruß zu-

zog, daß die Möbel, womit er im Laufe der Zeit seine Wohnung, gewiß zum Theil zu frühzeitig, geschmückt hat, von den Burschen beschädigt wurden. In der darauf folgenden Nacht hat er dann unverhüllt gezeigt, wes Geistes Kind er ist. Er lud eine Anzahl Mädchen zu sich ins Haus, mit denen er viel Verkehr gehabt hat, und nach Rambacher Weise kamen zu diesen und etwa sonstigen eingeladenen Personen noch andere hinzu, so daß eine Gesellschaft von Mädchen, jungen Ehefrauen und Männern mit ihm und dem Schullehrer von Schnellmannshausen sich ein Kirmesvergnügen machte, das durch den Ort, die Personen und die lange Dauer schon anstößig genug war, wenn man auch nicht so lauten Lärm gehört hatte. Wenn auch die Ehefrauen um Mitternacht sich entfernten, blieben doch die Mädchen und Männer noch zurück, und erst gegen fünf Uhr ging die Gesellschaft auseinander. Der Schulverweser und sein Amtsbruder mögen darnach einen Spaziergang gemacht haben; denn in der Morgendämmerung wurden sie, mit Schmutz an den Kleidern oder Stiefeln auf das Schulhaus zuschreitend, gesehen. Diese Art Kirmesfeier im Schulhause hat nicht verfehlt, im Orte Aufsehen zu machen; denn so gering die sittlichen Begriffe hier und anderwärts sind und so hoch die Vergnügungssucht gepriesen ist, hat man doch selbst an Klugescheid solche Wüstheit nicht gesehen, der wenigstens das Schulhaus nicht zu öffentlichem Ärgernis benutzte.“

Diese Begebenheit, bei der von nicht eingeladenen Burschen wohl aus Eifersucht einige Fensterscheiben im unteren Stockwerk des Schulhauses eingeschlagen wurden, veranlaßte den Pfarrer, im sonntäglichen Gottesdienst mit deutlichen Worten seine Mißbilligung über die Vorgänge in jener Nacht in der Lehrerwohnung an den Tag zu legen, worauf allerdings der Schulamtsverweser Achler, wie man aus den folgenden Ausführungen des Pfarrers ersieht, energisch protestierte:

„Gleich nach dem Gottesdienste kam der Schulverweser in höchster Wuth kreidebleich, ohne mir Zeit zur Erholung zu lassen und sich selbst Zeit zur ruhigen Überlegung zu nehmen, zu mir gestürmt, forderte eine Erklärung von mir über die geäußerten Worte und warf, als ich ihn bedeutete, daß ich ihn über Vorgänge im Schulhause zur Rede zu stellen hätte, barsch die Frage hin, ob Tanzen Sünde sei. Auf meine weitere Bemerkung, daß es sich um anstößige Dinge handle, die im Schulhause vorgekommen seien, und daß sein gegenwärtiges Betragen immer mehr in Widerspruch trete mit seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen, entgegnete er kurz, das alles sei seine Sache, er könne im Schulhause anfangen, was er wolle, es gehe

niemanden etwas an. Mit den Worten, ich möge die Sache weiter betreiben, eilte er weg.“

Pfarrer Hoßbach nahm daraufhin Gelegenheit, den Oberschulinspektor und Pfarrer Köhler zu Lüderbach über die Vorgänge anlässlich der Rambacher Kirmes zu informieren, der ihm aber riet, die Sache vorerst nicht zur Anzeige bei der Oberschulbehörde zu bringen. Lehrer Dilling in Weißenborn, der von dem Pfarrer ebenfalls in Kenntnis gesetzt war, erhielt auf seine Bemühungen, dem erzürnten und grollenden Schulverweser Achler ins Gewissen zu reden, von demselben die Antwort, „er wolle lieber Schreiber werden, als noch länger im Lehrstande bleiben“. Doch kam es bald darauf, nachdem Achler vom Bürgermeister, bei welchem jener am Abend des „Jährlichen Bettages“ zu Besuch weilte, gebeten wurde, sich mit dem Pfarrer zu versöhnen, eine Bitte, die zunächst von Achler mit den Worten, das habe ich nicht nötig, zurückgewiesen wurde, im Laufe des unvermeidlichen dienstlichen Verkehrs wieder zu einer Annäherung zwischen Pfarrer und Lehrer. Achler gab dem Pfarrer zu verstehen, daß die öffentliche Bloßstellung von der Kanzel herunter anstatt einer Ermahnung unter vier Augen ihn wegen der damit in Verbindung stehenden Einbuße an Autorität gekränkt hätte und das um so mehr, als er sich an jenem Abend mit einem Mädchen aus dem Dorfe verlobt habe. Daraufhin drückte der Pfarrer dem Schulverweser zwar seine Freude darüber aus, daß letzterer seinen Zorn nunmehr überwunden habe, hielt es aber nicht für nötig, einzusehen, daß er als Seelsorger in dieser Angelegenheit den allgemein menschlichen Takt vermissen ließ, sondern blieb dabei, daß ein „öffentlicher Tadel“, der ihn ja nicht allein getroffen hätte, im Hinblick auf den weiter um sich greifenden Verfall der Sitten notwendig gewesen wäre.

Diese Differenz zwischen Pfarrer und Lehrer fand durch den Oberschulinspektor Pfarrer Köhler, der über die Sache von seinem Amtsbruder Hoßbach unterrichtet worden war, dahingehend eine Ausweitung, daß Köhler in einer Unterredung mit Achler betonte, daß es sich bei der Feier im Schulhause um ein „öffentliches Ärgernis“ gehandelt habe, das eine Rüge erforderte. Inwiefern allerdings eine Verlobungsfeier oder ein sonstiges Beisammensein in geschlossener Gesellschaft als öffentliches Ärgernis gelten kann, ist nach heutigen Moralbegriffen schwer einzusehen. Aber lassen wir Pfarrer Christian Friedrich Hoßbach über die weiteren Zurechtweisungen, die Achler seitens des Oberschulinspektors erfuhr, das Wort:

„Überdies bezeichnete Herr Oberschulinspektor ihm sein Benehmen wider mich als um so schändlicher, da er wegen empfangenen Tisches zu

äußerst billigem Preise und sonstigen Gutthaten Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen mich hätte, wie denn auch die Bewohner zu Rambach nach den Erfahrungen, die er darüber eingelesen, sich mißbilligend über sein Betragen ausgesprochen hätten, und hielt ihm auch das Voreilige und Verkehrte seiner jetzigen, zumal so laut und öffentlich gefeierten Verlobung vor, da er noch nicht einmal sein zweites Examen hinter sich habe und somit den Consens (Einwilligung) der Regierung zu seiner Verheirathung nicht erhoffen dürfe, eine Verheirathung ohne solchen aber unmöglich sei, ja, ihm die Dienstentsetzung verwirken würde. Mit der Ermahnung, sich die Vorfälle zur Warnung dienen zu lassen und künftig seinem Pfarrer recht folgsam zu sein, entließ der Oberschulinspektor denselben, der für die wohlgemeinte Ermahnung dankte und sich künftig zurückgezogen und zu seines Pfarrers Zufriedenheit zu verhalten versprach.“

Nach diesen unerfreulichen Zerwürfnissen, wie sie von Pfarrer Hoßbach geschildert wurden, verließ derselbe zwei Monate später unser Kirchspiel, um eine kleine Pfarrstelle in Rockensüß im Kreise Rotenburg anzutreten. Seine letzte Eintragung im Schulprotokollbuch vom 27. Dezember 1868 lautet:

„Meinen Abzug nach Rockensüß habe ich eiligst betrieben, um nicht durch Umschlag der jetzigen günstigen Witterung in Gefahr zu kommen, nachher wegen des zu passierenden äußerst schlechten Fahrwegs der Nöthigung preisgegeben zu sein, den ganzen Winter hindurch noch dahier verweilen zu müssen. Es gab da für mich sehr viele kleinere und größere Schreibereien zu erledigen, dabei ich an den beiden Lehrern freundliche Unterstützung gefunden habe. Auf den folgenden Tag schon ist mein Abzug in Aussicht genommen.“

In der kurzen Zeitspanne von 1863 bis 1868, also in nur fünf Jahren seiner Tätigkeit als Ortsschulinspektor unseres Kirchspiels, hat Pfarrer Hoßbach doppelt soviel Aktenseiten des Schulprotokollbuches vollgeschrieben wie seine nachfolgenden Amtsbrüder in siebenunddreißig Jahren, eine Leistung, der man die Anerkennung nicht versagen könnte, wenn sie einem edleren Zwecke gedient hätte, als auf Grund von Zuträgereien und Mutmaßungen „seine“ Lehrer in ihrem Lebenswandel zu bespitzeln.

Aber auch das Küsteramt des Lehrers, das in jener Zeit noch organisch mit der Schulstelle verbunden war, barg hin und wieder Gründe zu Reibereien und Zwistigkeiten, worüber eine Schulprotokolleintragung des Pfarrers Boedicker vom 15. August 1874 Aufschluß geben mag, die den obigen Rambacher Lehrer Achler betraf:

„Schließlich sprach ich Achler gegenüber den Wunsch in aller Freundlichkeit aus, mir künftighin nicht mehr den Kirchenjungen zum Abholen des sonntäglichen Liedes zu schicken. Es würde mir lieber sein, wenn ich ihm selbst dies geben könne. Achler drehte mir den Rücken zu und antwortete in sehr schroffem, heftigem Tone, er fände es sehr eigenthümlich, daß ich solche Zumuthungen ihm mache. Auf meine ruhige Entgegnung, wie er dies eigenthümlich finden könne, fuhr er in demselben Tone fort, es sei dies hier noch nie Sitte gewesen und sei der Kirchenjunge zu diesem Zwecke vom Consistorium bestellt worden. Ich erwiderte, es sei dies nicht der Fall, und wenn auch Gerhold und die übrigen Pfarrer es anders gehalten hätten, so wollte ich es haben, wie es Recht sei, einmal, weil dem Lehrer gebühre, das Lied zu holen, und zum andern, um bei dieser Gelegenheit über die zu singende oder eine gangbare Melodie Rücksprache zuvor nehmen zu können. ‚Wenn Sie es denn so haben wollen, muß ich es freilich thun‘, war seine heftige Antwort. Bei meinem Weggang schien er nicht allzu große Lust zu haben, die von mir ihm freundlich dargebotene Hand anzunehmen, und er ließ mich von sich gehen, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Ich kann nur bedauern, daß er meinen Wunsch so unfreundlich aufgenommen und so falsch verstanden hat und in seiner Ehre sich gekränkt fühlte. Wenn ich auch seine Tüchtigkeit im Lehren und seinen Eifer für die Schule in jeder Hinsicht anerkennen muß, glaube ich doch, jeder Willkür und seiner hier und da öfters zu Tage tretenden Eigenmächtigkeit nach Pflicht entgegenzutreten zu müssen.“

Einige Tage später, unter dem 29. August, findet sich über diese Angelegenheit folgender Eintrag:

„Nachdem Lehrer Achler das sonntägliche Kirchenlied am 16. August geholt, aber in einer Weise, daß er seiner Unwilligkeit zu solchem Dienst und seinem gekränkten Stolz in heftigster und barschester Weise Ausdruck gab, hat er mir an beiden darauf folgenden Sonntagen vor dem Gottesdienst wieder den Kirchenjungen geschickt, das Lied zu holen. Als ich solches diesem verweigerte, kam Lehrer Achler selbst in unfreundlichster und anstößigster Weise und erhielt das Lied. Er fragte mich in aufgeregtem Ton, ob ich noch nichts vom Consistorium in Bezug auf das Liedholen erhalten habe, er habe eine Beschwerde gegen mich dort eingereicht. Ich hatte noch nichts davon gehört.“

Schließlich traf ein abschlägiger Bescheid des Superintendenten ein, worauf Achler demselben mittheilte, daß er die Sache an den Kultusminister bringen wolle. Daraufhin erhielt Pfarrer Boedicker vom Superintendenten

Schuler in Allendorf im Auftrage des Konsistoriums folgende schriftliche Antwort:

„Lehrer Achler hat sich an Königliches Consistorium gewendet mit der Bitte, ihn von der Erfüllung der Pflicht als Küster und Cantor, vor jedem öffentlich zu haltenden Gottesdienste vor Ew. Hohehrwürden persönlichst zu erscheinen, um Ihre Bestimmung über das in der Kirche zu singende Lied zu vernehmen, zu dispensieren. Die Bittschrift ist, als in meinen Geschäftsbereich gehörend, an mich abgegeben. Heute ließ ich dem Nachsuchenden meine Entscheidung darüber zugehen, in welcher ich ihn bedeutet habe, daß er durchaus kein Recht hat, sich der geringen Mühewaltung im Dienst als Küster und Vorsänger zu entziehen und sich darin vertreten zu lassen. Jedoch habe ich ihm erklärt, ich sei überzeugt, daß Ew. Hohehrwürden ihm Stellvertretung gestatten würden, wenn er mit freundlicher Bitte an Sie sich wenden und zugleich zusagen würde, daß er so oft, als Ew. Hohehrwürden durch den beauftragten Knaben, der in der Regel einen Zettel zum Notieren des Liedes vorzulegen haben würde, ihm kund thäten, daß Sie sich über das zu wählende Lied und über die Weise, in welcher Sie es gesungen zu hören wünschen, aussprechen möchten, bereitwillig bei Ihnen erscheinen werde.“

Aus den geschilderten Zwistigkeiten ist wohl deutlich genug zu ersehen, wie unselbständig der Lehrer in vergangenen Zeiten unter der Kontrolle eines fremden Berufsstandes seinen erziehlichen Aufgaben nachgehen mußte, ehe man ihm die Mündigkeit an der Seite fachlich vorgebildeter Schulaufsichtsbeamten, die aus den eigenen Reihen hervorgegangen waren, zubilligte.

Doch kehren wir nach diesem Rambacher Intermezzo wieder nach Weißenborn zurück, wo **Johann Adam Dilling**, der bis dahin in Wommen stand, im Jahre 1866 nach dem Tode seines Schwiegervaters Johann Carl Hoßbach und nach einer kürzeren Vertretungszeit, in der Heinrich Klugescheid aus Rambach hier Schule hielt, die hiesige Schulstelle übernahm. Adam Dilling war der erste seminaristisch vorgebildete Lehrer unter den Weißenbörner Lehrkräften. Während bis dahin Männer ohne methodische Kenntnisse bei geringem Wissen neben ihrem eigentlichen Berufe als Handwerker oder Ackerbauer das Schulamt notdürftig versahen, trat nun das neue Geschlecht der Volksschullehrer auf den Plan. Dieser aufstrebende Stand, seiner volkserzieherischen Aufgabe verpflichtet, konnte naturgemäß mit der bisherigen geistlichen Schulaufsicht auf die Dauer nicht einverstanden sein. Solange der Unterricht im ausschließlichen Dienst der

Kirche und das Schulamt im organischen Zusammenhang mit den Pflichten eines Pfarrers stand, ließ sich gegen den bestehenden Zustand wenig sagen. Nun aber war die Situation eine andere und Religion ein Fach unter vielen Fächern geworden. Da genügte es bei dem beginnenden Ausbau des Volksschulwesens nicht, den vorgeschriebenen Unterrichtsstoff auf die verschiedenen Altersstufen richtig zu verteilen, sondern es war nötig, ihn, der geistigen Entwicklung des Kindes angepaßt, auf jeder Stufe mit gutem Erfolg zu behandeln. Dazu bedurfte es einer besonderen fachlichen Ausbildung, die die moderne Erkenntnis auf dem Gebiete der Psychologie und Pädagogik einbezog und über die ein Pfarrer infolge seines anders gearteten Bildungsganges in der Regel nicht verfügte. So kam es, daß auf Drängen der Lehrerschaft die Schulaufsicht allmählich in die Hände von Pädagogen gelegt und dadurch ein Klima geschaffen wurde, bei dem die Schule, ungehindert von wesensfremden und hemmenden Einflüssen, ihrem Ziele einer umfassenden Volksbildung dienen konnte. Doch dauerte es noch über ein halbes Jahrhundert, nämlich bis zum Sturz der preußischen Monarchie infolge des verlorenen Weltkrieges 1914/18, bis dies erreicht war.

Im zweiten Jahre von Dillings Amtszeit mußte eine von der Regierung allgemein befohlene Revision der Schulkompetenz, die noch von 1828 herührte und für Weißenborn mit 125 Rthlr 1 Sgr 4 Hlr Jahreseinkommen abschloß, vorgenommen werden. Zu diesem Zwecke ersuchte das Landratsamt den Ortsschulinspektor, in Gemeinschaft mit dem Gemeindevorstand, dem Gemeinderat und dem Gemeindeausschuß, bzw. dem Lehrer Dilling, festzustellen,

1. welches Einkommen nach den individuellen Verhältnissen des Dorfes und der besonderen Amtsstellung zum angemessenen Lebensunterhalt des Lehrers erforderlich erscheine,
2. in welcher Art und Weise dieses Einkommen, insoweit es durch die Kompetenz nicht gesichert ist, beschafft werden soll und
3. ob und bei welchen Posten der Kompetenz etwa eine Erhöhung oder Verminderung geboten erscheint, in welcher Beziehung die Geldsätze und die Naturalbezüge vorzugsweise in Frage kommen und einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen sein werden.

Dabei sollten die Besoldungsfrüchte nicht nach der Kammertaxe sondern nach dem durchschnittlichen Marktpreise der letzten drei Jahre veranschlagt und sollte von dem staatsseitig seither geleisteten Zuschuß zunächst

gänzlich abgesehen, vielmehr davon Ausgang genommen werden, daß die Gemeinde gesetzlich zur Aufbringung des Erforderlichen verpflichtet sei. Zugleich ersuchte bei etwaiger teilweisen oder völligen Unfähigkeit derselben das Landratsamt um Äußerung darüber, ob der Kirchenkasten etwa sich in der Lage befinde, die nötige Subvention zu gewähren, sowie um Anfertigung und Mitteilung einer Beschreibung der Schulstelle.

Lehrer Joh. Ad. Dilling berechnete die Kosten für den Lebensunterhalt seines fünfköpfigen Haushalts in Weißenborn auf rund 350 Rthlr⁵, die er folgendermaßen aufgliederte:

Tägliche Nahrung pro Person 4 Sgr	=	243	Rthlr	10	Sgr
Kleidung pro Person 8 Rthlr	=	40	Rthlr		
Feuer und Licht	=	30	Rthlr		
Steuer, Beitrag zur Witwenkasse und					
Unterstützung an Arme und Hilfsbedürftige . .	=	12	Rthlr		
Literarische Bedürfnisse	=	3	Rthlr		
Unvorhergesehenes wie Arzt, Apotheke,					
Instandhaltung der Wirtschaft und Wäsche usw.	=	20	Rthlr		
	Insgesamt	348	Rthlr	10	Sgr

Da die Weißenbörner Schule zu Ostern 1864 aus 79 Schülern, zu Ostern 1865 aus 80 und zu Ostern 1866 aus 87 Schülern bestand, bezifferte Dilling aus Besoldungsgründen die durchschnittliche Schülerzahl auf 82. Den Durchschnittspreis der letzten drei Jahre für ein Eschweger Malter Korn berechnete er nach dem im Wochenblatte für den Landesbezirk Eschwege für jeden Monat der genannten drei Jahre angegebenen Futterpreise auf 5 Rthlr 27 Sgr 4 Hlr oder für ein Casseler Viertel mit nicht ganz 5 Rthlr 10 Sgr sowie für das Casseler Viertel Hafer mit etwa 2 Rthlr 15 Sgr. Außerdem machte Dilling in seiner Erklärung darauf aufmerksam, daß das Schulhaus sehr beschränkt sei, daß außer einigen Schweineställen keine Nebengebäude sich vorfänden, daß Land und Wiese gänzlich bei der Stelle fehlten und nicht einmal ein Hausgärtchen vorhanden wäre.

Der Pfarrer und Ortsschulinspektor unterstützte die Erklärungen des Lehrers, indem er bekundete, daß ein Schullehrer in Weißenborn zu einem bescheidenen Auskommen nach den hiesigen Verhältnissen, wenn er wie der gegenwärtige Lehrer verheiratet sei, drei Kinder und eine Magd habe,

⁵ 1 Reichsthaler = 30 Silbergroschen, 1 Sgr. = 12 Heller

ein Einkommen von mindestens 300 Rthlr bedürfe und daß die Gemeinde, wiewohl sie arm wäre, doch durch Erhöhung des Schulgeldes auf $7\frac{1}{2}$ bis 10 Sgr und durch Gewährung eines Betrages aus der Gemeindekasse etwas zur Verbesserung der Schulstelle beitragen könne. Die Gemeindevorgesetzten von Netra und Rittmannshausen hielten für ihre Schulstellen ein Dienst Einkommen im Betrage von 250 Rthlr erforderlich und erklärten sich bereit, das Schulgeld in Rittmannshausen auf 1 Rthlr und zu Netra, wo bis dahin die Knaben überhaupt kein Schulgeld zahlten, für Kinder beiderlei Geschlechts auf 15 Sgr festzusetzen.

Desungeachtet einigten sich die Gemeindevorgesetzten zu Weißenborn dahin, daß

1. das seitherige Einkommen der Kompetenz nach den Verhältnissen des Ortes und der besonderen Amtsstellung des Lehrers entsprechend sei und daß
2. eine Erhöhung des fraglichen Einkommens, soweit es nicht durch die Kompetenz sicher gestellt ist, durch Zuschuß seitens der Gemeinde nicht bewirkt werden könne.

Nachdem so Pfarrer, Lehrer und Gemeinde ihre Erklärungen zu der beabsichtigten Besoldungsänderung abgegeben hatten, setzte die Regierung das für die Schulstelle in Weißenborn erforderliche Einkommen vom 1. April 1868 an bis auf weiteres auf 210 Rthlr fest, welcher Betrag in folgender Weise aufzubringen sei:

1. durch das bisherige kompetenzmäßige Einkommen der Stelle in seiner nunmehrigen Veranschlagung zu 154 Thlr 14 Sgr 1 Hlr,
2. durch den von der Gemeinde nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschrift zu leistenden Beitrag von 25 Thlr 15 Sgr 11 Hlr und
3. durch einen bewilligten Zuschuß aus der Staatskasse von 30 Thlr.

Das kompetenzmäßige Einkommen der Schulstelle war bisher, wie bereits erwähnt, auf rund 125 Rthlr veranschlagt. Bei dem neuen Anschläge wurde der frühere Ansatz für Accidenzien und Fruchtgefälle erhöht, während der für Schulgeld und andere Posten keine Änderung erfuhr. Anstatt des früher von den Schulkindern zur Heizung des Unterrichtsraumes zu liefernden Holzes, nämlich 15 Wellen Reisigholz, die unter Annahme von 79 Schulkindern zu $19\frac{3}{4}$ Rthlr veranschlagt waren, erhielt der Lehrer 23

Rthlr aus der Gemeindekasse. An Fruchtgefällen erhielt Lehrer Dilling 9 Malter $4\frac{1}{4}$ Mtzn Roggen im üblichen Eschweger Gemäße oder 10 Malter $4\frac{1}{4}$ Mtzn Casseler Gemäße, wofür der neue Ansatz 68 Rthlr 5 Sgr betrug, während der alte 41 Rthlr 1 Sgr 8 Hlr war und von „vererbleiheten Schulgütern“ 8 Mtzn $1\frac{3}{4}$ Vierling Hafer oder nach Casseler Gemäß $9\frac{1}{4}$ Metze, wofür der neue Ansatz 1 Rthlr 16 Sgr 4 Hlr ergab, während der frühere 1 Rthlr 5 Hlr ausmachte. Somit war der Ansatz für Fruchtgefälle von 42 Rthlr 1 Sgr 13 Hlr auf 69 Rthlr 21 Sgr 4 Hlr erhöht worden.

Der frühere Anschlag der Accidenzien war von 15 Rthlr 2 Sgr auf 19 Rthlr 26 Sgr 10 Hlr gestiegen. Außerdem hatte das Landratsamt eine Erhöhung des Schulgeldes von 5 Sgr 8 Hlr für das Kind auf einen höheren Betrag von 10 oder 15 Silber Groschen ins Auge gefaßt und unter Annahme von 82 Schulkindern und unter Ansatz von 8 Sgr für das Schulkind diesen Einnahmeposten auf 27 Rthlr 8 Sgr für die neue Kompetenz berechnet, um 11 Rthlr 22 Sgr höher als der alte Anschlag, welcher blieb, da seitens der Regierung keine Erhöhung des Schulgeldes beabsichtigt wurde. Das Landratsamt hatte dabei den Plan verfolgt, das kompetenzmäßige Einkommen auf 175 Rthlr, denselben Betrag zu veranschlagen, welchen der seitherige Lehrer bei dem geringen Anschlage der betreffenden Posten aus seinem kompetenzmäßigen Einkommen unter Ergänzung durch 50 Rthlr Zulage gehabt hatte, und fügte, um auf 175 Rthlr neuen kompetenzmäßigen Einkommens zu gelangen, zu den Geldbeträgen, die der Lehrer bereits aus der Gemeindekasse empfangt, nämlich 10 Rthlr für Spielen der Orgel und 20 Rthlr anstatt des früheren Schulgeldes, weitere 8 Rthlr 19 Sgr 2 Hlr als Zulage aus dieser Kasse hinzu, zu deren Leistung die vorgeforderte Gemeindebehörde auf Zureden des genannten Amtes sich verstanden hatte. Von der Regierung aber wurde diese Zulage aus der Gemeindekasse (8 Rthlr 19 Sgr 2 Hlr) wie auch der Betrag, um welchen man das Einkommen an Schulgeld zu erhöhen beabsichtigte, nämlich 11 Thlr 22 Sgr, gestrichen; doch wurde dadurch der Gemeinde eine jährliche Mehrausgabe für Schulzwecke im Betrage von 20 Thlr 21 Sgr 5 Hlr keineswegs erspart, vielmehr legte die Regierung derselben eine Mehrausgabe von 25 Rthlr 13 Sgr 11 Hlr bei der Feststellung des 210 Thlr betragenden neuen Einkommens für den Weißenbörner Lehrer auf, während die Staatskasse selbst 30 Thlr trug.

Lehrer Johann Adam Dilling wurde durch Reskript der Kgl. Regierung vom 7. März 1871 von Weißenborn nach Netra versetzt. Seinen Abgang kommentierte Pfarrer Gerhold, der Nachfolger Hoßbachs, mit dem Eintrag: „Ungern verliere ich diesen tüchtigen Lehrer.“

Dillings Nachfolger hieß **Heinrich Conrad Lambrecht**. Er stammte aus Hundshausen und wurde am 16. Mai 1871 im Alter von 21 Jahren gegen eine Jahresvergütung von 120 Thalern, die aber laut Regierungsbeschluß vom 10. November d. Js. auf 150 Thlr aus dem Stelleneinkommen einschließlich der Dienstwohnung festgesetzt wurde, mit der Schulstelle beauftragt. Aus seiner Dienstzeit ist die Einführung des Handarbeitsunterrichts zu erwähnen. Am 22. November 1871 wurde in Weißenborn die erste Unterrichtsstunde in weiblicher Handarbeit abgehalten und zwar von der Einwohnerin E. E. Niebergall geb. Meyer, der Ehefrau des Schäfers Ad. Niebergall. In einem besonderen Bestellungsschreiben, das von dem Landrat und dem Pfarrer Gerhold unterzeichnet war, wurde ihr „ein sittlicher, unanstößlicher Wandel besonders zur Pflicht gemacht“. Doch scheint sie diesen Posten nicht lange ausgefüllt zu haben; denn gelegentlich einer dienstlichen Vorladung am 14. Juli 1873, in der Lehrer Lambrecht von seinem Vorgesetzten, dem Pfarrer und Ortsschulinspektor Schuchard in Netra, danach gefragt wurde, ob der Handarbeitsunterricht in Weißenborn regelmäßigen Besuch durch die Schulkinder aufzuweisen habe, berichtete er, daß der Unterricht nur sehr schlecht, teilweise überhaupt nicht besucht würde. Auf wiederholte Ermahnung hatten die betreffenden Kinder erklärt, daß ihnen der Besuch des Handarbeitsunterrichts von den eigenen Eltern nicht gestattet worden sei, weil die jetzige Stricklehrerin, die Ehefrau des Tagelöhners Peter Krug, selbst nicht ordentlich stricken und nähen könne. Auf weiteres Befragen nach einem etwaigen Ersatz gab Lambrecht an, daß ihm eine geeignete andere Person zur Erteilung der Handarbeitsstunden gegenwärtig nicht bekannt sei. Nachdem er vom 6. bis 15. November 1874 in Homberg seine zweite Lehrerprüfung abgelegt hatte, wurde er mit Wirkung vom 1. Januar 1875 nach Falkenberg, Kreis Homberg, versetzt.

Danach versah der Rambacher Lehrer Achler vertretungsweise die Weißenbörner Schule, bis der Schulamtskandidat **Elias Schminke**, 22 Jahre alt, am 15. April 1875 mit der Verwaltung der hiesigen Schulstelle beauftragt wurde. Auf ihn gehen die ersten Eintragungen in der Weißenbörner Schulchronik zurück. Er unterrichtete in der alten Schule bei der Kirche als alleiniger Lehrer im Halbtagsunterricht 126 Kinder. Zu Ostern 1877 war die Zahl der Schulkinder sogar auf 140 gestiegen, so daß er bemerkt:

„Die Wohnung des Lehrers sowohl als auch der Schulsaal sind sehr beschränkt. Wenn die Zahl der Schulkinder in dem Verhältnis fortsteigt wie in den letzten zwei Jahren, so wird es in kurzem nicht mehr möglich

sein, alle Kinder aufzunehmen, oder der Saal muß durch Anbau vergrößert werden.“

Schminke geht dann auf die Dotation der Schulstelle ein, die für den damaligen Lehrer von Wichtigkeit war, weil er wegen der geringen Besoldung genötigt war, durch Viehhaltung seinen Lebensstandard zu verbessern. Er führt aus:

„Bei dem Schulhause ist ein Kuh-, Schweine- und Holzstall. Mit Ländereien und Wiesen ist die hiesige Schulstelle nicht ausgestattet, was in der Tat für den Lehrer einen nicht geringen Übelstand bedeutet, weil er, wenn er nicht imstande ist, eigene Ländereien zu erwerben, fast alle Lebensmittel kaufen muß, was bei der Armut und Abgelegenheit des hiesigen Ortes beschwerlich und in der jetzigen Zeit sehr kostspielig ist.“

Schminke war der erste Dirigent des hiesigen Männergesangsvereins, der im Herbst 1875 gegründet wurde. Bereits im folgenden Jahre nahm der junge Verein an den Sängerfesten in Treffurt und Großburschla teil. Die lobende Anerkennung, die er für seine gesanglichen Vorträge seitens des Festausschusses erntete, gab ihm den Impuls, sich eine Fahne anzuschaffen, um bei festlichen Gelegenheiten nicht hinter anderen Vereinen zurückstehen zu müssen. Die älteste Fahne des Weißenbörner Gesangsvereins stammt aus dem Jahre 1878 und wurde im gleichen Jahre erstmalig bei einem Sängerfest in Lüderbach im Festzug mitgeführt. Nur ungern sah der Verein seinen ersten Dirigenten am 31. Dezember 1878 scheiden, um eine Schulstelle in Hundelshausen, Kr. Witzenhausen, zu übernehmen.

Nach Schminkes Wegzug blieb die hiesige Schulstelle vorläufig unbesetzt. Der Unterricht wurde von dem Lehrer Achler aus Rambach vertretungsweise übernommen, bis am 1. April 1879 Lehrer **Hans Hoos** nach hier versetzt wurde, um im darauffolgenden Jahre unser Dorf wieder zu verlassen. Sein kurzes Hiersein aber hatte ausgereicht, den Weißenbörnern Veranlassung zu einem „Geflügelten Wort“ über ihn zu geben:

„Hans hat Hosen an,
hat hunderttausend Flicken dran.“

Vom 1. April 1880 bis zum 30. April 1886 war **Johannes Volkmar** als Lehrer im Orte tätig. Während seiner hiesigen Amtszeit kaufte die Gemeinde am 13. Juni 1885 von dem bereits erwähnten Lehrer Adam Dilling für 1 000 Mark einen an der Hintergasse gelegenen Garten, der als Baugrundstück für ein neues Schulhaus ausersehen wurde. Ein solcher Bau tat

dringend not, weil die Schülerzahl inzwischen auf 150 Kinder gestiegen war, die immer noch von einem Lehrer betreut werden mußten.

Nachdem das Schulgebäude an der Hintergasse nach einer Zeichnung, die der Architekt Holzapfel aus Eschwege geliefert hatte, am 1. August 1886 zur Fertigstellung kam, zog am gleichen Tage **G. Walter**, der schon seit dem 13. Mai, nach der Versetzung Volkmars nach Barchfeld (Werra), in Weißenborn Schuldienst getan hatte, in das neuerbaute Haus ein. Als zum gleichen Zeitpunkt **Martin Mühlhausen** aus Bovenden bei Göttingen nach hier kam, mußte dieser bis zum 18. Oktober alle Kinder allein unterrichten, weil sein Kollege an Typhus erkrankte. Erst mit Beginn des Jahres 1887 konnte Walter, nachdem er vorübergehend durch den Schulamtsbewerber **Carl Hempfing**, einen gebürtigen Eschweger, der als späterer Lehrer in Alendorf a. W. mit 35 Jahren starb und am 4. Februar 1901 in Eschwege beerdigt wurde, vertreten worden war, den Unterricht wieder übernehmen, so daß der Weißenbörner Schulwagen nunmehr zweispännig durch die nicht immer lieblichen Gefilde pädagogischer Betriebsamkeit fuhr.

Das Küsteramt war zu jener Zeit noch mit der ersten Lehrerstelle verbunden. Das Einkommen des Inhabers der Schul- und Küsterstelle aus kirchlichen Akzidenzen richtete sich nach der Anzahl der vorgekommenen Handlungen oder Fälle, über die eine am 14. Mai 1889 aufgestellte Nachweisung folgenden Aufschluß gibt:

Jahr	Taufe		Trauungen	Beerdi- gungen	Bußfälle
	ehelich	unehelich			
1883	16	2	4	16	3
1884	26	1	5	16	3
1885	13	1	6	10	1
1886	22	2	4	9	1
1887	23	2	9	6	4
1888	24	2	2	14	4
Insgesamt	124	10	30	71	16

Auf Grund der vorstehenden Tabelle errechnete sich das Einkommen wie folgt:

Amtshandlung	Accidenz- betrag		Zahl der Fälle 1883/88	Jährl. Durch- schnitt	Jahreswert der Accid.	
	M	Pf			M	Pf
Taufe						
eines ehel. Kindes	–	50	124	20,67	10	33
eines unehel. Kindes	1	00	10	1,66	1	66
Konfirmation	–	–	–	–	–	–
Schreiben des						
kirchl. Aufgebots	–	–	–	–	–	–
Trauung	1	50	30	5,00	7	50
Beerdigung	1	50	71	11,84	17	76
Schreiben						
der Personalien	–	75	71	11,84	8	88
Bußfall	1	50	16	2,66	3	99
Gesamtsumme					50	12

Walter wurde am 1. September 1889 nach Burghofen bei Waldkappel versetzt. Nachdem die zweite Lehrerstelle, die er innegehabt hatte, bis Ende Oktober vakant blieb, wurde sie am 1. November des gleichen Jahres durch den Schulamtskandidaten **Bernhard Neuber** aus Niederzell, Kreis Schlüchtern, besetzt, der 16 Jahre hier wirken sollte. Als Lehrer Mühlhausen, der Inhaber der ersten Stelle war, am 1. Juni 1893 Weißenborn verließ, um eine Schulstelle in Maden, Kreis Fritzlar, anzutreten, wurde Neuber erster Lehrer und erhielt am 1. September in **Heinrich Achler** aus Röhrda, der bis dahin in Sterzhausen bei Marburg tätig war, einen Mitarbeiter. Das neuerbaute Schulhaus an der Hintergasse hatte bisher dem zweiten Lehrer als Dienstwohnung gedient; nun wurde es vom Juli 1893 ab die Dienstwohnung des ersten und das alte Schulgebäude bei der Kirche die des zweiten Lehrers. Am 15. November 1896 verließ Achler die hiesige Stätte seiner Wirksamkeit und den Regierungsbezirk Kassel und fand wieder Anstellung im Regierungsbezirk Weimar. Von ihm wird erzählt, daß er das erste Fahrrad in unserem Orte besaß. Wie heute noch lebende Augenzeugen wissen wollen, fuhr er mit seinem Stahlroß auf Grund einer Wette von Weißenborn nach Großburschla, ließ sich in der dortigen Gemeindeschenke seine Ankunft bescheinigen, fuhr sogleich wieder nach Weißenborn zurück und benötigte für Hin- und Rückfahrt insgesamt sage und schreibe nicht mehr als fünfzehn Minuten. Wer's glaubt, zahlt einen Taler. – Nach Achler kam der Schulamtskandidat **Karl Volke** aus Bischhausen, der den Unter-

richt der unteren Klassen übernahm, um dann nach zwei Jahren, nachdem er hier in Weißenborn seine Frau, eine geborene Sänger, gefunden hatte, nach Rittmannshausen überzusiedeln. Sein Nachfolger wurde am 1. Januar 1899 **Karl Fey**, aus Grandenborn gebürtig, der bisher Lehrer an der Erziehungsanstalt in Wabern gewesen war.

Neuber, der ebenso wie Volkmar, Hoos und Mühlhausen Dirigent des hiesigen Gesangvereins war, nahm erstmals auch weibliche Mitglieder auf und wurde so hierorts Gründer eines Gemischten Chors. Aus seiner Dirigentenzeit sei eines Vorfalles gedacht, der eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrt: Im Jahre 1894 beschloß der Weißenbörner Gesangverein, einer Einladung der Großburschlaer Sangesbrüder zu folgen, die ein großes Fest feiern wollten. Neuber hatte sich zu diesem Zwecke für ein Lied entschieden, das den aufmunternden Titel trug: „Stehe fest!“ Das Fest begann, und die Vereine gaben gesanglich alles, was in den Kehlen ihrer Mitglieder steckte. Nun betraten auch die Weißenbörner die Bühne, um ihr Lied erschallen zu lassen. Neuber gab die Einsatztöne und hob die Stimmgabel, die damals in Ermangelung eines Dirigentenstabes benutzt wurde. Auf eine ruckartige Armbewegung des Chorleiters nach unten setzten die Stimmen ein. Doch es klappte nicht, und die Sänger, die daheim so „fest gestanden“ hatten, „schmissen um“, wie der Volksmund ein gesangliches Versagen zu bezeichnen pflegt. Neuber winkte ab. Nochmals gab er, ein wenig betroffen, die Einsatztöne. Wieder sauste die Stimmgabel durch die Luft und – o Mißgeschick – abermals ging es daneben. Ärgerlich verließ Neuber den Kampfplatz, und mit hängenden Köpfen folgten ihm nach und nach die Vereinsmitglieder. Aber aller guten Dinge sind drei, und als auf Bitten des Komitees gegen Schluß des Festes die Weißenbörner Sänger zum dritten Mal ihr Heil versuchten, klappte diesmal das Lied „Stehe fest“ aufs allerbest’.

Am 1. Mai 1901 verließ Karl Fey Weißenborn und übernahm die Schullehrstelle in Friemen bei Waldkappel. Nach seinem Fortgang mußte Lehrer Bernhard Neuber die Schulkinder, deren Zahl in dem betreffenden Jahre 138 betrug, allein unterrichten und erhielt erst ein halbes Jahr später am 1. Oktober in **Otto Schröder** aus Immenhausen wieder einen Mitarbeiter.

Da Schröder am 1. April seiner Militärpflicht genügte, mußte Neuber von Ostern 1903 bis Ostern 1904 infolge des damaligen Lehrermangels sämtliche Schüler, deren Zahl inzwischen auf 158 gestiegen war, wieder allein betreuen. Erst dann konnte er sich mit **Otto Eichmann**, einem gebürtigen Eschweiger, in die schwierige Aufgabe teilen. In den letzten Jahren sei-

ner hiesigen Tätigkeit scheint aber Neuber, wie die Eintragungen erkennen lassen, Differenzen mit der Gemeinde gehabt zu haben. Schon 1904 ließ er das Kinderfest ausfallen angeblich wegen des unfreundlichen Entgegenkommens der Gemeinde, die einen Fehlbetrag von 12 Mark, der vom vorjährigen Kinderfeste geblieben war, nicht bezahlt habe. Im gleichen Jahre beschwerten sich sechzehn hiesige Einwohner beim Regierungspräsidenten in Kassel über ihn wegen zu tiefer Kniebeugen, die er im Turnunterricht habe ausführen lassen, und weil er die Kinder zum Heidelbeerenpflücken herangezogen hatte; sie verlangten seine Suspendierung vom Amte bzw. die Erteilung einer Rüge. Neuber fährt wörtlich fort:

„Da ich mich nun gerade auch an die Stadtschule zu Naumburg im Kreise Wolfhagen gemeldet hatte, so hob sich die vorgenannte unbegründete Beschwerde dadurch auf, daß Königliche Regierung mir vom 1. November 1905 ab die Stelle in Naumburg übertrug. Mit großer Freude scheide ich nach sechzehnjähriger Wirksamkeit von hier, um einem anderen Kollegen Platz zu machen, der es auch einmal so lange hier probieren mag.“

Aus den Abschiedsworten Neubers an den ältesten Jahrgang blieb einem ehemaligen Schüler noch folgender Vers in Erinnerung:

„Grüner Jung’ im Polkahaar
wollte frei’n mit achtzehn Jahr;
wart, bis du vierundzwanzig bist
und das Grün vom Schnabel ist!“

Hermann Müller, der vom 1. September 1906 als zweite Lehrkraft an hiesiger Schule tätig war, verließ bereits Ende 1909 unser Dorf wieder, nachdem er hier seine Frau, eine geborene Heckerroth, gefunden hatte.

Am 1. April 1910 kam **Gustav Reuffurth**, am 30. November 1889 in Eschwege geboren und auf dem Lehrerseminar Homberg, Bez. Kassel, vorgebildet, als junger Schulamtsbewerber nach hier. Weißenborn war seine erste Schulstelle, in die er von dem damaligen Ortsschulinspektor Pfarrer Eisenberg eingeführt wurde. Kreisschulinspektor zu jener Zeit war Pfarrer Krapf in Nesselröden. Reuffurth war zweiter Lehrer und unterrichtete gemeinsam die Unter- und Mittelstufe im alten Schulhause bei der Kirche. Der niedrige Schulsaal befand sich im ersten Stockwerk, während die Wohnung des Lehrers unter dem Unterrichtsraum im Erdgeschoß lag. Sein Kollege Otto Eichmann, der die Oberstufe unterrichtete, wohnte als erster Lehrer im Schulhaus an der Hintergasse. Schulreinigung und Heizung

waren dem Ortsdiener Nikolaus Hoßbach übertragen, der beides durch seine Tochter ausführen ließ. Es wurde nur mit Holz geheizt. Bürgermeister Heinrich Adam Dilling, eine achtungsgebietende Persönlichkeit, und nach ihm Bürgermeister Martin Jacob brachten den schulischen Belangen großes Verständnis entgegen. Auch die Eltern unterstützten die Lehrer in ihrer Berufsarbeit in jeglicher Weise, so daß Erziehungsschwierigkeiten nach Reuffurths eigener Stellungnahme kaum einmal aufgetreten sind, auch nicht in der Ländlichen Berufsschule, die damals von den Lehrern neben ihrem Volksschuldienst in jedem Winterhalbjahr gehalten werden mußte.

Am 1. Januar 1911 wurde wegen der steigenden Schülerzahl eine dritte Lehrerstelle eingerichtet, die mit **Anton Schad** aus Bosserode, geboren am 4. April 1890, besetzt wurde. Schad übernahm die Unterstufe. Da kein weiterer Schulsaal vorhanden war, mietete die Gemeinde einen passenden Wohnraum in einem Gebäude zu ebener Erde an der Großburschlaer Straße, das damals einem Einwohner namens Heinrich Dilling gehörte. Die drei genannten Lehrer, die zu jener Zeit noch unverheiratet waren, aßen gemeinsam in der Gastwirtschaft Dietzel zu Mittag. Ihr Gehalt zahlte ihnen Gelderheber Christian Weiter aus, ein alter Veteran aus dem deutsch-französischen Kriege, und zwar in puren Goldstücken mit einem Wert von zehn und zwanzig Mark. Zur Beschaffung von Schultinte, Kreide und Tafelschwämmen erhielt jeder Lehrer zu Beginn des Schuljahres einen Betrag von sechs Mark von der Gemeinde.

Lehrer Otto Eichmann blieb bis 1911. Auch er dirigierte den hiesigen Gesangverein. Während seiner Chorleitertätigkeit wurde es üblich, alljährlich an einem Maisonntag auf die Graburg zu wandern und von wipfelumrauschter Bergeshöhe herab aus sangesfroher Männerbrust die Heimat zu grüßen. Dabei wurde natürlich auch dem edlen Gerstensaft zugesprochen; denn die rauen Kehlen wollten geölt sein. Zu diesem Zwecke schleppten jedesmal starke Männer auf ihren Schultern schon vormittags etliche Fässer Bier auf den Berg. Einmal aber, als die Sänger aus dem Tale nach dem Mittagessen zu löblichem Tun anrückten, trauten sie ihren Augen nicht. Ein Faß der goldhellen Flüssigkeit fehlte. Berechtigte Entrüstung bemächtigte sich der liderseligen Schar. Doch so leicht gaben die kellertiefen Bässe und hellen Tenöre den Balsam für ihre Stimmbänder nicht verloren. Wozu hatte man bei den „Preußen“ gedient? Also kämmte man den Wald in ausgeschwärmter Schützenlinie durch und fand denn auch schließlich, unter Laub versteckt, den kostbaren Schatz wieder. Die Freude war groß, und um

so beflügelter stiegen danach die brausenden Chöre in die reine Himmelsluft hinauf, so daß sich sämtliche Buchfinken der Graburg bis auf weiteres resignierend in ihre laubigen Behausungen zurückzogen.

Eichmann, der eine Schulstelle in Frankfurt a. M. angenommen hatte, erhielt in **Christian Vaupel** am 1. April 1911 einen Nachfolger. Er war der erste Hauptlehrer und erste Darlehnskassen-Rechner in Weißenborn; doch starb er bereits 1917 an einem heimtückischen Leiden.

Am 31. März 1913 verließ Gustav Reuffurth Weißenborn, um eine Lehrerstelle in Obersuhl zu übernehmen. Dann trat er als Einjährig-Freiwilliger beim J. R. 167 in Kassel ein und machte bei dieser Einheit und später beim J. R. 54 als Reserveoffizier den ersten Weltkrieg mit. Zweimal wurde er verwundet. Bei der letzten Verwundung geriet er in russische Gefangenschaft. Fünfeinhalb Jahre brachte er in Sibirien zu. Nach seiner Rückkehr war er zunächst als Volks- und Mittelschullehrer und schließlich als Volk- und Mittelschulrektor in Kassel tätig. Im zweiten Weltkriege abermals eingezogen, führte er zuerst eine Einheit an der Ostfront im Raume Smolensk, später wurde er im mittleren und nördlichen Norwegen und in Nordfinnland eingesetzt. Nach der Kapitulation folgten eineinhalb schwere Jahre als Kriegsgefangener in Frankreich. Nach der Entlassung war er ein ganzes Jahr arbeitsunfähig. Auch das bittere Los der Ausbombung in Kassel blieb ihm nicht erspart. Danach fand er zunächst in seiner Heimatstadt Eschwege bei Verwandten Unterkunft. Von Eschwege aus ist er noch dreieinhalb Jahre nach Kassel zum Dienst gefahren, bis ihn ein erneuter körperlicher Zusammenbruch zwang, am 1. Juni 1951 vorzeitig in den Ruhestand zu treten.

In der Folgezeit verließen die Lehrer meistens nach einigen Jahren unterrichtlicher Tätigkeit Weißenborn wieder, nachdem sie sich erfolgreich um günstigere Stellen beworben hatten. Es sind dies: **Gustav Schröder**, der nach Eschwege ging und später dort als Kreisjägermeister neben seinen beruflichen Pflichten ein dankbares Betätigungsfeld fand, **Franziska Vilmar**, **Ernst Sinning**, der am ersten Weltkrieg teilnahm und an einem Leiden, das er sich in englischer Kriegsgefangenschaft zugezogen hatte, am 16. August 1919 starb, **Heinrich Wagner** und **Heinrich Stückrad**. Heinrich Wagner, geboren am 28. Februar 1891, der von hier aus nach dem Dorfe Schlierbach, Kreis Fritzlar-Homberg, sich versetzen ließ, entfaltete dort über den engen Rahmen seiner einklassigen Schule hinaus als unermüdlicher Anwalt der Landschule eine anregende Tätigkeit in der gesamten Lehrerschaft des Bezirks und des Landes Hessen. Er wurde Mitglied des

Geschäftsführenden Ausschusses des Bezirksverbandes und des Vorstandes des Landesverbandes. Als Leiter der Landlehrertagungen hat er der Landschulpädagogik bedeutsame Impulse gegeben. Die dorfeigene Schule fand in ihm einen guten Verteidiger. Auch in der Synode der Landeskirche wirkte er jahrelang als Vertreter der Religionslehrerschaft. Um die Jahreswende 1956/57 wurde er durch den Bundespräsidenten Heuß mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. – Heinrich Stückrad, geboren am 6. Januar 1894, übernahm nach seiner Versetzung von hier die Leitung der einklassigen Volksschule in Markershausen im Kreise Eschwege, wo er Jahre hindurch auch Bürgermeister der dortigen Gemeinde war.

Die Gründe für den häufigen Lehrerwechsel in vergangenen Zeiten mögen hauptsächlich in der damaligen Abgelegenheit des Dorfes, die heute durch weitgehende Motorisierung des Verkehrs größtenteils behoben ist, und der fehlenden Dotation der hiesigen Schulstellen, gar nicht zu reden von den beschränkten Wohnverhältnissen im alten Schulhause bei der Kirche, zu suchen sein. Das änderte sich merklich, als am 30. Juli 1914 mit dem Bau eines geräumigen Schulgebäudes mit zwei Schulsälen und zwei Lehrerwohnungen südlich von dem an der Hintergasse gelegenen Schulhause begonnen wurde. Zwar mußten die Bauarbeiten am dritten Tage wegen des am 1. August 1914 ausgebrochenen Krieges und der damit verbundenen Einberufungen zum Heeresdienst wieder eingestellt werden; aber trotzdem konnte das Gebäude im folgenden Jahre fertiggestellt und seiner Zweckbestimmung übergeben werden.

Die Dienstwohnung im Erdgeschoß des neuen Schulhauses bewohnte als erster Inhaber Anton Schad, der am 31. März 1919 von Weißenborn Abschied nahm und in den Schuldienst der Stadt Kassel übertrat, während die Wohnung im ersten Stockwerk des Westflügels über den Schulsälen von dem Hauptlehrer Christian Vaupel bezogen wurde.

Schads Nachfolger, der zuletzt die zweite Stelle innehatte, wurde **Otto Blüse**. Geboren am 26. September 1893 zu Hofgeismar und vorgebildet im Lehrerseminar zu Homberg, Bez. Kassel, wurde er zunächst am 1. April 1913 mit der Verwaltung einer Schulstelle im Gesamtschulverband Gottsbüren, Kreis Hofgeismar, beauftragt und bald nach dem Kriegsausbruch 1914 zum Heeresdienst eingezogen. Nach kurzer Ausbildung im Kurhessischen Jägerbataillon zu Marburg und anschließender Teilnahme an den Kämpfen auf dem flandrischen Kriegsschauplatz geriet er in der Schlacht bei Neuve Chapelle in englische Gefangenschaft, die er in den Lagern Southampton, Dorchester, Isle of Jersey und Towcester verbrachte, ehe er

im internationalen Austauschverfahren in der Schweiz interniert und Anfang 1918 aus dem Heeresdienst entlassen wurde. Am 21. Januar des gleichen Jahres erhielt er einen Lehrauftrag für Weißenborn. Abgesehen von einer während des zweiten Weltkrieges am 10. Mai 1941 erfolgten Abordnung für den Schuldienst in dem besetzten Lothringen, die am 31. August 1942 ihr Ende fand, hat er seine Lehrtätigkeit bis zum 7. August 1945 in hiesigem Orte ausgeübt. An diesem Tage wurde er als Mitglied der *NSDAP* wie die meisten seiner Kollegen im Kreise Eschwege, die dem Druck eines autoritären Systems nachgaben und der Partei beigetreten waren, von der amerikanischen Militärregierung aus dem Schuldienst fristlos und ohne Pensionsansprüche entlassen, da er, wie es in der Entlassungsurkunde, unterzeichnet von dem kommissarischen Schulrat Dr. Kellermann, heißt, dafür gehalten wurde, „den Interessen der Militärregierung feindlich gegenüber zu stehen“. Auf Grund des Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus wurde er in einem Spruchkammerverfahren, angestrengt vom Großhessischen Staatsministerium für Wiederaufbau und politische Befreiung, zu einer Geldsühne von 1 000 RM, im Nichtbeitragsfalle zu zwanzig Tagen Arbeitsleistung, verurteilt. Am 6. Mai 1947 genehmigte der Regierungspräsident in Kassel seine Wiederbeschäftigung im Schuldienst. Zum gleichen Zeitpunkt wurde er als Lehrer in Niederdünzbach eingesetzt, jedoch am 16. Mai des nämlichen Jahres auf Antrag in seine frühere Stelle als zweiter Lehrer nach Weißenborn wieder zurückversetzt, wo er bis zu seiner Pensionierung Ende Juli 1954 blieb, um danach seinen Wohnsitz nach Eschwege zu verlegen.

Eduard Schindewolf, ebenfalls Kriegsteilnehmer und vom 1. Januar bis 31. Mai 1919 als Schulamtsbewerber hier beschäftigt, stammte aus Wolfterode im Meißnervorland. Dort wurde er am 16. März 1895 geboren. Er ließ sich nach Karlshafen versetzen. Später war er Lehrer in Zierenberg, Kreis Wolfhagen.

Heinrich Puhl, der vom 21. März 1919 bis Ende September 1928 Lehrer in Weißenborn war, wurde am 15. Januar als Sohn eines Försters in Immichenhain, Kreis Ziegenhain, geboren. Nach dem Besuch des Lehrerseminars in Frankenberg, das er 1915 verließ, war er anschließend bis Januar 1919 Soldat des ersten Weltkriegs. Im Jahre 1921 legte er in Weißenborn, seiner ersten Schulstelle, nach der nach dem Kriege eingeführten neuen Prüfungsordnung für Schulamtsbewerber zur endgültigen Anstellung als Lehrer an Volksschulen sein Staatsexamen ab, nachdem dies bis dahin in den Seminarorten erfolgen mußte. Nach neunjähriger Lehrtätigkeit hier-

orts ließ er sich nach Raßdorf, Kreis Rotenburg, versetzen, wo er an der dortigen einklassigen Schule bis Juni 1949 unterrichtete, um dann an die Volksschule in Cornberg, Kreis Rotenburg, zu gehen. Im Jahre 1951 wurde er zum Hauptlehrer ernannt.

Wilhelm Mench, der von 1919 bis 1945 als Hauptlehrer hier tätig war, stammte aus Reichensachsen, wo er als Sohn eines Landwirts am 11. März 1891 geboren wurde. Im Lehrerseminar zu Schlüchtern vorgebildet, unterrichtete er zunächst als junger Lehrer in Solz, Kreis Rotenburg. Während der Zeit seiner hiesigen pädagogischen Wirksamkeit betätigte sich Mench auch als Organist. Außerdem dirigierte er den Männergesangverein Weißenborn. Vom Jahre 1947 ab wirkte er nach zweijähriger Unterbrechung seiner Lehrtätigkeit in seinem Geburtsort Reichensachsen als Hauptlehrer, bis er sich 1954 aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzen ließ.

Während Menchs dienstlicher Betätigung in Weißenborn amtierten an der Schule vom 1. August 1921 bis 31. Dezember 1924 vier Lehrkräfte. Als vierter Lehrer unterrichtete in dieser Zeit **Walter Schmacke**, der aus Rinteln stammte. Nach seiner Versetzung in seinen Heimatkreis lehrten an hiesiger Schule wieder drei Lehrkräfte. Der dritte Lehrer Heinrich Puhl, der, wie bereits erwähnt, am 30. September 1928 unser Dorf verließ, erhielt in **Gustav Lossow**, gebürtig aus Gelnhausen, einen Nachfolger, der nach seiner im Jahre 1929 erfolgten endgültigen Anstellung in hiesiger Gemeinde und nach der Geburt einer zweiten Tochter sich am 31. Juli 1931 nach Holzhausen, Kreis Homberg, versetzen ließ, um später eine Schulstelle in Lembach bei Borken zu übernehmen.

Nach Lossows Versetzung nach Holzhausen kam von dort am 1. August 1931 **Erich Heiße** als dritter Lehrer in die hiesige Gemeinde. Heiße, geboren am 1. November 1899 in Kassel, besuchte die Lehrerbildungsanstalten in Kassel-Niederzwehren und Usingen i. T. Im Juni 1917 unterbrach er seine Ausbildung und nahm am ersten Weltkriege teil, wobei er sich im Sommer 1918 eine Gasvergiftung mit vorübergehender Erblindung zuzog. Am 14. Oktober des gleichen Jahres geriet er in belgische Kriegsgefangenschaft, aus der es ihm im August 1919 über Holland zu fliehen gelang. Nach Beendigung seiner pädagogischen Ausbildung machte Heiße, da er wegen Lehrerüberschuß seinen Beruf nicht ausüben konnte, eine dreijährige kaufmännische Lehre durch, die er mit dem Lehrzeugnis abschloß. Im Juni 1924 konnte er endlich in Kassel in den Schuldienst eintreten, um 1926 die zweite Lehrprüfung und 1929 die Mittelschullehrprüfung ab-

zulegen. Sieben Jahre blieb er in Kassel, bis er im Zuge der Brüningschen Notverordnungen seine Heimatstadt verlassen mußte. Holzhausen, Kreis Homberg, war seine nächste Schulstelle. Darauf wurde er nach Weißenborn versetzt, wo er bis zum 30. Juni 1936 blieb. Anschließend als Lehrer in Wanfried tätig, nahm er vom 30. September 1939 ab am zweiten Weltkrieg teil. Nach vorübergehender Kriegsgefangenschaft wurde er 1946 entlassen. Eine Zeitlang war Heiße nun stellenlos, bis er in Wanfried wieder als Lehrer eingesetzt und 1952 dort zum Rektor ernannt wurde. Am 1. Oktober des folgenden Jahres vom Magistrat der Stadt Eschwege zum Rektor gewählt und von der Regierung an die dortige Bürgerknabenschule versetzt, wurde ihm neben der Leitung der genannten und seit kurzem als Alexander-von-Humboldt-Schule bezeichneten Unterrichtsanstalt auch die Leitung der im Aufbau begriffenen neuerrichteten Struthschule übertragen.

Nur eine neunmonatige Lehrtätigkeit (1.7.36 bis 31.3.37) übte Schulamtsbewerber *Otto Pfaff* aus Kassel hier aus.

Während bisher die jeweiligen Schulstelleninhaber in der Regel zu Fuß sich der Stätte ihrer neuen Wirksamkeit in unserem Dorfe genähert hatten, hielt Lehrer *Paul Weider*, der am 12. März 1900 als Sohn des Hauptlehrers Karl Weider in Grebendorf geboren wurde, am 30. Mai 1937 als erster Weißenbörner Lehrer in einem eigenen Auto, einem kleinen Hanomag, hierorts seinen Einzug. Als er, ein Kind des fruchtbaren Werratal, auf der kalkweißen Straße von Röhrda her anfuhr, während die Frühlingssonne glühend heiß auf dem Dach seiner Limousine brütete und sein skeptischer Blick an der Steilwand der Graburg hängen blieb, ahnte er nicht, daß es sich auch zwischen Graburg und Schlierbachswald in jeder Beziehung gut leben läßt. Bedingt durch Kriegsverhältnisse, wurde er am 1. Oktober 1942 nach Heldra abgeordnet. Am 1. Oktober 1945 wurde er nach Grebendorf versetzt, wo er, nachdem er insgesamt in acht hessischen Schulstellen tätig war, heute als pensionierter Hauptlehrer lebt und täglich von den bewaldeten Hängen seines Heimatortes in stiller Rückbesinnung die Muschelkalkklippen über dem Dorfe hinter dem Schlierbachswalde erkennen kann, in dem er nicht nur seine Lehrtätigkeit ausgeübt, sondern auch einige Jahre hindurch die Weißenbörner Darlehnskasse betreut hat.

Die Namen der nachfolgenden Lehrkräfte, die teils nur kurze Zeit hier blieben und teils heute noch in unserem Dorfe tätig sind, ergeben sich aus untenstehender Übersicht, die auch die Namen aller übrigen Weißenbörner Lehrer mit der zeitlich geordneten Dauer ihrer dienstlichen Beschäftigung, soweit es sich feststellen ließ, enthält:

Name der Lehrperson	Dienstantritt	Dienstende
Waldschmitt, Johannes	1690	11.2.1718
Dietzel	1718 (?)	1748
Hoßbach, Johann Melchior	1748	1785
Hoßbach, Johann Adam	1778	1838
Hoßbach, Johann Carl	1814	1865
Dilling, Johann Adam	1866	1871
Lambrecht, Heinrich Conrad	1871	1875
Schminke, Elias	15.4. 1875	31.12.1878
Hoos, Hans	1.4.1879	31.3.1880
Volkmar, Johannes	1.4.1880	30.4.1886
Walter, G.	13.5.1886	1.9.1889
Hempfung, Carl	18.10.1886	31.12.1886
Mühlhausen, Martin	1.8.1886	1.6.1893
Neuber, Bernhard	1.11.1889	31.10.1905
Achler, Heinrich	1.9.1893	14.11.1896
Volke, Karl	15.11.1896	15.12.1898
Fey, Karl	1.1.1899	30.4.1901
Schröder, Otto	1.10.1901	31.3.1903
Eichmann, Otto	1.4.1904	31.3.1911
Müller, Hermann	1.9.1906	31.12.1909
Reuffurth, Gustav	1.7.1910	31.3.1913
Schad, Anton	1.1.1911	31.3.1919
Vaupel, Christian	1.4.1911	31.3.1916
Schröder, Gustav	1.4.1913	31.5.1913
Vilmar, Franziska	1.6.1913	30.9.1913
Sinning, Ernst	1.10.1913	1.8.1914
Wagner, Heinrich	1.12.1914	Dez. 1917
Stückrad, Heinrich	März 1916	1916
Blüse, Otto	21.1.1918	7.8.1945
Schindewolf, Eduard	1.1.1919	31.5.1919
Puhl, Heinrich	21.3.1919	30.9.1928
Mench, Wilhelm	1.8.1919	7.8.1945
Schmacke, Walter	1.8.1921	31.12.1924
Lossow, Gustav	1.10.1928	31.7.1931
Heiße, Erich	1.8.1931	30.6.1936
Pfaff, Otto	1.7.1936	31.3.1937

Weider, Paul	1.6.1937	1.10.1942
Vereschild, Helma	13.12.1944	März 1945
Bachtik, Ilse	1.10.1945	
Jung, Lisa	1.10.1945	15.5.1948
Luchs, Julius	16.10.1946	15.5.1947
Blüse, Otto	16.5.1947	31.7.1954
Dilling, Ernst	1.10.1947	
Göbel, Ursula	14.6.1948	Sommer1948
Eglins, Heinrich	3.8.1948	31.10.1949
Appel, Christoph	1.11.1949	15.4.1950
Nitsche, Alfred	16.4.1950	1.8.1950
Gruhn, Erich	16.8.1954	

Im Jahre 1954 wurde der Ostflügel des neuen Schulhauses, der bis dahin im Erdgeschoß lediglich eine Lehrerdienstwohnung enthielt, aufgestockt. Anfänglich wollte man in dem über dem Erdgeschoß liegenden Dachboden eine Strickfabrik, später einen Klassenraum für die Berufsschule unterbringen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Stattdessen baute man die parterre gelegene Dienstwohnung zu einem Klassenraum um und verlegte die dadurch notwendig gewordenen neuen Wohnräume für den Lehrer in das darüber liegende erste Stockwerk. Im Zuge dieser Umbauarbeiten erhielten die nunmehr vorhandenen drei Unterrichtsräume in dem erwähnten Schulgebäude Zentralheizung und sämtliche Lehrerwohnungen Badeeinrichtung und Klosett, während bis dahin letzteres im Wirtschaftsgebäude auf dem Schulhofe, wo sich auch die Schüleraborte befanden, untergebracht war. Das Wirtschaftsgebäude wurde bei dieser Gelegenheit erneuert und mit neuzeitlichen sanitären Anlagen nebst einem Bad für die Schulkinder ausgestattet. Die Gesamtkosten für den Schulumbau beliefen sich auf 80 000 DM, wovon an Staats- und Kreisbeihilfen 55 000 DM bereitgestellt wurden.

Die Schülerzahl seit 1864 war, wie nachstehende Übersicht zeigt, folgenden Schwankungen unterworfen:

Jahr	Schülerzahl	Jahr	Schülerzahl
1864	79	1924	160
1865	80	1925	157
1866	87	1926	158
1874	123	1927	143
1875	126	1928	140
1877	140	1929	142
1880	148	1930	143
1881	142	1931	146
1885	150	1932	143
1894	139	1933	144
1895	130	1934	144
1896	135	1935	138
1899	138	1936	122
1900	134	1937	128
1901	138	1940	133
1902	145	1942	133
1903	158	1943	158
1904	164	1944	169
1905	166	1945	185
1906	180	1946	195
1907	187	1947	196
1908	188	1948	164
1911	208	1949	182
1917	220	1950	168
1918	221	1951	151
1919	199	1952	137

Wie aus obiger Tabelle hervorgeht, zeigte die Schülerzahl von 1875 bis Ende des ersten Weltkrieges, abgesehen von einem geringen und vorübergehenden Abgleiten in den Jahren 1894/95, eine steigende Tendenz, bis sie im Jahre 1918 mit 221 Schulkindern ihren Kulminationspunkt erreicht hatte. Dann aber sank die Schülerzahl trotz der Bevölkerungspolitik des Hitlerstaates mit kleinen Schwankungen ständig bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges ab. Von da ab war gegen Kriegsende und in der Nachkriegszeit wieder ein Zunehmen festzustellen, das allerdings durch die Evakuierung von ausgebombten Stadtkindern sowie durch den Zuzug der heimatvertriebenen Deutschen jenseits der Oder-Neiße-Linie und einiger Kinder von So-

wjetzonenflüchtlingen zu erklären ist. Seit 1950 machte sich deshalb auch wieder eine fallende Tendenz bemerkbar, die auf die Abwanderung von zugezogenen Einwohnern in arbeitsgünstigere Gebiete und natürlich auch auf die nicht zu leugnende Geburtenbeschränkung zurückzuführen war. Im Jahre 1905 hatte Weißenborn bei einer Einwohnerzahl von 684 Menschen immerhin noch 166 Schulkinder, während unser Dorf Ende 1952, obwohl es auf 1083 Gemeindemitglieder angewachsen war, nur 137 Schulkinder zählte.

Die Gemeindevorsteher seit 1854

Von allen Gemeindevorstehern, die seit 1854 bis heute in hiesigem Orte tätig waren hat **Adam Dietzel** am längsten das Bürgermeisteramt bekleidet. Am 13. August 1820 in Weißenborn geboren und am 1. Mai 1854 auf Lebenszeit zum Bürgermeister gewählt, trat er am 7. Juli des gleichen Jahres sein Amt an und versah es, nachdem er eine Reihe von Jahren auch dem Kreistage zugehörte, vierzig Jahre lang. Als am 1. Oktober 1874 die Standesämter eingerichtet wurden, übernahm er auch dieses Amt. Er war somit der erste Standesbeamte in unserer Gemeinde. Am 5. August 1894 konnte das vierzigjährige Dienstjubiläum des Bürgermeisters Dietzel im Beisein des Landrats von Keudell und sämtlicher Bürgermeister des Kreises Eschwege sowie der Vertreter von Kirche und Schule gefeiert werden. Im Rahmen einer gottesdienstlichen Veranstaltung wurden die Verdienste des Jubilars um die Gemeinde herausgestellt. Die Feier endete mit einem Festessen im Schullokal. Mit 74 Jahren bat Bürgermeister Adam Dietzel aus Altersgründen um seine Entlassung, die ihm unter Verleihung des Allgemeinen Ehrenzeichens gewährt wurde. Er war, als er sein Amt niederlegte, der älteste Bürgermeister des Kreises und erfreute sich nach dem Urteil seines letzten Vorgesetzten, des damaligen Landrats von Keudell, „in der Gemeinde, bei seinen Amtsgenossen und im ganzen Kreise wegen seiner treuen Diensterfüllung und seiner lobenswerthen Haltung des besten Ansehens“. Bürgermeister und Landwirt Adam Dietzel erreichte das patriarchalische Alter von neunzig Jahren und starb hierorts am 14. September 1910.

Sein Nachfolger wurde der Ackermann **Heinrich Adam Dilling**, der 1895 das Bürgermeisteramt antrat. Geboren am 9. November 1841, wurde er am 11. Februar 1895 zunächst auf acht Jahre und am 13. März 1903 von Gemeindevertretung und Gemeinderat auf weitere acht Jahre zum Ortsvorsteher gewählt.

Am 29. April 1911 übernahm der Kreiswegearbeiter und Anspanner **Martin Jacob** die Leitung der Gemeindeangelegenheiten, nachdem er am 16. März in einer Sitzung der Gemeindevertreter mit zwölf von siebzehn Stimmen zum Bürgermeister gewählt worden war. Im Hinblick auf das Klassenwahlrecht, nach welchem damals noch gewählt wurde, hatte nach einer vom Landratsamt angeforderten Stellungnahme des derzeitigen Pfarrers der Bürgermeister Jacob als Vertreter der dritten Klasse gegen eine gewisse Opposition bei den Wählern der ersten Klasse anzukämpfen, die

befürchteten, ihres bisherigen Einflusses beraubt zu werden. Auch das Landesbauamt erhob in einem Schreiben an das Landratsamt Bedenken gegen die Wahl des Kreiswegearbeiters Jacob zum Ortsvorsteher. Dort heißt es:

„Ich halte es nicht für richtig, wenn ein Kreiswegearbeiter gleichzeitig das Amt eines Bürgermeisters übernimmt, da die Gefahr naheliegt, daß der eine Dienst zum Nachteil des anderen vernachlässigt wird und der Betreffende schließlich dazu kommen kann, Versäumnisse in dem einen Amt durch dringlichere Anforderungen des anderen Amts zu entschuldigen. Immerhin mag in vorliegendem Falle ausnahmsweise der Versuch gemacht werden, da der Kreiswegearbeiter Martin Jacob ein ruhiger, besonnener und fleißiger Mann ist, der stets ein besonderes Interesse für seinen rund 17 km großen Wärterbezirk gezeigt hat und bei den Arbeiten von seinem jetzt 20 Jahre alten Sohn unterstützt wird. Letztgenannter ist gut angelernt und hat deshalb wiederholt seinen Vater bei dessen Abwesenheit als Aufseher in einer Zuckerfabrik vertreten, ohne daß der Zustand der Wege benachteiligt wurde. Bei stärkerer Inanspruchnahme durch das Bürgermeisteramt könnte also Martin Jacob durch den Sohn als Wegearbeiter vertreten werden; es ist aber sehr ungewiß, wie lange diese Möglichkeit besteht, da der junge Mann noch nicht militärfrei ist.“

Daraufhin wurde Martin Jacob unter der Voraussetzung als Bürgermeister bestätigt, daß er seine Dienste als Kreiswegearbeiter niederlegte. Dazu war er bereit, wenn seinem Sohne Adam das Amt des Wegewärters übertragen würde, was denn schließlich auch geschah. Nach Ablauf seiner achtjährigen Amtsperiode wurde Martin Jacob am 28. März 1919 zunächst als Bürgermeister wiedergewählt, unterlag aber dann nach abermals anberaumter Bürgermeisterwahl am 7. September 1919 seinem Gegenkandidaten Adam Faber, worauf Jacob am nächsten Tage sein Amt niederlegte.

Während Jacobs Amtszeit wurde die frühere alte Kirche zum größten Teil abgerissen und durch das jetzige Gotteshaus ersetzt, ferner die neue Schule im Wondel gebaut. Außerdem erhielt unter ihm, als während des ersten Weltkrieges das Petroleum immer knapper wurde, im Jahre 1916 das Dorf elektrisches Licht. Als ehemaliger Wegewärter richtete er sein Augenmerk besonders auf die Instandsetzung der Feldwege und erreichte es schließlich, daß die Mittelgasse zu einem Kommunikationsweg erklärt wurde, dessen Instandhaltungskosten die Kreisverwaltung zu tragen hatte.

Landwirt *Adam Faber*, der zum Bürgermeister gewählt worden war, konnte krankheitshalber sein Amt nicht ausüben. Laut Beschluß der Gemeindevertretung wurde zur Führung der Amtsgeschäfte der Gemeinde-

vertreter Rudolf Busse auf vier Wochen bestellt. Da nach Ablauf der Frist der neugewählte Bürgermeister Faber noch nicht wieder hergestellt war, schritt man am 14. Oktober 1949 zur Neuwahl, aus der diesmal der Viehhändler und ehemalige Schriftsetzer **Rudolf Busse** mit Stimmenmehrheit hervorging.

Busse wurde am 13. Februar 1886 zu Domerthin (Kreis Ostprienitz) geboren und nahm nach seiner Verheiratung mit Elise Schade, einer gebürtigen Weißenbörnerin, Wohnsitz im hiesigen Orte. Während seiner Amtszeit wurde die Wasserleitung mit dem dazugehörigen Hochbehälter südlich des Dorfes, unterhalb der Graburg gelegen, gebaut. Busse war der erste sozialdemokratisch ausgerichtete Bürgermeister in der Gemeinde und hatte – nicht ohne eigene Schuld – gar manche Fehde zu bestehen. Davon mögen einige Beispiele zeugen.

Infolge der schwierigen Nachkriegsverhältnisse wurde im Sommer 1920 im Kreis Eschwege versuchsweise ein neues Butterablieferungsverfahren eingeführt. Bei einer gelegentlichen Besprechung hierüber zwischen dem Bürgermeister Busse und dem kommiss. Landrat Dr. Bödiker machte ersterer, um die Situation im Dorfe zu schildern, von dem Ausspruch eines hiesigen der Butterablieferungskommission und dem Bauernverein zugehörigen Landwirts Mitteilung, der da lautete: „Ihr bekommt ja doch keine Butter.“ Da das Butterablieferungssoll in Weißenborn auf 29½ Pfund festgesetzt war, tatsächlich aber nur 5 Pfund abgeliefert wurden, schien die Äußerung des betreffenden Einwohners dem Bürgermeister wichtig genug, gegenüber dem Landrat erwähnt zu werden.

Darauf erschien in der „Bauernzeitung für Niederhessen und Waldeck“ ein Artikel, in dem aus Anlaß einer Protestversammlung des Kreisbauernvereins Eschwege nicht nur gegen die von der Reichsgetreidestelle in unserem Kreise vorgenommene Bodenrevision opponiert wurde, sondern auch „die verdächtigenden Denunziationen des sozialdemokratischen Bürgermeisters von Weißenborn“, der dem Landrat gemeldet habe, die Bauern wollten keine Milch und Butter abliefern, zurückgewiesen wurden. Darüber hinaus wurde der Kreisbauernverein in einer Eingabe bei dem Regierungspräsidenten vorstellig, in der es heißt:

„Die gemachten Feststellungen haben ergeben, daß dem nicht so ist, sondern daß nur ein Weißenbörner Bauer, verärgert durch den geringen Preis, den er für ein abgeliefertes Stück Vieh erhalten habe, dem Bürgermeister gesagt hat, daß er keine Butter abliefern wolle. Der Bürgermeister hat dies auf die ganze Gemeinde ausgedehnt und diese dadurch unge-

rechtfertigt verdächtigt. Wir bitten deshalb den Regierungspräsidenten, das Landratsamt veranlassen zu wollen, gegen diesen Bürgermeister entsprechend vorzugehen.“

Wie dieses Wortgeplänkel ausgelaufen ist, geht leider aus den Unterlagen nicht hervor. In jedem Falle aber beweist der damalige Streit, daß die Leute sich um die Butter zanken, wenn man die Kanonen sprechen läßt. Ob die Welt jemals friedlich werden wird? Schön wär's; aber dann sollte man es nicht so machen, wie jener Weißenbörner Einwohner, der zu jener Zeit, als Busse Bürgermeister war, eines Tages auf den Gedanken kam, in aller Öffentlichkeit zu behaupten: „Die ganzen Gemeindevertreter sind Spitzbuben!“ Natürlich erregt so etwas böses Blut, das auch einem kommunalen Parlament nicht zuträglich ist, und der unbeherrschte Dorfinsasse mußte auf Beschluß der Gemeindevertretung seine unüberlegte Äußerung mit 40 Mark sühnen. Busses Amtstätigkeit fiel in eine turbulente Zeit, in der die deutsche Bevölkerung eine Geldentwertung von beispiellosem Ausmaß erlebte. Wenn es schon in normalen Zeiten nicht ganz leicht ist, einer Gemeinde vorzustehen und es allen recht zu machen, so konnten die chaotischen Verhältnisse, wie sie damals bestanden, einem Bürgermeister manchmal über den Kopf wachsen. Das Ausmaß der Geldentwertung zu jener Zeit sei in diesem Zusammenhang an einem Beispiel erläutert. Eine illustrierte Zeitung, die heute für fünfzig Pfennig zu kaufen ist, kostete im Jahre 1923:

8.	Juli	1 500 Mark
15.	Juli	2 500 Mark
22.	Juli	3 000 Mark
29.	Juli	4 000 Mark
5.	August	8 000 Mark
12.	August	17 000 Mark
19.	August	50 000 Mark
26.	August	100 000 Mark
2.	September	150 000 Mark
9.	September	200 000 Mark
16.	September	1 000 000 Mark
30.	September	5 000 000 Mark
7.	Oktober	8 000 000 Mark
14.	Oktober	20 000 000 Mark
21.	Oktober	100 000 000 Mark
28.	Oktober	2 000 000 000 Mark
4.	November	3 000 000 000 Mark
11.	November	50 000 000 000 Mark

Bürgermeister Busse schied am 24. Juli 1924 als Gemeindevorsteher aus.

Sein Nachfolger wurde der Landwirt **Heinrich Adam Dietzel**, der bis 1929 Bürgermeister blieb. Er war ein Enkel des früheren Bürgermeisters Adam Dietzel und ließ während seiner Amtstätigkeit den zweiten Hochbehälter in der Untergrube bauen.

Am 20. Dezember 1929 wurde der Schmiedemeister **Adam Ruhlandt** als Vertrauensmann des Wahlvorschlags der Sozialdemokratischen Ortsgruppe zum Bürgermeister gewählt, nachdem er von 1924 ab bereits im Kreistag, dem er sechzehn Jahre zugehörte, und von 1926 bis 1929 unter Bürgermeister Dietzel als Gemeindevertreter mitgewirkt hatte. Seine erste Arbeit bestand darin, die Unkosten des unter Dietzel errichteten Wasserwerks in der Untergrube in Höhe von 20 000 Mark auf die einzelnen Gemeindeglieder umzulegen. Der sogenannte Teich, der nach dem Bau des erwähnten Hochbehälters überflüssig geworden war, wurde samt seiner undicht gewordenen Umfassungsmauer beseitigt. Die Sandsteinquadern, aus denen sie bestand, wurden am „Hirtenrain“ zur Befestigung desselben eingebaut, wobei der „Alte Graben“ eine Verbreiterung erfuhr; außerdem erhielt dadurch das Gemeindehaus, dessen westlicher Teil auch „Wach-

haus“ genannt wird, weil der frühere Nachtwächter dort einen Raum hatte, wo er nach beschwerlichem nächtlichen Rundgang seine Glieder ausstrecken konnte, einen haltbaren Untergrund. Sodann ließ Ruhlandt die ausbesserungsbedürftigen Nebenwege innerhalb der Ortschaft durch „Schiefersteinschotter“ befestigen und wandte sich daraufhin der Umgestaltung des Schulhofes zu. Beim Bau des neuen Schulhauses im Wondel hatte man nämlich versucht, den Neigungswinkel dieses zur Hintergasse abfallenden Schulhofes dadurch etwas zu vermindern, daß man die ausgeschachtete Erde östlich von dem Wirtschaftsgebäude aufschüttete, um wenigstens an dieser Stelle einen wenn auch nur ungefähr fünf Meter breiten, ebenen Platz in der Länge des Wirtschaftsgebäudes zu erhalten, der in zwei Hängen nach Osten und Norden zum übrigen Teil des Schulhofes hin sich senkte. In der Mitte des Osthanges führte eine aus Betonstufen bestehende Treppe zu dem Platz, den Klosettanlagen und den Hölzställen hinauf. Leider aber verwandelte jeder ausgiebige Regen diesen „Lehmberg“ in ein morastiges Gelände, das nicht nur nach und nach fortgeschwemmt, sondern auch mit den Schuhen der Schulkinder zum Kummer der Lehrer und Kehrfrauen in die Klassenräume getragen wurde. Bürgermeister Ruhlandt ließ diesen „Pädagogenhügel“, von dem die aufsichtführende Lehrkraft einen ungehinderten Blick in die entlegensten Ecken des Schulhofes, aber auch eine besänftigende Sicht über die Linden und Giebel am Anger hinweg zu dem fernher grüßenden Schiefergrundskopf hatte, abtragen und stattdessen in geringer Entfernung von dem besagten Wirtschaftsgebäude als Notstandsarbeit eine Sandsteinmauer mit einem von Norden heraufführenden Aufgang ziehen, wie sie heute noch, mit einem Eisenrohrgeländer verziert, zu sehen ist. Im Jahre 1932 ließ Ruhlandt schließlich ein hügeliges, mit Steinbrüchen durchsetztes Wiesenstück unterhalb der Graburg zu einem Sportplatz umgestalten.

Das Bürgermeisteramt übte Adam Ruhlandt bis zur Machtübernahme durch den Nationalsozialismus aus. Dann wurde er auf eigenen Antrag am 25. März 1933 beurlaubt und der Beigeordnete Karl Rimbach mit der Führung der Dienstgeschäfte vorübergehend beauftragt. Daraufhin fand am 1. April des gleichen Jahres die Neuwahl des Bürgermeisters statt, bei der die am 12. März bereits gewählten zwölf Gemeindevertreter, von denen fünf der *NSDAP* und sieben der *SPD* angehörten, wieder den beurlaubten Bürgermeister Adam Ruhlandt mit den sieben Stimmen der *SPD* zum Gemeindevorsteher wählten.

Vier Wochen später jedoch wurde laut Schreiben des Landrats Dr. Deichmann der Landwirt **Johannes Dietrich**, geb. am 6. September 1890 als Sohn des Ziegeleibesitzers und Landwirts Christoph Dietrich zu Weißenborn, zum kommissarischen Bürgermeister bestellt. Im Zuge der nationalsozialistischen Ausrichtung mußten die Angehörigen der *SPD* aus der Gemeindevertretung ausscheiden. Nach Vorschlag des Bürgermeisters wurden vom Vorsitzenden des Kreisausschusses andere Einwohner zu Mitgliedern der hiesigen Gemeindevertretung berufen, um die kommunale Selbstverwaltung aufrechtzuerhalten. Dietrich blieb bis 1945 Bürgermeister. Ihm ist der Bau der vom „Bach“ abzweigenden Straße durch die Sandhöfe den Wiesengrund hinunter bis zur Großburschlaer Landstraße zu verdanken. Dadurch wurde ein durch die nahe Zonengrenze augenblicklich zwar beeinträchtigter, aber für Fuhrwerke von der Bahnstation heraufführender bequemer Weg geschaffen, der die recht erhebliche Steigung der Großburschlaer Straße vor unserem Dorfe umgeht, wo früher bei schweren Fahren immer Vorspann geleistet werden mußte.

Im gleichen Jahre wurde der frühere Bürgermeister **Adam Ruhlandt**, durch den Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes bedingt, wieder an die Spitze der Gemeinde berufen, eine Aufgabe, die er mit Geschick und Verständnis für die Erfordernisse schicksalsträchtiger Jahre in einer schwergeprüften Gemeinde nach einem unglücklichen Kriege löste. Ein gerütteltes Maß von vielfältiger Arbeit wartete auf ihn, als man zum zweiten Male den alten Bürgermeisterschrank mit dem herunterklappbaren Schreibpult, der im Laufe der Zeit von Bürgermeister zu Bürgermeister gewandert war, in seiner Wohnung am „Teiche“ aufstellte. Nachdem bekannt geworden war, daß die Russen das deutsche Land bis zur Werra besetzen würden, wälzte sich ein nicht endenwollender Flüchtlingsstrom von Osten nach Westen. Über den Heldrastein kamen die Menschen in Scharen in unser Dorf, die sich hilfesuchend an den Bürgermeister Ruhlandt wandten. Manchmal waren es an einem Tage hundert Menschen und mehr, die er in seiner Gemeinde einquartieren mußte, weil es ihnen an Obdach und Nahrung fehlte, ehe sie mit Fuhrwerken oder Autos weiterbefördert werden konnten.

Neben der Durchschleusung der vielen Flüchtlinge richtete Ruhlandt sein Augenmerk auf den Wiederaufbau der durch den Fliegerangriff am 31. März 1945 arg zerstörten Ortschaft. Es galt, Baumaterial wie Eisen, Zement und Backsteine durch die Aufsichtsbehörden freizubekommen und unter die Geschädigten zu verteilen. Auch die Schulen, deren Klassenräu-

me laufend als Flüchtlingslager benutzt wurden, hatten schwere Schäden aufzuweisen. Sie mußten nach und nach ausgebessert und für den Schulbetrieb wieder hergerichtet werden. Zu den total zerstörten Häusern gehörte auch das sogenannte Brauhaus. Es wurde in der Weise wieder aufgebaut, daß im Erdgeschoß ein größerer Raum für einen Kindergarten und darüber im ersten Stockwerk eine Wohnung für einen Gendarmerieposten eingerichtet wurde. Doch erhielten nach Fertigstellung des Gebäudes die zu ebener Erde gelegenen Räume eine andere Zweckbestimmung. Anfänglich als Amtszimmer des Bürgermeisters benutzt, dienen sie augenblicklich dem hiesigen Arzt Dr. med. Langer als Praxisräume.

Im Jahre 1948 wurde **Georg Witthüser** als Kandidat der hiesigen Ortsgruppe der Sozialdemokratischen Deutschen Arbeiterpartei zum Bürgermeister gewählt. Eine fortschrittliche Gemeindevertretung zur Seite, entfaltete er eine rege Tätigkeit und setzte gar manches Werk in die Tat um, zu dessen Verwirklichung bisher die Voraussetzungen nicht gegeben waren. Neben anderen geleisteten Arbeiten, worüber in einem späteren Kapitel berichtet wird, sei an dieser Stelle eine gedrängte Übersicht seiner Wirksamkeit bis 1955 gegeben:

- 1948: Fertigstellung des unter Bürgermeister Adam Ruhlandt begonnenen Neubaus an Stelle des alten „Brauhauses“, das durch Kriegseinwirkung zerstört wurde, und Einrichtung eines Bürgermeisteramts im Erdgeschoß sowie einer Wohnung im Obergeschoß des erwähnten Gebäudes.
- 1949: Verlegung der Wasserleitung zum Friedhof an der Rambacher Straße und Neueinzäunung desselben.
- 1950: Instandsetzung der Gemeindewege und der Ortsdurchfahrt Bachstraße – Mittelgasse, Umbau der „alten Schule“ bei der Kirche zu Wohnzwecken für drei Flüchtlingsfamilien.
- 1951/1952: Vorbereitung und Durchführung des Baues einer Waspumpstation vor dem Spattel.
- 1953/1954: Vorbereitung und Durchführung des Umbaues der neuen Schule.
- 1955: Durchführung der Ortskanalisation.

Wenn im vorhergehenden leider nur die Bürgermeister der letzten hundert Jahre einer Betrachtung unterzogen werden konnten, so liegt das daran, daß die Namen früherer Gemeindevorsteher mit wenigen Ausnahmen

nicht zu ermitteln waren und erst recht kein urkundliches Material vorlag, das über ihre Wirksamkeit hätte Aufschluß geben können, eine bedauerliche Feststellung, die vielleicht dazu anregt, daß man in unserer Gemeinde dazu übergeht, Akten nicht wie bisher auf irgendeinem staubigen Boden der Vernichtung anheimfallen zu lassen, sondern sie sorgfältiger zu behandeln, um so allmählich zu einem Dorfarchiv zu kommen, aus dem zukünftige Heimatforscher das herausfinden können, was zur Darstellung vergangener Zeiten unumgänglich nötig ist.

Eine Gemeinde ist das, was ihre Bewohner und führenden Persönlichkeiten aus ihr machen. Mögen in unserem Dorfe immer die Männer an maßgeblicher Stelle wirken, die bewiesen haben, daß sie das Gemeinwohl über die eigenen Interessen zu stellen vermögen.

Von der Jahrhundertwende bis zum Kriegsausbruch 1914

Der Zeitraum vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg konnte, soweit Aufzeichnungen in Form von Tagebucheintragungen und Zeitungsnotizen ausfindig zu machen waren, die für das Geschehen innerhalb unseres Dorfes und seiner Umgebung bemerkenswert genug schienen, chronologisch wie folgt festgehalten werden:

10. Januar 1900. Unter einem Unstern trat der auf dem Vorwerk Marienhof beschäftigte Dienstknecht Christoph Fischbach aus Weißenborn über die Schwelle des neuen Jahrhunderts. Bei einer durch Göpelwerk betriebenen Futtermaschine wollte er eine aufgetretene Hemmung beseitigen. Hierbei wurde die rechte Hand von den Triebwalzen erfaßt, die den Arm nachzogen. Finger, Hand und Unterarm wurden nacheinander in Stücken von Häcksellänge durch die scharfen Messer abgeschnitten und der Oberarm vom Getriebe zermalmt. Nach einem Notverband fand der Bedauernswerte Aufnahme im Eschweger Krankenhaus.

1. Mai 02. Die ungünstigen Verkehrsverhältnisse, unter denen Weißenborn bis zur Jahrhundertwende zu leiden hatte, erfuhren durch den Bau der Eisenbahnlinie Schwebda – Treffurt eine weitgehende Besserung. Wollte jemand mit der Bahn verreisen, so hatte er bisher einen zweistündigen Fußmarsch nach Eschwege zurückzulegen. Nach vollendetem Bau der Werratalbahn erhielten die Einwohner unseres Dorfes das nur 5 km entfernte Großburschla als nächste Bahnstation. Am 17. Oktober 1900 wurde der erste Spatenstich zum Bau der neuen Strecke beim Bahnhof Schwebda ohne jedes Zeremoniell getan. Bereits 1861 schien die erstrebte Bahnverbindung Ereignis werden zu sollen. Es war damals der Bau der Halle – Kasseler Bahn von Preußen beschlossen und die Strecke bis Heiligenstadt festgelegt. Nach dem ersten Spatenstich schritt der Bau der Strecke Schwebda – Treffurt unter der Leitung des Bau- und Betriebsinspektors Donnerberg, Kassel, und des Regierungsbaumeisters Eggers, Wanfried, rüstig vorwärts, so daß die landespolizeiliche Abnahme am 22. April 1902 geschehen konnte und die Inbetriebsetzung mit dem 1. Mai des gleichen Jahres möglich wurde.

Am Morgen des großen Tages, nachdem bereits zwei fahrplanmäßige Züge von Treffurt nach Eschwege bzw. in entgegengesetzter Richtung ver-

kehrt hatten, begann die Eröffnungsfeier der neuen Bahnstrecke um 9³/₄ Uhr in Gestalt einer Festfahrt von Eschwege nach Treffurt, dem vorläufigen Endpunkt der Bahnlinie, und zwar im Anschluß an den von Niederrhone 9.31 Uhr einlaufenden Zug, mit dem Regierungspräsident von Trott zu Solz, Eisenbahndirektionspräsident Ulrich, Präsident der Generalkommission von Baumbach, Oberpostdirektor Geheimrat Hoffmann u. a. zur Teilnahme an der Festlichkeit eintrafen, während der Oberpräsident am Erscheinen verhindert war. Am Bahnhof Eschwege harrten der Ankommen- den, von der Kapelle Muscat mit einem Marsch begrüßt, die als Festgäste geladenen Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden von Eschwege, an ihrer Spitze Landrat Keudell, Bürgermeister Vocke sowie zwei Delegierte der Handelskammer. Nach gegenseitiger Begrüßung wurde der aus zehn Wagen und der bekränzten Lokomotive Nr. 1726 bestehende Sonderzug bestiegen, der dann 9.50 Uhr unter fröhlichen Weisen der mitfahrenden Stadtkapelle in Gegenwart zahlreicher Zuschauer aus dem Bahnhof rollte. Für alle Stationen war das Ereignis von einmaliger Bedeutung. Alle Stationsgebäude trugen Flaggen und Blumenschmuck. Die Vertreter der Ortsbehörden, die Vereine und Schulen bildeten Spalier, hinter denen eine freudig erregte Menge Zeuge des seltenen Schauspiels wurde. Die Gesangsvereine und Schulkinder trugen Lieder vor, und die Vertreter der Ortsbehörden sprachen in ihren Begrüßungsworten den Förderern der Bahn ihren Dank für das endliche Zustandekommen des Unternehmens aus. Überall wurde der Zug mit kräftigen Hurras begrüßt und verabschiedet. – Der erste fahrplanmäßige Zug nach Eschwege brachte wenig Verkehr, nur zehn Fahrkarten wurden gelöst. Die erste Fahrkarte für die Strecke Wanfried nach Eschwege wurde an einen Eschweger Einwohner namens Oskar Reiter ausgegeben.

Durch die neue Bahnlinie wurde eine Gegend erschlossen, die wegen ihrer landschaftlichen Schönheit getrost den Vergleich mit manchen Touristengebieten unseres Vaterlandes aufnehmen kann. Tatsächlich steigerte sich der Fremdenverkehr nach Inbetriebsetzung der Bahn von Jahr zu Jahr. Mit der Eröffnung der obigen Bahnstrecke stellte die Personenpost, die bisher den Verkehr zwischen Eschwege und Eisenach vermittelt hatte, ihre Fahrten ein und wurde damit ein stilles Opfer des mit Rauch und Lärm sich in Bewegung setzenden technischen Zeitalters. Die Stadt Wanfried ließ es sich nicht nehmen, auch dieses Ereignis gebührend zu feiern. Als sich der langgediente Postwagen zur letzten Fahrt mit seinen zwei Passagieren der Stadt näherte, ließ man die Gegend am Untertor in bengalischer Beleuch-

tung erstrahlen. An der Gastwirtschaft Rexrodt hatte ein Fackelzug mit der Stadtkapelle an der Spitze Aufstellung genommen, und die Pferde des Postwagens wurden von hier aus von zwei Beamten in feierlichem Fackelzuge zum Postamt geführt. Während nun die Fahrpost nach Treffurt abgefertigt wurde, spielte die Stadtkapelle, und unter den Klängen von „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ gab ihr der Kgl. Kammerherr von Scharfenberg den letzten Gruß der Werrastadt mit auf den Weg.

15. Februar 04. Heute fanden Reichstagswahlen statt, bei denen in Weißenborn 47 Stimmen für den nationalliberalen Gutsbesitzer Hermann von Christen, 26 Stimmen für den freisinnigen Volksschullehrer Merten, 11 Stimmen für den Deutschsozialen und Antisemiten Raab und 21 Stimmen für den Sozialdemokraten Hugo abgegeben wurden. Bei den notwendig gewordenen und am 1. März 1904 erfolgten Stichwahlen erhielten hierorts Raab 72 Stimmen und Hugo 40 Stimmen.

9. Mai 06. Eine öffentliche Fernsprechstelle soll in unserer Gemeinde eingerichtet werden. Da der Antrag zu spät eingereicht worden ist, dürfte wohl erst im Frühjahr des kommenden Jahres mit den Arbeiten begonnen werden. Die Leitung soll von hier nach Großburschla führen.

26. Juli 06. In Treffurt trafen die ersten italienischen Arbeiter ein, die bei dem Neubau der Bahnstrecke Treffurt – Hörschel – Eisenach, deren Bedeutung für die Verkehrsverhältnisse unseres Dorfes unschätzbar ist, eingesetzt werden sollen.

12. November 06. Bei einer heute vorgenommenen Treibjagd in der Gemarkung Rambach konnten von einem Dutzend Jäger nicht mehr als ein Häschen und eine dreibeinige Ricke geschossen werden.

21. Januar 07. Nach dreijähriger Pause wurde der hiesige Gesangverein unter seinem neugewählten Dirigenten Lehrer Otto Heinemann wieder zu neuem Leben erweckt.

25. Januar 07. Bei den heute stattgefundenen Reichstagswahlen wurden 19 Stimmen für den nationalliberalen Volksschullehrer Heinrich Theodor Kimpel, 54 Stimmen für den Freikonservativen Raab und 41 Stimmen für den Sozialdemokraten Eckardt abgegeben, während sich die hiesigen Einwohner bei der notwendig gewordenen und am 5. Februar des gleichen Jahres durchgeführten Stichwahl mit 94 Stimmen für Raab und mit 52 Stimmen für Eckardt entschieden.

10. April 07. In Rambach wurde eine Posthilfsstelle errichtet.

10. April 07. In der Hoffnung auf Beteiligung an der Köhlerschen Millionenerbschaft entfalten mehrere Einwohner unseres Dorfes eine rege Tä-

tigkeit. Anfang Mai wird hier ein Londoner Agent zwecks Entgegennahme einer Vollmacht zum Ergreifen weiterer Schritte erwartet. Die Erbschaft, um die es sich handelt, soll in einer riesengroßen Farm in Britisch-Indien bestehen. Es fehlt nicht an Leuten, die da meinen, daß, falls eine solche Hinterlassenschaft bestünde, der richtigste Weg zur Erlangung derselben durch das deutsche Konsulat führen müßte.

18. April 07. Eine Bremer Zigarrenfabrik beabsichtigt, in unserem Orte eine Filiale zu errichten. Ein solches Unternehmen wird von den hiesigen Arbeitern sehr begrüßt, während die Bauern einen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften befürchten.

21. April 07. Anläßlich seiner vierzigjährigen Amtszeit als Kirchenältester wurde Landwirt Peter Dietzel das Allgemeine Ehrenzeichen überreicht.

10. Mai 07. Die Köhlersche Erbschaftsangelegenheit hat mit einem großen Katzenjammer geendet. In hiesigem Orte sowohl als auch in einer Reihe von Dörfern unseres Kreises und des benachbarten Eichsfeldes war bei allen Interessenten ein wahrer Erbschaftstaukel entstanden. Man machte stundenweite Reisen, um festzustellen, wie eng verwandt man mit dem im Jahre 1800 zu Jaffa in Syrien verstorbenen, aus Rimborn in Oberhessen stammenden englischen Generalmajor George Frederic Köhler sei. Etwa hundert Parteien hatten bis in die neueste Zeit Prozesse gegeneinander und gegen den englischen Fiskus wegen Verteilung bzw. Herausgabe der Erbschaft geführt. Gewissenlose Agenten benutzten die Angelegenheit, um im Trüben zu fischen, ließen auf vage Zusicherungen hin sich Vollmachten ausstellen und nahmen den Leichtgläubigen Vorschüsse ab. Jetzt wurden nun die Beteiligten vom Ministerium des Auswärtigen mit dem Inhalt einer von dem deutschen Generalkonsulat in London abgefaßten Denkschrift bekannt gemacht, in der darauf hingewiesen wurde, daß das englische Kanzleigericht bereits 1862 in letzter Instanz entschieden hat, daß die Nachkömmlinge einer Frau Elisabeth Bauer geb. Humbus aus Cornberg i. T. sowie diejenigen eines gewissen Matthias Köhler aus Rimborn in Oberhessen als die beiden einzigen erbberechtigten Sippen anzuerkennen sind.

15. Mai 07. Die Strecke Treffurt – Hörschel wird voraussichtlich am 1. November dieses Jahres mit den an der 40 km langen Bahnlinie gelegenen Stationen Falken, Frankenroda, Mihla, Creuzburg und Hörschel eröffnet werden.

28. Mai 07. Die Separation in der hiesigen Flur mit Feld, Wald und Wiesen ist soweit gediehen, daß von heute ab durch einen Landmesser von der Eschweger Spezialkommission die Plananweisung erfolgen kann.

29. Juli 07. Die Eschweger Stadtverwaltung verpachtete die Fischerei im Schlierbach, wozu sich neun Bieter eingefunden hatten, von denen Fabrikant August Brill mit 45 Mark den Zuschlag erhielt.

2. August 07. Jetzt endlich wurde in unserem Orte und in dem benachbarten Rambach eine öffentliche Fernsprechstelle errichtet.

1. Oktober 07. Mit dem heutigen Tage hat der Taler aufgehört, ein gesetzliches Zahlungsmittel zu sein.

15. Oktober 07. Die neue Bahnlinie Treffurt – Eisenach wurde heute dem Verkehr übergeben. Früh 5 $\frac{1}{4}$ Uhr fuhr der erste Zug nach Eisenach ab; der erste Zug von dort lief in Treffurt fünf Minuten vor 10 Uhr ein. Die neue Strecke bleibt im Betrieb geteilt, da Eisenach – Treffurt der Eisenbahndirektion Erfurt und Treffurt – Eschwege der Direktion Kassel untersteht. Der Bau der Bahnstrecke Treffurt – Hörschel kostete insgesamt vier Millionen Mark. Dazu kamen noch zweihunderttausend Mark für Grunderwerbskosten, die von den beteiligten Gemeinden getragen wurden. Einen erheblichen Teil der Baukosten erforderten die fünf Werrabrücken. Sie bestehen aus Stein- und Eisenkonstruktion, enthalten durchweg eine bis zwei Stropfpeiler und nehmen bereits Bedacht auf die projektierte Werrakanalisation. Für den Bau der Brücken wurden vier Fünftel Millionen Mark verausgabt. Die neue Bahn hat eine Länge von 29,9 km; davon entfallen 6,7 km auf die Provinz Sachsen, 18,7 km auf das Großherzogtum Sachsen-Weimar und 4,5 km auf das Herzogtum Gotha.

25. Oktober 08. Heute morgen gleich nach dem Kirchenläuten stürzte der Oberteil des Steinfachwerks unseres Kirchturms ein. Die Trümmer durchschlugen die Decke und fielen in den Eingang. Wäre der Vorfall nur einige Minuten später eingetreten, hätte großes Unheil unter Verlust von Menschenleben angerichtet werden können. Der Gottesdienst mußte im neuen Schulhause abgehalten werden.

28. Oktober 09. Das Allgemeine Ehrenzeichen wurde dem Kirchenkastenmeister Johann Adam Dilling von hier verliehen.

11. April 10. Die Hebamme Quicking aus Rambach, die viele Jahre hindurch neben den Knaben und Mädchen unserer Nachbargemeinde auch die Weißenbörner Kinder zur Welt bringen half, konnte ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern.

13. April 10. Das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude des hiesigen Einwohners Martin Schneider wurden ein Raub der Flammen. Noch vor Beginn der Löscharbeiten hatte das Feuer bereits auf Wohnhaus und Scheune des Einwohners Georg Mäurer übergegriffen und sich so schnell verbreitet, dass die Hausbewohner nur mit knapper Not das nackte Leben retten konnten. Wassermangel erschwerte den Löschdienst der Weißenbörner Feuerwehr.

07. November 10. Bei einer von den hiesigen Jagdpächtern abgehaltenen Treibjagd, an der sich 14 Weidmänner beteiligten, wurden in kurzer Zeit sechs Rehe und sieben Hasen zur Strecke gebracht. Unter den erlegten Rehen befand sich ein Tier von fast weißer Farbe.

28. Dezember 10. Landwirt Johann Peter Dilling II erhielt für seine mustergültige, nach den Vorschriften des landwirtschaftlichen Kreisvereins ausgeführte Düngerstätte vom Kreisausschuss eine Geldprämie.

01. April 11. Der verflossene Monat März zeichnete sich durch eine abnorme Wärme aus.

27. April 11. Auch der Monat April brachte während eines Zeitraumes von siebzehn Tagen stark sommerliche Temperatur.

13. Juli 11. Die anhaltende Dürre zeigt bereits ihre verderblichen Wirkungen. Wenn die Trockenheit noch weiter so anhält, wird auf eine Grummernte nicht zu rechnen sein, da das Gras verdorrt ist.

31. Juli 11. Immer unerträglicher wird die geradezu tropische Hitze, und noch ist nicht das geringste Anzeichen einer Wetteränderung wahrzunehmen. Beim Weizen und Hafer ist Notreife eingetreten. Der außergewöhnlich heiße Sommer hat die Landwirte in Bedrängnis gebracht, da die Sterblichkeit unter dem Vieh, besonders unter den Schweinen, so groß wie kaum zuvor ist. Dazu herrscht Futtermangel. Das Pfund Butter ist um fünf Pfennig teurer geworden.

4. August 11. Die Hundstage haben kaum angefangen, und schon beginnen die Blätter von den Bäumen zu fallen, als wäre der Herbst bereits eingeleitet. Wegen der durch die anhaltende Trockenheit verursachten Schädigungen der Rübenfelder hat sich der Preis für Zucker um sechs Mark pro Doppelzentner erhöht.

14. August 11. Die Butter ist wieder teurer geworden. Das Pfund kostet jetzt 1,55 bis 1,60 Mark.

31. Oktober 11. Ein Raiffeisen-Verein wurde in unserem Dorfe ins Leben gerufen. Den Vereinsvorsitz übernahm der Landwirt Adam Faber, Rechner wurde Hauptlehrer Christian Vaupel, während zum Vorsitzenden

des Aufsichtsrates Bürgermeister Martin Jacob gewählt wurde. Fünfzig Mitglieder traten dem Vereine sofort bei.

10. März 13. Wie allenthalben im Reiche wurde auch hier der heutige Tag zur Erinnerung an die große Zeit der Befreiungskriege vor hundert Jahren festlich begangen. In einer gottesdienstlichen Feier, an der außer dem hiesigen Krieger- und Militärverein die ganze Gemeinde teilnahm, gedachte Pfarrer Witzel der tiefen Erniedrigung Deutschlands und zeigte, wie Glaube und Vaterlandsliebe in einem besiegt Lande Kräfte entwickeln und freimachen können, die die ärgsten Fesseln zu sprengen und das Volk wieder emporzuführen vermögen. Wenn auch das kurfürstliche Hessen noch bis zum 26. Oktober 1813 unter dem Druck der Fremdherrschaft stand, so war die vaterländische Gesinnung an den Ufern der Werra und Fulda nicht minder stark als in den östlichen Gebieten, wo die Flamme der Freiheitsliebe zuerst zum Ausbruch kam. Als die Franzosenherrschaft nach der Schlacht bei Leipzig endlich beseitigt war, stellte das kleine, ausgesogene Hessen 24 000 Mann ins Feld. Die Feier wurde durch Chöre des Gesangsvereins umrahmt. Auch in Rambach fand aus gleichem Anlass eine Jahrhundertfeier in der Kirche statt. Die Ehrentafel der Feldzugsteilnehmer, Kanzel und Emporen prangten im Schmuck der Girlanden. Den Altar zierte reicher Blumenflor.

12. Juli 13. Die Rambacher Gemeindejagd wurde an zwei Eisenacher Herren für 1 470 Mark verpachtet, während der frühere Pachtpreis nur 655 Mark betrug.

30. Juli 13. In der Weißenbörner Gemarkung fand man einen Haferhalm, der die seltene Länge von 2,07 m aufwies und an dem nicht weniger als 107 Körner angesetzt waren.

25. Oktober 13. In Rambach kam das von Pfarrer Witzel verfasste Festspiel „Pfarrer Streibelein“ zur Aufführung. Nicht nur die Einheimischen, auch zahlreiche Gäste aus der Umgegend waren gekommen, um ihre Freude an dieser Art der Heimatpflege zu bekunden. In bunten Bildern zogen die Ereignisse des Jahres 1813 an dem Beschauer vorüber. Es war herzerfreuend, wie die Laienspieler aus der Gemeinde mit Eifer und Geschick ihre Aufgabe erledigten. Das Festspiel, für das Volk geschrieben und vom Volke gespielt, war zugleich ein Abschiedsgruß des scheidenden Pfarrers an seine beiden Kirchspielgemeinden.

22. Januar 14. Die Jungmannschaft unseres Ortes strebte schon lange danach ihre Kräfte in einem Turnverein zu stählen. Daraufhin gingen einige Leute daran, einen sogenannten „Freien Turnverein“ zu gründen.

Bald aber kehrten die meisten jugendlichen Mitglieder diesem Verein den Rücken, um einen „Deutschen Turnverein“ ins Leben zu rufen, ein betrübliches Zeichen dafür, dass scheinbar die Leibesertüchtigung in Zukunft nur unter einer bestimmten politischen Ausrichtung betrieben werden kann.

31. Januar 14. Ein neues Schulgebäude soll hierselbst gebaut werden. Die Vorarbeiten hierzu sind im Gange. Die jetzigen Schulräume reichen für die stetig wachsende Kinderzahl nicht mehr aus. Gegenwärtig hat man sogar einen behelfsmäßigen Klassenraum in einer Privatwohnung eingerichtet.

11. Februar 14. Unter zahlreicher Beteiligung wurde heute der Landwirt und Veteran Adam Heckeroth von hier zur letzten Ruhestätte getragen. Der Entschlafene, der ein Alter von 70 Jahren erreichte, diente in den Jahren 1864/66 bei dem Inf.-Regt. 87 und machte den Feldzug 1870/71 mit.

25. Februar 14. Jetzt will man dem notwendigen Ausbau des Weges Rambach – Rittmannshausen nähertreten. Schon seit geraumer Zeit ist diese neue Verbindung zwischen den beiden Dörfern katastriert. Für unsere Gegend bedeutet sie ein Lebensinteresse, weil nach Fertigstellung der geplanten Straße die Verbindung zum südlichen Ringgau, der durch die Verlegung des Gestüts nach Altefeld an Bedeutung gewonnen hat, erheblich verkürzt wird.

22. März 14. Heute wurde das vor acht Tagen im Saal der hiesigen Gastwirtschaft Bernhard Dietzel mit heimischen Laienkräften aufgeführte und bereits erwähnte Festspiel von Pfarrer Witzel, das seine Premiere im Herbst des vorigen Jahres in Rambach erlebte, zum zweiten Male gespielt, um auch dem auswärtigen Publikum Gelegenheit zum Besuch zu geben. Der Erlös der beiden Aufführungen soll zum Besten der im Bau begriffenen Orgel für unser neues Gotteshaus verwendet werden.

23. Mai 14. Heute morgen überflog zum ersten Male, seitdem die Menschen begannen, sich den Luftraum zu erobern, ein Flugzeug in beträchtlicher Höhe vom Heldrastein her in westlicher Richtung unser Dorf.

20. Juni 14. Für den Neubau unseres zweiklassigen Schulhauses wurden jetzt von dem Eschweger Architekten Volkmar die Arbeiten ausgeschrieben.

Vom Beginn des ersten Weltkrieges bis zur Überwindung der inflationistischen Nachkriegsverhältnisse

Wie überall rief der Krieg auch viele Männer und Jünglinge aus den beiden Dörfern unseres Kirchspiels zum harten Kampfe auf zahlreiche Schlachtfelder. Mancher brave Einwohner opferte sein Blut für Heimat und Vaterland. Die Namen der Gefallenen stehen eingemeißelt auf den Ehrentafeln unseres Kriegerdenkmals. Ein wechselvolles Bild aus jener Zeit vermitteln uns die Eintragungen, die von den Pfarrern Helwig Schmidt und Albert Zieske in der Chronik unseres Kirchspiels vorgenommen wurden.

1. August 1914. Überall aufgestörte, tiefernte Gesichter und nasse Augen. Am gleichen Abend wird in beiden Gemeinden Abendmahlgottesdienst für die Mitkämpfer und ihre Familien angeordnet.

2. August 14. Der Pfarrer legt seiner Sonntagspredigt das Wort aus Markus 13, 7 zugrunde: „Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet euch nicht; denn es muß also geschehen. Aber das Ende ist noch nicht da.“ Die Kirche war übervoll. Viele weinten, wohl alle hatten Tränen in den Augen. Das Abendmahl ist selten mit solchem Ernst genommen worden. In Weißenborn weihten wir die Kirche mit diesem Gottesdienst ein.

18. August 14. Heute morgen um sieben Uhr brach in der Scheuer des Landwirts Karl Heckerroth Feuer aus, das das Gebäude mit sämtlichen Getreide- und Futtermitteln vernichtete. Auch das angrenzende Stallgebäude des Landwirts Adam Heckerroth wurde ein Raub der Flammen, während das Wohnhaus durch das Eingreifen der Feuerwehr teilweise gerettet werden konnte.

26. August 14. Die Siegesnachrichten kamen, wenn auch alle sehr verspätet, hier an und wirkten befreiend. Es scheint ja gut zu gehen.

27. September 14. Am heutigen Tage wurde die Nachricht verbreitet, daß der erste Weißenbörner sein Leben für das Vaterland gelassen habe. Martin Heckerodt, Joh. Adams Sohn, wohnhaft am „Teich“, geb. 24. Oktober 1892, fiel am 6. September 1914 bei Ippenkurth.

15. November 14. Die Zahl der gefallenen Helden betrug bis zum heutigen Tage sechs. Der Pfarrer konnte für sie leider bis jetzt nicht den Trauergottesdienst halten und ebensowenig die Angehörigen trösten. Infolge

eines Unfalls, der dadurch entstand, daß beim Apfelpflücken die Leiter mittendurch brach und der Pfarrer beim Sturz einen starken Bluterguß am rechten Oberschenkel erlitt, wurde er am 28. September jäh aus seiner Arbeit herausgerissen. Er wurde nach Eschwege geschafft und konnte erst am 15. November seinen Dienst wieder aufnehmen. An diesem Tage mußte er einen vierzigjährigen Mann, Christoph Heiderich aus Rambach, beerdigen, der beim Holzfällen in der Graburg tödlich verunglückt war.

16. November 14. Heute fiel der erste Schnee. Draußen rechtes Novemberwetter. Es schneit, regnet und stürmt; feuchtkalte Nebel lagern über der Erde, und ganz nahe bevor steht der harte Winter. Da denken die Zurückgebliebenen ganz besonders der Kämpfer im Felde, ihrer Not und ihrer Opfer.

16. Dezember 14. Der Held des Tages ist Hindenburg. Auf Tannenberg folgte Lodz. In diesen Tagen kam die Nachricht, daß hier die Russen 150 000 Mann verloren haben sollen. Am Sonntagabend zwischen sechs und sieben Uhr erklangen darob zum Lobe Gottes die Glocken. Im Westen dauert der Stellungskrieg in den Linien Nieuport – Lille – Arras – Verdun – Vogesen fort.

5. Januar 15. Das neue Jahr kam diesmal still und ernst:

„Wir gehn dahin und wandern
von einem Jahr zum andern
durch Krieg und große Schrecken,
die alle Welt bedecken.“

Und doch war Gottvertrauen und Zuversicht der Grundton alles Denkens: „Uns ist bange; aber wir verzagen nicht.“ An Geldspenden wurden bis zum heutigen Tage in Weißenborn 926,41 Mark, in Rambach 561 Mark aufgebracht, die in erster Linie den Familien der ins Feld Gezogenen und dem Roten Kreuz zugeführt wurden. In Goldmünzen konnte aus Weißenborn ein Bestand von 2 160 Mark, aus Rambach ein solcher von 1 930 Mark der Reichsbank zugeleitet werden.

27. Januar 15. Festgottesdienst anläßlich des Geburtstages Wilhelms II. In beiden Kirchspielgemeinden nahm der Krieger- und Militärverein geschlossen mit umflorter Fahne daran teil. Gegen Schluß des Gottesdienstes wurden in Weißenborn die Namen der Gefallenen verlesen. Die Gemeinde erhob sich zu ihren Ehren von den Sitzen, die Fahne des Kriegervereins wurde bei jedem Namen gesenkt.

12. Februar 15. Der Kaiser in Ostpreußen. Die Russen räumen ihre dortigen Stellungen. 26 000 Gefangene. Hier wurde nicht geläutet, weil die Nachricht zu spät eintraf. Die Leute fragen: „Was sollen wir mit den vielen Gefangenen? Sie essen uns arm.“ Immer mehr LandsturMLEute werden eingezogen, in Weißenborn allein sieben, darunter auch der seit einigen Wochen hier beschäftigte Lehrer Heinrich Wagner.

15. Februar 15. Kuchen werden immer noch gebacken. Bei der Frau eines Rambacher Kriegsteilnehmers, die heute zwei Schweinchen schlachtete, waren etwa dreizehn erwachsene Personen bei Kaffee und Kuchen beschäftigt. Daß unser Volk sich sehr weit vom Schuß weiß und die Pflichten nicht recht einsieht, die der Krieg jedem auferlegt, geht auch aus folgendem hervor. Im Darlehnskassenverein Rambach wurden dieser Tage zirka 110 Zentner Superphosphat bestellt. Es war nicht mehr zu haben. Stattdessen wurde Peru-Guano angeboten. Trotzdem man seine Güte hervorhob und die Notwendigkeit einer reichen Ernte für das Volksganze betonte, war das Ergebnis, daß statt 110 jetzt ganze sechs Zentner von dem unbekannten Düngemittel bestellt wurden. Viele jammern aus Gewohnheit: „Ach, wäre der Krieg erst vorbei“ und haben doch seine ganze Härte noch nicht ahnend verspürt.

17. Februar 15. Siegesgeläut: In Ostpreußen Russen über die Grenze geworfen. Mehr als 50 000 Gefangene, über 40 Geschütze und 60 Maschinengewehre neben unübersehbarem Kriegsmaterial erbeutet.

18. Februar 15. Kriegsbeute in Ostpreußen auf 64 000 Gefangene erhöht. Bei Plozk 3 000 Gefangene. Luftschiff „L 3“ in Dänemark verloren. In der Natur weht schon mancher Hauch vom kommenden Frühling.

19. Februar 15. Adam Feige aus Rambach am 5. Februar bei Rawa verwundet, liegt im Reservelazarett Straubing an der Donau. Martin Tippach aus Weißenborn, geb. 29. September 1891, ist am 13. Februar 1915 in einem Feldlazarett zu Dun, etwa 30 km nördlich von Verdun an der Maas, seinen Wunden erlegen.

10. März 15. Soeben waren Wilhelm Roth und Wilhelm Pfister, Wilhelms Sohn, beide aus Rambach, hier, um als einberufene LandsturMLEute Abschied zu nehmen. – Die Kälte des Spätwinters ist groß; noch heute früh um acht Uhr zeigte das Thermometer neun Grad Celsius.

15. März 15. Heute wurden, seit Rambach und Weißenborn bestehen, die ersten Brot- und Mehlkarten ausgegeben. In Rambach gab es nur Mehlkarten, aber kein Mehl. Dieses, so hieß es, könnten wir uns in Eschwege, Wanfried oder Weißenborn holen. Glücklicherweise bekamen wir unser

festgesetztes Quantum für 14 Tage und vier Personen, 22,4 Pfund, in Weißenborn, von wo es der Kirchenjunge Georg Quickening holte. Es stehen also jeder Person für den Tag 200 Gramm Mehl zur Verfügung. Währenddessen lagert das beschlagnahmte Korn in aller Reife weiter auf den Böden der Bauern, und die drei hiesigen Müller haben nichts zu tun.

Der bisher vermißte Adam Schein aus Weißenborn hat sich jetzt gemeldet. Er ist im September vorigen Jahres in französische Gefangenschaft geraten und seit dem 26. Oktober in Casablanca (Marokko) interniert. Erst im Januar hat er den ersten Brief an seine in banger Sorge befindlichen Eltern geschrieben, der vor vierzehn Tagen ankam. Unter dem Brief, der Scheins Wohlbefinden kurz kundgibt, stehen in deutscher Schrift, wahrscheinlich von einem französischen Zensor hinzugefügt, die Worte: „Hoffentlich wird Deutschland bald kaputt und wir zu Hause sein.“

20. März 15. Heute nachmittag gegen 5 Uhr war von der Rambacher Flur (Weißenbörner Weg) aus ein Zeppelinluftschiff zu beobachten, das in eiliger Fahrt mit Westwind nach Osten flog.

Die Leute fahren fleißig fort, zwei bis drei Kuchen auf einmal zu backen.

22. März 15. Unter guter Beteiligung fand der letzte Strickabend in der Schule statt. Den treuen Frauen und Mädchen wurde Dank gesagt. Am dankbarsten werden die Soldaten im Felde sein.

25. März 15. Zum ersten Mal seit sechs Monaten konnte der Pfarrer wieder zu Fuß nach Weißenborn gehen.

22. April 15. Das schöne Frühlingswetter hält schon fast zwei Wochen an. Die Knospen schwellen. Die Stachelbeeren haben schon längst ihr grünes Kleid angezogen und entfalten in wenigen Tagen ihre Blüten. Auf den Feldern ist rege Tätigkeit vorhanden. Der letzte Hafer wird gesäht, und mit dem Kartoffellegen kann begonnen werden. In herrlicher, ländlicher Stille genießen wir den Frühling und denken doch nur an das eine, an den Krieg da draußen mit seinem Lärm und Toben, mit seinem Kämpfen und Sterben.

Als Dank für die übersandten Heimatgrüße (Mitteilungsblatt, herausgegeben von Pfarrer Paulus, Abterode) kam manch schöner Brief an. Der von Landsturmmann Wehn in Weißenborn wurde von der Kanzel verlesen.

Hauptlehrer Vaupel ist erholungsbedürftig. Er hat zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Urlaub vom 15. April bis 15. Juli bekommen. Die Kinder in Weißenborn habe jetzt nur neun Stunden wöchentlich Unterricht.

3. Mai 15. Heute Abend kam Lehrer Krach zum Pfarrer und verkündete: „Großer Sieg errungen. Die russische Front an mehreren Stellen durch-

brochen.“ Der Landrat telephonierte: „Nur läuten! Näheres folgt morgen.“ Am anderen Tage hörte man durch die Zeitung vom Durchbruch am Dunajec (Galizien). So erklangen nach langer Pause wieder die Siegesglocken über unserem Orte.

5. Mai 15. Heute vormittag erschien der Wachtmeister von Wanfried und brachte ungeheure Zahlen über die Siegesbeute im Südosten (160 000 Gefangene usw.). Die Glocken erklangen fast von selbst wieder, und alles freute sich.

5. Mai 15. Die „Lusitania“ durch deutsche Torpedo gesunken. England und Amerika schimpfen über deutsche Piraterie. Doch die Frage, die jetzt am meisten in aller Munde ist, heißt: Was wird Italien tun?

Die Witterung ist anhaltend schön: Immer Sonnenschein und Ostluft. Reiche Zwetschen-, Kirschen- und Birnenblüte. Ein warmer Regen täte bald not. Die Kolonialwarenpreise werden weiter steigen. Doch Gott gab uns die Kartoffel, den Mut und den Glauben. Er wird durchhelfen.

19. Mai 15. Trotzdem die Nachlese infolge des Durchbruchs bei Gorlice-Tarnow immer noch zunimmt, trotzdem alle Sturmangriffe gegen die Dardanellen gescheitert sind, kann man doch aus dem Munde der einfachsten Frauen hören: „Es steht sehr schlimm, wenn Italien jetzt noch anfängt.“ In Weißenborn sieht man nur noch wenige Männer. Heinrich Schabacker war kürzlich vierzehn Tage auf Erholungsurlaub hier. Er war im November auf Höhe 60 bei Ypern verwundet und in Hamburg geheilt worden. Er wußte viel von der furchtbaren Wirkung der schweren Artillerie zu erzählen.

Der ungediente Landsturm und selbst der gediente zweiten Aufgebots bis zu 45 Jahren ist in diesen Tagen gemustert worden.

Die Beurlaubten rühmen immer wieder die Ordnung, die sie hier in der Heimat antreffen. Daß alles seinen gewohnten Gang geht, beruhigt sie sehr. Möchte dieser Geist und die Hingabe an das große Ganze uns noch lange, auch in den Zeiten des Friedens, erhalten bleiben.

10. Juni 15. Wieder eine Todesnachricht. Am 24. Mai 1915 fiel bei La Bassée Nikolaus Schwabe, Sohn von Johann Nikolaus Schwabe und Marie Elise geb. Schade, geboren am 27. Juni 1891. Er gehörte der 7. Komp. des 91. Res. Inf. Regts. an. Sein Leutnant und Kompanieführer teilte die Nachricht seinem Bruder mit und schrieb: „Er war ein guter und tapferer Soldat.“

23. Juni 15. Im Mai und Juni hat es wohl nur einmal richtig geregnet. Es herrscht darum überall große Dürre. Die Wiesen sind braungebrannt, der

Klee verwelkt. Auf mageren Äckern wird das Korn notreif. Weizen und Hafer bleiben sehr klein. Der spätgesäte Hafer wird vom Unkraut gefressen, ebenso kommt die spätgesetzte Kartoffel nicht hoch. In diesen Tagen setzen die Leute Kraut- und Rübenpflanzen, indem sie vorher die Setzlöcher angießen. Überall wird dazu in großen Fässern Wasser gesammelt.

Was irgendwie militärisch brauchbar ist, wurde ausgehoben.

Heute neun Uhr früh konnten die Siegesglocken wieder ihre lieblichen Töne von sich geben: Lemberg ist gefallen und damit der Russenschreck hoffentlich für recht lange Zeit für den Zweibund Deutschland-Österreich gebannt.

3. Juli 15. Am 24. Juni nachmittags kam unverhofft von Süden her ein starkes Gewitter und brachte starken Hagelschlag mit. Noch am anderen Morgen war der zusammengeschwemmte Hagel überall zu sehen. Besonders die Höhen östlich und westlich Rambachs wurden stark mitgenommen. Das Korn ist mitten im Halm umgeknickt, der Hafer zu Boden gedrückt, die Kartoffelstengel sind abgeschlagen und die Gemüsebeete verschlammt. In Weißenborn dagegen hat es nicht gehagelt.

25. Juli 15. Ich sitze beim Abendessen. Da wird Heinrich Holzapfel gemeldet. Vor einigen Tagen ist er aus dem Lazarett Mainz nach Eschwege überführt worden. Er sieht sehr gut aus. Er muß jeden Tag einmal zum Verbinden ins Landkrankenhaus. Sein durchschossener rechter Ellenbogen macht bereits die ersten Bewegungen wieder. Wir unterhalten uns über die Lorettohöhe und insbesondere über Souchez, wo er verwundet wurde. Da bringt ein Kind auf einer Schiefertafel die neueste telegraphische Nachricht, in der die ersten großen Erfolge der Armeen Hindenburgs und Mackensens mit über 100 000 Gefangenen im polnischen Raum gemeldet werden. Der Junge wird mit dem Auftrag, das Läuten zu bestellen, zurückgeschickt, und bald erklingen in den Abend hinein die Siegesglocken, kündend den kommenden Morgen.

5. August 15. Der Pfarrer holt seine Frau, die in Eschwege war, am Bahnhof Großburschla ab. Dort sind sie gerade dabei, die große Fahnenstange mit einem Seil zu versehen. Ich sage noch: „Man wird's bald brauchen können“, da heißt es schon: „Ja, Warschau ist gefallen.“ Die Post in Großburschla muß die Nachricht nach Rambach hinaufgeben; doch des Landrats Botschaft von Eschwege war schon eingetroffen und die Siegesbotschaft vom Kirchturm herunter erklangen.

18. August 15. Heute abermals am Bahnhof in Großburschla. Da war soeben die Nachricht angekommen: Kowno ist gefallen.

19. August 15. Soeben um neun Uhr kam telephonischer Bericht: Nowo-Georgiewsk ist mit stürmender Hand genommen. Über 20 000 Gefangene fielen sofort in unsere Hand. Unübersehbare Kriegsbeute. Der Kaiser begab sich sofort dorthin, um General Beseler – Eroberer von Antwerpen – seinen und des Vaterlandes Dank auszusprechen. Daraufhin ging ich mit der Nachricht auf der Schiefertafel sofort zur Schule, wo den Kindern die Botschaft und ihre Bedeutung verkündet wurde. Der weitere Unterricht mußte ausfallen, nachdem Gott zur Ehre ein Lob- und Danklied gesungen war. Dann erklangen die Glocken, und sie läuten noch, während ich diese Zeilen niederschreibe. Wie sichtbar ist doch Gottes Hand mit uns! Er tröste alle, die dort in den Kämpfen ihr Leben lassen mußten.

20. August 15. Leider herrscht seit 14 Tagen ständig Regenwetter; der Weizen, der schon teilweise ausgewachsen ist, kann nicht eingefahren werden. Die Ernte erleidet dadurch große Verzögerung.

3. September 15. Die Woche vom 22. bis 28. August war heiß und sonnig, so daß außer dem Weizen teilweise schon der Hafer nach Hause kam. Jetzt ist es wieder meist trüb und regnerisch.

Am 20. August fiel, wie jetzt bekannt wurde, Heinrich Roth, Sohn von Karl Jakob Roth und seiner Ehefrau Anna Martha geb. Dilling. Er wurde geboren am 24. August 1895 zu Weißenborn und fiel bei Raysk in Polen.

4. September 15. Um 7.30 Uhr kommt die Schiefertafel von der Post mit der Nachricht, daß Grodno in unsere Hände gefallen ist. Siegesgeläut. Dann kam von der Post ein Paketchen, das mit den Worten abgegeben wurde: „Nun ist auch von Rambach der erste gefallen.“ Adam Schönemann ist es. Wie leid tut das! Und gerade er, der ruhige und gediegene Mensch. Der Pfarrer geht hin zu Schönemanns, um das Paket mit der letzten Habe des Gefallenen und die traurige Nachricht zu überbringen. Es war nur der jüngere Bruder zu Hause. Er wollte geradewegs ins Feld zu den Eltern. Er will es übernehmen und den Eltern die Nachricht behutsam mitteilen. Kurz darauf erscheint Kanonier Fritz Bicking, ein Freund Schönemanns, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, nach langen Stellungskämpfen in den Argonnen. Man hat den Eindruck: Unsere jungen Soldaten sind im Feuer der Schlachten zu ernsten Männern herangereift. Nachdem sich Bicking verabschiedet hat, wird der Pfarrer zu Schönemanns gerufen. Er trifft die Familie zusammen an, bezeugt ihr sein Beileid mit Hinweis auf die vielen, oft noch schwereren Opfer und spricht ein freies Gebet auf Grund von Hiob 1, 21: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“

20. September 15. Soeben wird die Meldung von gestern bekannt, daß Wilna genommen ist.

Alle Öle werden sehr teuer; an Petroleum ist der Mangel groß.

27. September 15. Heute wurden aus Rambach noch hundert Mark in Gold an die Reichsbank abgeführt.

6. November 15. In Eschwege stieg die Butter bis zu drei Mark das Pfund, in Rambach bis zu zwei Mark.

15. November 15. Bei einem Urlauber zum erstenmal eine Gasmasken gesehen. Der Buß- und Betttag steht vor der Tür, und das Volk und die Feldgrauen sehen mit viel Friedenssehnsucht dem zweiten Kriegswinter entgegen.

1. Dezember 15. Am ersten Advent fiel das Thermometer frühmorgens auf 13 Grad unter Null. Schon zwei Tage später trat Tauwetter ein.

10. Dezember 15. Vorgestern abend versammelten sich die Konfirmandenmädchen und drei Frauen aus der Gemeinde auf Einladung im Pfarrhaus und machten sich daran, die Weihnachtspakete für die Krieger einzupacken. Von den 39 Einberufenen des Dorfes Rambach bekam jeder ein Pfundpaket, die 22 im Felde Stehenden erhielten außerdem noch ein Halbpfundpaket. Jede Sendung umfaßte ein Paar Strümpfe oder Socken, ein Taschentuch, eine Mappe mit Briefpapier, einen Bleistift, Garn mit Stopfnadel, fünf Zigarren oder Tabak, Lebkuchen, Nüsse, ein Stück Seife, einen Weihnachtsbrief mit einem Psalter, einen Tannenzweig aus dem Heimatwalde und eine Weihnachtskerze.

Die Weißenbörner Weihnachtspäckchen hatten einen ähnlichen Inhalt mit einem Gesamtwert von 251,60 Mark. Einkauf, Verpackung und Versendung besorgte Hauptlehrer Vaupel. Insgesamt wurden in Weißenborn 107 Pakete verpackt, wovon 77 mit der Post abgingen und 30 an die Angehörigen abgegeben wurden. Die Strümpfe strickten in beiden Gemeinden die Schulkinder in der Strickschule und die Frauen und Jungfrauen.

14. Januar 16. Weihnachten und Neujahr waren diesmal viel stiller als sonst, nur die in Ausbildung begriffenen Soldaten waren auf Urlaub. Das Volk raunt sich zu, daß große Dinge von unserer Seite im Westen bevorstünden, viele Truppen, sogar Türken und Bulgaren, seien nach dort gekommen.

Zwei Feldgrau kamen nach hier. Beide stehen an der Westfront bei Arras und im Priesterwald und erzählen, daß draußen kein Vollbart mehr gedeihe infolge eines allgemeinen Vernichtungsbefehls von wegen der

Gasmaske. Sie sagen: „Durchkommen werden die Franzmänner bei uns nicht!“ – Na, also weiter mit Gott!

Hier in der Heimat Stille und Warten. Mehr Petroleum ist vorhanden. Heute setzt der Winter mit Sturm und Schnee ein.

19. Februar 16. Die Briefpost von der Westfront ist teilweise gesperrt.

Die Betstunden, die alle vierzehn Tage in beiden Gemeinden gehalten werden, sind recht gut besucht. Nur Männer sieht man wenig.

Die Fleisch- und Butterknappheit der letzten Zeit war groß. Die Metzger können kein Vieh mehr bekommen. Es ist im vorigen Jahre zu viel abgeschlachtet worden, besonders Schweine. Sie sind in Menge in die Konservenfabriken abgewandert. Es kommen oft Menschen von Großburschla, Wanfried und Eschwege hierher, um Butter zu kaufen. In den Gemeinden zeigt sich oft Müdigkeit, auch im Geben und Opfern.

Im Frühjahr kommt die vierte Kriegsanleihe. Da müssen unsere Finanzleute und auch die Bauernschaft noch einmal tüchtig einspringen.

28. Februar 16. Nach langem Warten hat unser Vorstoß im Westen begonnen. Die Schiefertafel von der Post, worauf die soeben eingegangene Depesche stand, meldete: „Die Panzerfeste Douaumont, der nördliche Eckpfeiler der permanenten Hauptbefestigungslinie Verdun, wurde gestern nachmittag durch das brandenburgische Inf. Regt. 24 erstürmt und ist fest in deutscher Hand.“

Vom 23. Februar an lag tiefer Schnee. Ebenso hielt die Kälte – zirka 4 bis 5 Grad am Morgen – bis gestern an. Heute herrscht etwas Tauwetter, während die Luft klar ist.

23. März 16. Gestern mittag war Zeichnungsschluß für die vierte Kriegsanleihe. Es kam diesmal darauf an, die Landleute für dieselbe zu gewinnen, weil nur wenige in unseren Dörfern sich an der vorigen beteiligt hatten. Darum fand in Rambach am 9. und in Weißenborn am 10. März eine durch den Pfarrer einberufene Werbe- und Aufklärungsversammlung statt, die beide den Erfolg hatten, daß im Kirchspiel insgesamt schätzungsweise 60 000 Mark Kriegsanleihe gezeichnet wurden.

Tirpitz, der Schöpfer unserer Flotte, schied aus seinem Amte. Darum lebt jeder Deutsche, der das Herz noch am rechten Fleck hat, in sorgenvollen Tagen. Wollen wir uns von Amerika einschüchtern lassen und England mit Handschuhen anpacken? Die U-Bootanträge im Reichstag reden eine laute Sprache.

Verdun fordert jetzt täglich Opfer, auch aus unserer Gegend. In Rambach starb beim Fort Douaumont am 14. März der Wehrmann Heinrich

Eisenberg den Heldentod. Er wurde als fünftes Kind des Ackermanns Justus Heinrich Eisenberg und seiner Ehefrau Anna Martha geb. Simmer am 23. November 1880 in Breитай geboren, erlernte in Eschwege das Schuhmacherhandwerk, arbeitete dort als Geselle und verheiratete sich 1905 mit Dorothea Elisabeth Theis, der Tochter des Ackermanns Georg Heinrich Theis und dessen Ehefrau Maria Sophie geb. Bott von hier. Er war unter den ersten, die zur Fahne gerufen wurden. Vor Weihnachten war er zum ersten und einzigen Male hier auf Urlaub, den er ganz seiner Frau und seinen Kindern widmete. Eisenberg wurde am 14. März, vormittags zehn Uhr, beim Verlassen des Grabens von einem Granatsplitter tödlich ins Herz getroffen. Noch am selben Tage wurde er in der Nähe des Dorfes Douaumont von seinen Kameraden beerdigt.

2. April 16. Heute fand im Mittagsgottesdienst die Gedächtnisfeier für Heinrich Eisenberg statt.

10. Mai 16. Zu dem einen kriegsgefangenen Engländer, den Friedrich Rietze seit Ostern in Arbeit und Lohn hat, sind am 8. Mai noch vier Belgier gekommen, die bei Wirt Pfister, Wilhelm Pfister I, Eduard und Karl Roth arbeiten. Von alt und jung werden sie begafft und bestaunt. Dann beginnt die Unterhaltung ohne Ende. In der Arbeit nutzen in erster Linie die Gefangenen, die von Hause aus in landwirtschaftlicher Arbeit tätig waren. Mit den anderen ist nur bei guter männlicher Anleitung etwas anzufangen.

Fette sind selten und teuer. Das merkt man an den Butterhamsterern, die am Ende der Woche und am Sonntagmorgen von Wanfried und Eschwege aus das Dorf überschwemmen und teilweise über die Höchstpreise bieten. In der Fleischerei Rexrodt in Großburschla bekommt man kein Fleisch mehr, da die Zahl des Schlachtviehs sehr beschränkt ist. Das Pfund Rindfleisch kostete bisher im regulären Verkauf 1,80 und Schweinefleisch 2,00 Mark. Junge Schweine steigen noch immer im Preise. Noch vor vier bis sechs Wochen wurden vier Wochen alte Ferkel für 60 Mark hier verkauft, jetzt kosten sie 80 Mark; sechs Wochen alte Ferkel kosten 100 Mark und darüber. Der Zentner Kartoffel kostete bisher 5 Mark, während er im Herbst für den billigen Preis von 3 Mark verkauft wurde. Da damals die Regierung solch geringen Preis als Höchstpreis festsetzte, hielten die Landwirte ihre Vorräte zurück, um sie vorteilhafter zu verfüttern. So bekamen die Großstädte keine Kartoffeln und befanden sich in diesem Frühjahr in der größten Kartoffelnot. Jetzt sind die Kartoffeln beschlagnahmt, und der Verbrauch für Mensch und Vieh ist bis zum Juli pro Kopf festgesetzt.

28. August 16. Nachdem am 6. August Pfarrer Schmidt zur Probepredigt in dem Kirchspiel Zimmersrode aufgefordert und diese auch am 20. August gehalten worden war, bekam er bald darauf von dem dortigen Patron, Baron von Gilsa, die Nachricht, daß er ihn für die erledigte Pfarrstelle präsentiert habe. So steht den beiden Gemeinden des hiesigen Kirchspiels mitten in ernster Kriegszeit ein Wechsel im Pfarramt bevor. Gott mag geben, daß bald ein Nachfolger kommt, damit alles in geordneten Bahnen weitergehe.

In diesem Monat wurden in der Gemeinde Rambach die Arbeiten an der elektrischen Lichtleitung beendet.

Die von der Regierung angeordnete Sommerzeit bürgert sich auf dem Lande kaum ein.

Trotzdem wir nach Hindenburgs Zeugnis „militärisch gut“ dastehen, findet die fünfte Kriegsanleihe im Volke bisher noch wenig Anklang. Viele Miesmacher warnen und sind am Werk. Mackensens Siege über die Rumänen mögen weiter die Stimmung heben.

13. September 16. Weil die Sonne fehlte, wurde die Ernte nicht reif und trocken. Noch heute ist viel Hafer und Grummet draußen. Die Butter kostet 2,40 Mark das Pfund, ein Ei 23 Pfennige. Der Obstsegen in diesem Jahre ist groß. Die Zwetschen hängen zum Brechen voll. Es werden hier für kaum reife Zwetschen 9 Mark pro Zentner bezahlt. In Eschwege kostet im Einzelverkauf das Pfund 15 Pfennige. In unserer Gegend gibt es, wie fast überall in Hessen, sehr viel Äpfel, die dennoch teuer sind. Die Großburschlaer Händler machten Erdbeeräpfel und auch spätere Sorten, die sie hier teuer kauften, schon Ende August ab, um sie den Städtern als Kochobst zu verkaufen. Nur Birnen gab es fast keine.

14. September 16. Regenwetter. Sonne ist not, besonders für die Kartoffeln. Sie machen bald Sorge. Auf schwererem Boden werden sie schwarz und faul. Auf dem Ringgau sind Hafer und Weizen zum Teil noch grün.

16. Oktober 16. Von heute ab ist die Pfarrei verwaist. Die Vertretung für Rambach soll Pfarrer Gonnermann in Völkershausen und für Weißenborn Pfarrer von Eiff in Röhrda übernehmen.

Vom 11. Oktober ab brannte in Rambach das elektrische Licht. Die Petroleumnot ist aufgewogen. Das Licht brennt jetzt unten und oben und bei manchen Leuten überall gleichzeitig bis spät in die Nacht hinein; bei einigen leuchtet es wohl auch noch im Bett. Das sind freilich diejenigen,

die am weitesten davon entfernt sind, das Wort zu erfüllen: Ihr seid das Licht der Welt.

11. Dezember 16. Im Alter von 91 Jahren starb heute früh der älteste Einwohner Weißenborns Landwirt Peter Dietzel.

18. April 17. Heute traf die Nachricht hier ein, daß Hauptlehrer Christian Vaupel, der wegen eines Lungenleidens in einem bayerischen Sanatorium Heilung suchte, dort gestorben ist. Sein frühes Hinscheiden wird allgemein bedauert. Sechs Jahre wirkte er im Orte zum Segen der Gemeinde. Neben seiner Schularbeit dirigierte er den hiesigen Gesangverein. Außerdem versah er das Rechneramt der Darlehnskasse Weißenborn.

1. Juni 17. Nach einer längeren Vakanzeit übernahm heute Pfarrer extr. Albert Zieske die hiesige Pfarrstelle.

6. Oktober 17. Feier des 400jährigen Reformationsjubiläums.

15. Oktober 17. Am 18. August dieses Jahres mußte die Rambacher mittlere Glocke im Gewicht von drei Zentnern für 675 Mark und am heutigen Tage eine Weißenbörner Glocke im Gewicht von vier Zentnern für 728 Mark einschließlich Prämie an die Metall-Mobilmachungsstelle abgeliefert werden, so daß in Rambach jetzt noch zwei Glocken zurückbleiben, in Weißenborn jedoch nur noch eine hängt.

21. Januar 18. Einen Vortrags- und Unterhaltungsabend veranstaltete die hiesige Jugendwehr.

27. März 18. Ins Rheinland ausgewanderte Weißenbörner stifteten, nach Jahrzehnten hier zu Besuch, siebenzig Mark zur Lichtanlage in der Kirche. Im verflossenen Winter ist einem Durchreisenden eine siebenzehn Pfund schwere Gans für 85 Mark verkauft worden. Ein Raummeter Buchenscheite kostet 42 Mark. Alle über dreißig Pfund schweren Schweine müssen auf Anordnung des Kriegsamtes geschlachtet werden. Seit Beginn dieses Jahres hat jeder Landwirt ein Lieferungsbuch, in dem ihm die erfolgte vorschriftsmäßige Ablieferung von Butter und Eiern ortsamtlich bescheinigt wird.

15. September 18. Das elektrische Licht wurde durch Installateur Müller aus Eschwege in der Weißenbörner Kirche angelegt. Baron von Gilsa gab 120 Mark zu diesem Zwecke.

9. November 18. Revolution im Lande. Sie hat militärischen Zusammenbruch zur Folge. In Rambach sind die Wellen der Revolution nicht bemerkbar. Die Vorkehrungen zu Neuwahlen werden wie überall durchgeführt, so auch Arbeiter- und Soldatenräte eingesetzt, die in der bauerlichen Gemeinde Rambach bedeutungslos sind, in Weißenborn mit seiner

teilweise in Industriegebieten arbeitenden Bevölkerung mehr Einfluß ausüben. Soziale Unzufriedenheit ist in Rambach nicht, in Weißenborn sehr bemerkbar.

20. November 18. Die heimkehrenden Krieger sind mit revolutionären Gedanken erfüllt, die aber bald verfliegen, weil jeder auf eigener Scholle arbeitet. Die Überzeugung der Arbeiter- und Soldatenräte, die in einem Aufrufe bekanntgegeben hatten, daß sich in der ganzen Welt eine Umwälzung in der gleichen Richtung vorbereite und daß das Proletariat der anderen Länder eine Vergewaltigung des deutschen Volkes verhindern werde, beruhte auf einem Irrtum. In England dankte man in den Kirchen für den Sieg, und in Frankreich war das Rachegeschrei so groß wie der Jubel.

10. Dezember 18. Die in Europa wütende Grippe forderte in Rambach keine, in Weißenborn zehn Opfer. Drei davon starben auf Zuckerfabriken in der Provinz Hannover. Heimbeförderung in Zinksärgen. Grippe weit schlimmer in Treffurt, das viel mehr hungert als die umliegenden Dörfer. Hamsterer aus Treffurt, Eisenach, Mühlhausen überschwemmen die beiden Kirchspielgemeinden und bewirken Preisanstieg. Für ein Ei werden 60 Pfg. bis eine Mark, für ein Pfund Butter zehn, vierzehn und zwanzig Mark geboten. Der einzelne steht diesem geheimen Handel machtlos gegenüber. Wir haben Brot-, Fleisch-, Butter-, Seifen-, Zwirn-, Eier-, Mehl-, Zucker-, Spirituskarten, eine Aufzählung, die der Vollständigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach entbehrt. Von den hiesigen Landleuten wird besonders die Zuckerknappheit übel empfunden. Mehl muß nach Vorschrift gemahlen werden. Strenge Mühlenkontrollen durch Revisoren.

26. Dezember 18. Dankfest zu Ehren heimgekehrter Krieger in festlich geschmückter Kirche. Die Krieger kamen einzeln, wie sie sich von ihren aufgelösten Armeen in Ost und West losgelöst hatten, nach Hause, still, kaum bemerkt. Am Dorfeingang hatten Kinder eine Girlande aus Laub mit Pappschild „Herzlich willkommen“ angebracht, die etliche Wochen hing.

1. März 19. Lebensmittelpreise steigen. Was als Tabak verkauft wird, ist Laubmischung mit etwa 20 Prozent Tabakgehalt. Eine Wald- und Wiesenzigarre kostet in hiesigen Gasthäusern 1,20 Mark. Ein paar Tage alte „Ginsel“ werden für 20 Mark das Tier verkauft, finden reißend Absatz. Als psychopathische Nachkriegserscheinung wirkt sich die Tanzsucht, die jetzt überall auf den Dörfern herrscht, aus.

25. Mai 19. Nach achtjährigem Hiersein verläßt Lehrer Anton Schad seine bisherige Wirkungsstätte in Weißenborn, um in den Schuldienst der Stadt Kassel zu treten.

1. August 19. Gestern seit fünf Jahren zum erstenmal wieder Kinderfest in Weißenborn. Heute nach zweijähriger Vakanzzzeit Hauptlehrerstelle durch Wilhelm Mench aus Reichensachsen besetzt.

2. August 19. Amerikanischer Speck trifft zur Linderung der schwierigen Ernährungslage ein. Das Pfund kostet 4,50 Mark. Aus gleicher Quelle kommt Schmalz, von gehässigen Gemütern als „Affenfett“ bezeichnet.

31. August 19. Am 16. August d. Js. starb an einem in englischer Kriegsgefangenschaft sich zugezogenen Leiden in Andernach a. Rh. der hiesige Lehrer Ernst Sinning, Vizefeldwebel und Offiziersaspirant im Landwehr-Inf.-Reg. 387 (M.G.K.), Inh. d. Eisernen Kreuzes 2. Kl.

8. September 19. Nachdem während des Krieges der Gesangverein gänzlich seine Tätigkeit einstellen mußte, hielt sein jetziger Dirigent Hauptlehrer Wilhelm Mench wieder die erste Singstunde ab. Der letzte Chorleiter vor dem Kriege war Hauptlehrer Christian Vaupel gewesen.

10. März 20. Nach Rückkehr der letzten Kriegsgefangenen veranstaltete für dieselben der hiesige Männergesangverein einen Begrüßungsabend, an dem ein fünftaktiges, von dem Pfarrer unseres Kirchspiels Albert Zieske verfaßtes und von Weißenbörner Einwohnern gespieltes Volksstück, betitelt „Treu bis in den Tod“, im Dietzelschen Saale zur Aufführung kam.

1. November 20. Die Geldentwertung schreitet fort. Eine schlechte Zigarre, die noch vor einigen Monaten 1,20 Mark kostete, wird jetzt in hiesigen Gasthäusern für 1,80 Mark verkauft. Die Weißenbörner Arbeiter verdienen in der Zuckerfabrik Lehrte und Broistedt 1 400 Mark monatlich. Die Städte Wanfried, Treffurt und Eschwege lassen Papiergeld drucken (Scheine über fünf, zehn und fünfzig Pfennige).

8. Mai 1921. Heute am Sonntagnachmittag wurde das vor der alten Schule an der Hintergasse errichtete Denkmal zu Ehren der im Weltkrieg 1914/18 Gefallenen nach vorangegangnem Festgottesdienst in der Kirche eingeweiht.

25. September 21. Beim heutigen Erntedankfest lag unter den Erntegaben auf dem Altar eine Kartoffel im Gewicht von 832 Gramm.

5. Dezember 21. In der Scheuer des Ziegeleibesitzers Johannes Dietrich brach heute abend zwischen sieben und acht Uhr auf rätselhafte Weise Feuer aus, das in kurzer Zeit Scheuer und Stallung einäscherte. Auch die angrenzenden Besitzungen der Landwirte Strube, Rimbach und des Kirchenältesten Adam Dilling wurden vom Feuer erfaßt. Bei Strube wurden Wohnhaus, Scheune und Stallung ein Raub der Flammen. Bei Dilling und Rimbach brannten sämtliche Wirtschaftsgebäude nieder, während die

Wohnhäuser stark beschädigt wurden. Die Löscharbeiten wurden durch den herrschenden Wassermangel außerordentlich erschwert. Die Feuerwehren der benachbarten Dörfer Rambach, Großburschla und Völkershäusen, die rasch zur Stelle waren, mußten sich darauf beschränken, die Ausbreitung des Brandherdes zu verhindern. Der entstandene Schaden ist sehr groß und infolge des Valutastandes nur zum Teil durch Versicherung gedeckt.

14. Mai 22. Am heutigen Sonntagnachmittag wurde die in der Rambacher Kirche unter der Orgel angebrachte Kriegergedächtnistafel für die 1914/18 gefallenen Krieger im Rahmen eines Festgottesdienst eingeweiht.

30. November 23. Die Geldentwertung hat geradezu irrsinnige Ausmaße angenommen. Eine Postkarte, die im Jahre 1920 noch fünf Pfennig kostete, stieg im Preise Ende 1921 auf fünfzig Pfennig. Ende 1922 auf sechs Mark, Juli 1923 auf zweitausend Mark, Anfang Oktober 1923 auf zwanzigtausend Mark, Ende Oktober 1923 auf fünfhunderttausend Mark und im November des gleichen Jahres schließlich auf zehn Milliarden Mark. Die alten Leute kennen sich schon seit langem in den Geldscheinen nicht mehr aus. Jeder versucht, seinen Verdienst so schnell wie möglich in Sachwerten anzulegen, soweit dies überhaupt noch möglich ist. Neulich wollte ein Weißenbörner Einwohner eine größere Anschaffung in der Stadt machen und wußte nicht, wie er seine Millionenmarkscheine transportieren sollte. Da holte er kurz entschlossen seine Kötze herbei und verstaute den ganzen Geldsegen darin. So marschierte er los und kam am Abend todmüde mit der Kötze voller Geldscheine wieder. Keiner in der Stadt wollte ihm etwas dafür verkaufen. Jeder verlangte für seine Ware Eier, Butter oder Speck. Eine trostlose Zeit für den, der nichts einzutauschen hat!

9. Januar 24. Nachdem Anfang Dezember v. Js. für eine Goldmark eine Billion Papiermark gezahlt wurden, fanden die inflationistischen Zustände durch Schaffung der sogenannten Rentenmark, eines neuen Geldes, dessen Stabilität von der gesamten deutschen Wirtschaft gestützt wird, ein glückliches Ende. Alles atmet auf im Glauben an die Gesundung der zerrütteten Verhältnisse in unserem besieigten Vaterlande.

Vom Ende des Hitlerkrieges bis zur Gegenwart

Die Weißenbörner Bevölkerung blieb bis zum Frühjahr 1945 von den Ereignissen des Krieges so gut wie verschont, wenn man von den Nachrichten über den Tod gefallener Kriegsteilnehmer, die von Zeit zu Zeit Trauer in so manches Haus brachten, absieht. Die Bewohner konnten ihrer friedlichen Beschäftigung als kleine Landwirte und Arbeiter nachgehen, während der übrige Teil der Bevölkerung in der näheren und weiteren Umgebung des Ortes im Rahmen der Kriegswirtschaft arbeitsmäßig eingesetzt war.

Trotz der zahlreichen Fluggeschwader, die in den letzten Kriegsjahren an ungezählten Tagen das Dorf überflogen, um ihre verderbenbringende Bombenlast auf unsere Städte und ihre Einwohner abzuwerfen, schien es, als sollte Weißenborn unversehrt die schreckliche Zeit überstehen. Aber es kam leider anders.

Mitte März hatten die Verbände der *US*-Generale Bradley und Patton zunächst an einigen Stellen und dann in breiter Front den Mittelrhein überquert, während die Engländer, aufgehalten durch Reste der deutschen Wehrmacht, die das Ruhrgebiet verteidigten, erst Ende März über den Niederrhein vorstießen. Dadurch verlagerte sich die Stoßrichtung der durch Hessen rollenden amerikanischen Divisionen, soweit sie nicht zur Bildung des Ruhrkessels nach Norden abschwanden, nach Nordosten. So kam es, daß von den hessischen Kreisen zunächst die südwestlichen und südlichen Teile besetzt wurden. Die Ereignisse überstürzten sich; denn die Amerikaner trafen in Mitteldeutschland kaum noch auf Widerstand, so daß ihr Vormarsch sich verhältnismäßig reibungslos vollzog und infolgedessen viele Städte und Dörfer von einer Zerstörung zum Glück verschont blieben.

Um den 20. März herum war der Gauleiter der *NSDAP*, Karl Gerland, gebürtig aus Gottsbüren im Kreis Hofgeismar, unangemeldet von Kassel nach Eschwege gekommen und verlangte von dem deutschen Kampfkommandanten für Eschwege, dem Standortältesten und Fliegerhorstkommandanten Oberst Fleischhauer, die Abgabe der Befehlsgewalt an ihn selbst, was dieser aber ablehnte, worauf Gerland unverrichteter Dinge wieder abzog. Am 25. März wurde General der Infanterie Schellert zum Kampfkommandanten von Eschwege ernannt. Er war sich darüber klar, daß mit den ihm zur Verfügung stehenden zahlenmäßig geringen Truppen, die zudem noch gänzlich unzureichend bewaffnet waren, eine wirksame Verteidigung der Stadt Eschwege nicht erreicht werden konnte. Gleichzeitig erhielt die

Eschweger Kreisleitung von Gauleiter Gerland vier schwerwiegende Befehle:

1. Verteidigung von Stadt und Kreis Eschwege,
2. Einsatz des gesamten Volkssturmes,
3. Sprengung der lebenswichtigen Betriebe,
4. Zerstörung der Brücken über die Werra.

Die Befehle kamen jedoch nicht zur Ausführung. Nur die Sprengung der drei Werrabrücken, von denen die Eisenbahnbrücke zuerst in die Luft flog, konnte entgegen dem Willen der örtlichen Dienststellen nicht verhindert werden, weil sie durch einen Pioniertrupp, der direkt dem Generalkommando unterstand, erfolgte.

Inzwischen rückten die vordringenden amerikanischen Truppen näher und näher. Häufiger waren feindliche Kampfflugzeuge zu beobachten, von denen eines, von einem deutschen Jäger verfolgt, mit rasender Geschwindigkeit über die Dächer Weißenborns hinwegfegte und an den bewaldeten Hängen des Rinkenberges zum Absturz kam, wobei das Flugzeug, mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet, in Flammen aufging und der Flieger den Tod fand. Die gänzlich verkohlten Reste des Leichnams wurden auf dem Weißenbörner Friedhof beigesetzt, um später von den Amerikanern umgebettet zu werden. Aber auch die deutsche Kampfmaschine stürzte ab und bohrte sich auf einem geackerten Felde am Sander einen tiefen Trichter. Trotz eifrigen Suchens war außer der ausgebrannten Maschine von dem Piloten nichts weiter zu finden als einige Knochenreste.

Ferner stürzte im Helderasteingebiet ein feindlicher viermotoriger Bomber ab. Ein anderes Flugzeug, wahrscheinlich führerlos geworden, raste von Westen her über das Loh und kam mitten in Rambach zum Absturz, wo es ein Gehöft in Brand setzte. Vielleicht war der Pilot dieser Kampfmaschine jener Engländer gewesen, der mit seinem Fallschirm im Steingraben auf Großburschlaer Gebiet niederging und dort in Gefangenschaft geriet.

Am 31. März brach das Verhängnis über Weißenborn herein. Das Dorf war vollgestopft mit zahlreichen Wehrmachtautos der zurückgehenden deutschen Truppen. Abgekämpft und hoffnungslos, zum Teil ohne Waffen, fluteten versprengte Heeresteile von Westen nach Osten durch unseren Ort und boten ein trauriges und erschütterndes Bild des unvermeidlichen Zusammenbruchs. Auch die Gauleitung der *NSDAP* hatte, auf der Flucht begriffen, mit ungedeckt abgestellten Fahrzeugen im Dorfe Station

gemacht. Ein Autobus der ehemaligen Ordensburg Vogelsang hielt parkend hinter dem alten Schulgebäude an der Hintergasse. Selbst der aufgebotene Volkssturm von irgendwoher war durch einige Wagen vertreten. Das Dorf glich einem aufgestörten Ameisenhaufen. Aus westlicher Richtung dröhnte Geschützlärm, der sich mehr und mehr näherte.

Diese Stauung von Menschen und Fahrzeugen aller Art war in jeder Hinsicht unverantwortlich und mußte sich, wie nicht anders zu erwarten, katastrophal auswirken. Dabei hätte, was kam, leicht vermieden werden können, wenn die militärischen Formationen darauf ausgewiesen wären, die natürlichen Deckungen, die ihnen die Waldungen ringsherum boten, auszunützen. Aber was in diesen Tagen nach Osten hin durch unser Dorf zog und als deutsche Wehrmacht unseren Blicken sich darbot, hatte durch sechs schwere Kriegsjahre so gut wie jeden Kampfwert verloren und war nur noch dazu ausersehen, das Leben jenes Irrsinnigen in der Reichskanzlei zu Berlin, der diesen weltweiten Krieg leichtsinnig entfesselt hatte, noch für wenige Tage zu verlängern.

Kurz vor Mittag erschienen plötzlich über dem Dorfe einige feindliche Aufklärer, denen die übermäßige Anhäufung von Menschen und Material in den Straßen und Gehöften nicht entgehen konnte. Sie zogen unbehelligt ihre Kreise, bis sie in westlicher Richtung verschwanden. Zwei Stunden darauf griffen mehrere Kampfflugzeuge das Dorf mit Bordwaffen und Benzinkanistern an. Innerhalb kurzer Zeit standen zahlreiche Gebäude in Flammen. Während des Angriffs saß die völlig überraschte Bevölkerung in ihren Kellern und mußte das Schicksal über sich ergehen lassen. Als dann aber nach getätigter Brandstiftung die feindlichen Flugzeuge den schaurigen Schauplatz ihres unrühmlichen Handwerks verließen, sprangen Männer und Frauen aus den Schlupfwinkeln, um zu retten, was noch gerettet werden konnte.

Aber welches Bild bot sich ihren Blicken dar! Eine ungeheure Rauchwolke hüllte das Dorf ein. Überall, wohin man schaute, loderten die Flammen, barsten die Wände, fielen verkohlte Balken herab und versperrten die Straßen. In den Ställen brüllte das Vieh an den Ketten. Menschen rannten aufgeregt umher, um Hand anzulegen. Die örtliche Feuerwehr tat, was sie vermochte; aber gegen dieses Inferno war sie machtlos. Die Wasserkammern der Hochbehälter waren bald leer. Da versuchten manche Bewohner, in Ermangelung von Wasser mit Eimern voll Jauche dem rasenden Element zu Leibe zu rücken. In den Scheunen und Stallungen hatte sich das Feuer mit solcher Schnelligkeit ausgebreitet, daß manches wertvolle Stück Rind-

vieh verbrannte oder im Rauch und Qualm elend erstickte. Die Kadaver wurden später durch das Dorf geschleift und im „Lohgraben“ verscharrt.

Traurig war das Ergebnis dieses unheilvollen Tages. Elf Wohnhäuser waren gänzlich oder teilweise niedergebrannt. Vierunddreißig Scheunen und Stallgebäude lagen in Schutt und Asche. Glücklicherweise war kein Menschenleben zu beklagen.

Dies geschah, wie bereits bemerkt, am 31. März 1945. Der darauffolgende Tag war ausgerechnet der erste Osterfeiertag. Aber es sah wirklich nicht nach Ostern und Auferstehung aus. Es regnete. Keine Glocke läutete das Fest ein. Stattdessen stiegen immer noch die aufflackernden Flammen und Rauchschwaden von den Brandstätten auf. Überall lag und stand gerettetes Gerümpel und Hausgerät umher. Der Ostersonntag ging trübselig zu Ende.

Da erschien am späten Abend eine SS-Kampftruppe, mit Panzerfäusten ausgerüstet, im Dorfe, die den Auftrag hatte, Verteidigungsstellungen an den wichtigsten Ortsausgängen auszuheben und den feindlichen Vormarsch mit unzulänglichen Mitteln aufzuhalten. Neue Gefahr drohte auf diese Weise der verängstigten Bevölkerung; denn wenn schon ein paar Panzerfäuste den Gang des von einer machtberauschten Staatsführung heraufbeschworenen Schicksals nicht mehr aufzuhalten vermochten, so konnten sie immerhin, in diesem Augenblick eingesetzt, eine Beschießung des Dorfes veranlassen. Da entschlossen sich einige Männer des Dorfes die örtliche militärische Befehlsstelle, die sich im Erdgeschoß der neuen Schule eingerichtet hatte, von ihrem unnützen Vorhaben zu überzeugen.

Tatsächlich zog die Kampftruppe, ohne ihre Absicht durchgeführt zu haben, in der Frühe des zweiten Ostertages ab, und das Dorf fiel am 3. April kampfflos der feindlichen Übermacht in die Hände.

Tage- und nächtelang bewegte sich nun, weil die Werrabrücken bei Eschwege und Creuzburg auf Anordnung deutscher Dienststellen gesprengt worden waren, eine motorisierte Schlange von amerikanischen Fahrzeugen aller Art durch das Dorf und wälzte sich in östlicher Richtung über die erhalten gebliebene Großburschlaer Brücke weiter durch das längst besiegte und gequälte Vaterland.

Amerikanische Lastautos, auf denen stehend und dicht aneinander gedrängt deutsche Kriegsgefangene untergebracht waren, durchfuhren nun, von Osten kommend, in westlicher Richtung unser Dorf. Fremdarbeiter aller Nationen kampierten in den Schulsälen und verunreinigten sie in un-

vorstellbarer Weise. Mit dem Einzug der Amerikaner war die gänzliche Zerstörung von unserer Ortschaft abgewendet.

Während nun der Rest der deutschen Wehrmacht von den alliierten Streitkräften mehr und mehr aufgerieben, Berlin, die ehemalige Reichshauptstadt, von den Russen erobert wurde, in dem Bunker der Reichskanzlei der Diktator Hitler seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende setzte und am 8. Mai endlich die Nachricht von der Kapitulation der deutschen Streitkräfte eintraf, erholte sich die Weißenbörner Bevölkerung allmählich von dem Schrecken, der durch die große Brandkatastrophe über sie gekommen war.

Am 5. Juni 1945 entschlossen sich die vier Besatzungsmächte, das unterworfen Land selbst zu verwalten, weil nach ihrer Erklärung es „in Deutschland keine zentrale Regierung oder Behörde gebe, die fähig wäre, die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung, die Verwaltung des Landes und die Ausführung der Forderungen der siegreichen Mächte zu übernehmen“. Gleichzeitig wurde Deutschland für Besatzungszwecke in vier Zonen aufgeteilt. Das von den Regierungschefs der Vereinigten Staaten, der Sowjetunion und Großbritanniens vereinbarte Potsdamer Abkommen von 2. August des gleichen Jahres bestätigte diese Regelung. In seinen wirtschaftlichen Bestimmungen fand sich der Geist des Morgenthau-Planes wieder, der darauf hinauslief, den deutschen Industriestaat in ein Land zu verwandeln, das sich in erster Linie von Ackerbau und Weidewirtschaft ernähren sollte. Es bedurfte mehrere Jahre, um die westlichen Alliierten, nicht zuletzt durch die Erfahrungen, die sie mit ihrem ehemaligen sowjetischen Bündnispartner machten, den Wahnsinn ihrer anfänglichen Besatzungspolitik erkennen zu lassen.

Davon war aber zunächst nichts zu spüren. Amerikanische Soldaten bezogen Quartier im Dorfe. Ausgangssperren wurden verhängt. Haussuchungen nach Waffen fanden statt. Fotoapparate wurden beschlagnahmt. Die Dorfbücherei mußte von völkischer Literatur, in der von Rassenkunde und Erbgesundheitslehre die Rede war und historische Persönlichkeiten behandelt wurden, gesäubert werden. Selbst eine menschlich so hochstehende Persönlichkeit wie der Reichsgründer Otto von Bismarck stand damals auf dem Index. Die Schulen wurden auf Anordnung der Militärregierung geschlossen und durften erst am 1. Oktober desselben Jahres ihren Unterrichtsbetrieb wieder eröffnen. Wirtschaftlich unverantwortliche Demontagen wurden im Land befohlen und ausgeführt. Eine politische Säuberung größten Stils setzte ein, die jeder Einsicht in die seelischen Kon-

flikte und Probleme, die das Leben in einem totalitären Staate für jeden einzelnen mit sich gebracht hatte, entbehrte. Die Bevölkerung wurde registriert, wobei Übergriffe von einzelnen Besatzungsangehörigen vorkamen, die ihre Rachegefühle gegen alle zu erkennen gaben, die sich wegen einer nominellen Mitgliedschaft in irgendeiner nationalsozialistischen Organisation nun gebrandmarkt sahen. In sogenannten Spruchkammerverfahren wurde über sämtliche Mitglieder der *NSDAP* und ihrer Nebengliederungen Gericht gehalten. Geldstrafen, Berufsverbote, Vermögensbeschlagnahmen, Freiheitsentzug und Einweisung in Umerziehungslager, abgesehen von noch schwereren Strafen, hagelte es aus dem haßverhangenen Himmel einer blindwütigen Justiz, um so die Schuld einer vergangenen Regierung auch alle diejenigen büßen zu lassen, die im Vertrauen auf das politische Programm der damals führenden Partei derselben ihre Stimme gegeben hatten, obgleich jene Menschen durch den Mißbrauch eben dieses Vertrauens seitens einer satanisch gewordenen Staatsführung in ihrer politischen Gläubigkeit schon schwer genug bestraft worden waren.

Da keine Gemeinde auf die Dauer ohne eigenständige Verwaltung auskommen kann, wurden schließlich von der Militärregierung neue Bürgermeister eingesetzt. In unserem Dorfe wurde der Schmiedemeister Adam Ruhlandt, der vor 1933 schon einmal Bürgermeister gewesen war, zum Ortsvorsteher ernannt. Auch die Bildung einer eigenen Landesbehörde und zuletzt einer deutschen Bundesregierung wurde gefördert. Am Ende dieses ersten Abschnitts der Besatzungspolitik wurde im Herbst 1949 die Bundesrepublik konstituiert und ein neues Besatzungsstatut in Kraft gesetzt.

Mit der freudlos beginnenden Besatzungszeit lag zunächst eine lähmende Lethargie über dem Dorfe und seinen Einwohnern. Überall klafften im Ortsbilde die trostlosen Lücken, die das Unheil am Ostersonnabend angerichtet hatte. Aber hier und da regte sich doch schon der Aufbauwille der tapferen Bevölkerung. Hacke und Schippe traten in Aktion. Die Trümmer wurden beseitigt, und es dauerte gar nicht lange, da prangte der erste Richtkranz über dem Dachgebälk einer neuerstandenen Scheune als untrügliches Zeichen des ungebrochenen Mutes einer zwar leidgeprüften, aber nicht verzweifelten Einwohnerschaft.

Nach der Wohnungszählung vom 29. Oktober 1946 waren insgesamt 187 bewohnte Normalwohnungen vorhanden. Diese gliederten sich nach der Zahl der Räume (einschließlich Küchen) auf in

Wohnungen mit 1 Raum	–
Wohnungen mit 2 Räumen	17
Wohnungen mit 3 Räumen	41
Wohnungen mit 4 Räumen	46
Wohnungen mit 5 Räumen	40
Wohnungen mit 6 Räumen	30
Wohnungen mit 7 Räumen	7
Wohnungen mit 8 Räumen	6

Diese 187 Wohnungen wiesen 818 Räume auf, von denen 784 bewohnt und 34 gewerblich benutzt wurden. Die bewohnten Räume enthielten

545	Wohn- und Schlafräume über 6 qm,
141	Küchen über 10 qm,
98	Küchen unter 10 qm.

Von der Bevölkerung, die insgesamt 318 Wohnparteien mit 1 079 Personen umfaßte, waren 131 Wohnparteien mit 365 Personen ohne selbständige Wohnung. Die Wohndichte je Wohn- und Schlafräum betrug 1,98 und je Wohnraum (einschl. Küche über 10 qm) 1,57.

Bald machte sich wieder neue Lebensfreude geltend, und so konnte am 24. August 1947 zum ersten Mal nach dem Kriege bereits ein Kinderfest gefeiert werden. Auf Befehl der amerikanischen Militärregierung durfte aber der Festzug, der auf dem Schulhof seine Aufstellung nahm, nicht unter Vorantritt einer Musikkapelle erfolgen. Ein für allemal sollten die Deutschen von ihrer „militaristischen“ Gesinnung geheilt werden. Doch wurde seitens der örtlichen Festleitung insofern ein Ausweg gefunden, als die Musikanten sich an einigen markanten Punkten des Dorfes postierten und ihre Marschweisen erschallen ließen, während die Festteilnehmer vorbeizogen.

Der Aufbauwille erfuhr durch die im Jahre 1948 eingetretene Währungsreform eine Verzögerung; aber er kam dadurch nicht zum Erliegen. Eine Belastung der an und für sich schon bedenklichen Wohnraumlage machte sich geltend, als die Deutschen östlich der Oder-Neiße-Linie, ferner die Ungarn- und Sudetendeutschen aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Wieder zogen unglückliche, müde und verhärmte Menschen zu Fuß und auf Fahrzeugen aller Art durch unser Dorf. Millionen von deutschen Menschen aus den Ostgebieten mußten untergebracht werden. Es war eine Völkerwanderung, die jeder menschlichen Kultur und Sitte Hohn sprach. Auch unser Dorf mußte eine größere Anzahl von Heimatvertriebenen aufnehmen, die als Untermieter bei der einheimischen Bevölkerung Unter-

schlupf fanden. Die schwankende Zahl der Ausgewiesenen wird aus nachstehenden Zusammenstellung erkennbar.

<i>Heimatvertriebene</i>						
Herkunftsgebiet	1948	1949	1950	1951	1952	1953
Östlich Oder-Neiße	25	27	36	34	31	27
Tschechoslowakei	59	58	55	56	51	45
Ungarn	54	54	56	47	37	36
Polen	-	2	-	-	-	-
Insgesamt	138	141	147	137	119	108

Wie aus obiger Übersicht hervorgeht, verminderte sich die Zahl der heimatvertriebenen Einwohner in den letzten Jahren. Weil für die meisten derselben in unserem Dorfe sich keine Existenzmöglichkeit bot, wanderten einige Familien nach *USA* und Kanada aus, während andere in einem arbeitsgünstigeren Gebiet innerhalb der Bundesrepublik Verdienst und Unterkunft erhielten.

Nach der Wahl im Frühjahr 1948 übernahm Georg Witthüser die Leitung der örtlichen Geschicke. Bisher war der jeweilige Gemeindevorsteher genötigt, die Amtsgeschäfte in seiner Privatwohnung zu erledigen, bis im Jahre 1948 für diesen Zweck ein besonderes Gebäude fertiggestellt werden konnte, in dem das Bürgermeisteramt Aufnahme fand. An der Stelle des neuerrichteten Gebäudes stand früher das alte Brauhaus, welches durch Kriegseinwirkung zerstört worden war.

Allmählich fand das kulturelle Leben wieder seine Pflege. Der „Männergesangsverein 1875“ und der „Gemischte Chor“ schlossen sich am 22. Januar 1949 in einer Mitgliederversammlung unter dem Namen „Gesangsverein Weißenborn“ zusammen, um sich gemeinsam am deutschen Liedgut zu erfreuen. Die gesangliche Leitung der Männerchorabteilung übernahm Hauptlehrer Ernst Dilling, während Dirigent des Gemischten Chores Musiker Christoph Mäder wurde. Auch der Turn- und Sportverein nahm seine Tätigkeit wieder auf.

Im Jahre 1949 erhielt der Friedhof am Ausgang des Dorfes an der Rambacher Straße eine neue Einfriedigung und außerdem Anschluß an das örtliche Wasserleitungsnetz. Eine Friedhofsordnung wurde aufgestellt. Sämtliche Kirchwege wurden mit Schotter vom Schieferstein befestigt. Hierzu waren 75 Fuhren nötig, die freiwillig und unentgeltlich von den hiesigen Landwirten geleistet wurden. Mit einem Kostenaufwand von 1 000 DM konnte die Straßenbeleuchtung wieder in Ordnung gebracht werden.

Im folgenden Jahre führte die Gemeinde eine Notstandsmaßnahme durch, die vierzigtausend DM beanspruchte. Es handelte sich um die Instandsetzung des Straßenzuges, der zwischen Steingraben und Pläckersrain von der Großburschlaer Landstraße abzweigt, durch die Sandhöfe verläuft und bei der Einmündung in die Bachstraße ihr Ende findet, weiterhin um den Ausbau der verlängerten Bachstraße, eines Wegstücks, das an der Gastwirtschaft Julius Dietzel und dem „Winkelpeterschen“ Gehöft vorbei zur Röhrdaer Straße führt, nachdem im vorausgegangenen Herbst die Bauarbeiten an der Straße Oberdünz bach – Weißenborn bis zum „Bergschlößchen“ und an der Ortsdurchfahrt Bachstraße – Mittelgasse beendet worden waren. Zwei Jahre später wurde die Wegstrecke vom „Bergschlößchen“ bis zum Dorfrand erneuert, wobei die gefährlichen Kurven eine Verbreiterung erfuhren. Ferner wurden im Jahre 1950 im Zuge der erwähnten Notstandsmaßnahmen verschiedene Gemeindewege wie der Rücksweg, die Lange Gasse und der Weg vom Teich die Untergrube hinauf befestigt. Das sogenannte „Gäßchen“ am Anger wurde gepflastert. Die Brücke über den Wiesenbach vor dem Spattel, die ein Opfer des Krieges geworden war, wurde neugebaut. Mit Unterstützung der Gemeinde konnten verschiedene Gartenmauern innerhalb des Dorfes zwecks Verschönerung des Ortsbildes errichtet werden. Im gleichen Jahre wurde die alte Schule bei der Kirche mit einem Kostenaufwand von zehntausend DM umgebaut, um drei größeren Flüchtlingsfamilien als Wohnheim zur Verfügung gestellt zu werden.

Am 27. August 1950 konnte an Stelle der im zweiten Weltkriege beschlagnahmten Kirchenglocke eine neue geweiht werden.

Im Rahmen des Straßenbauprogramms im Zonengrenzgebiet wurde 1952 mit Bundesmitteln die Straße von Weißenborn nach Rambach in Ordnung gebracht. Im Zuge dieser Arbeiten baute man einen Feldweg, der bereits bei der Verkoppelung vor fast fünfzig Jahren als „neue Straße“ vorgesehen war, aus und umging auf diese Weise den Hohlweg am Ortseingang, der im Winter infolge häufiger Schneeverwehungen immer wieder zu Verkehrsbehinderungen Anlaß gab, sowie die beträchtliche Steigung in den unübersichtlichen Kurven am „Roten Rain“. Dreißig bis fünfzig Arbeiter fanden beim Ausbau der Straße Beschäftigung. Siebentaused Kubikmeter Erde wurden bewegt. 3 500 Notstandstagewerke sind geleistet worden.

Daneben wurden im Dorfe Straßen- und Hausnummernschilder angebracht. Durch die Neuanlage des Katasters erhielt Weißenborn 18 Straßenbezeichnungen.

Am 5. Januar 1952 konnte die Raiffeisen-Genossenschaft auf ihr vierzigjähriges Bestehen zurückblicken. Sie hat sich im Laufe der Zeit als eine segensreiche Einrichtung für die bäuerliche Bevölkerung im hiesigen Orte erwiesen. Gegründet im Jahre 1911, hatte sie bereits ein Jahr darauf 72 und 1920 trotz der dazwischen liegenden Kriegsjahre 82 Mitglieder. In der Folgezeit zeigte sie eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung, die noch anhält. Der Gesamtumsatz belief sich im Jahre 1952 auf 484 818 DM. Einige weitere Zahlen mögen aus dem gleichen Geschäftsjahr festgehalten werden, wobei die in Klammern gesetzten Zahlen die jeweiligen Zahlen des Vorjahres bedeuten: Bilanzsumme 95 489 (60 753) DM, Warenumsatz 33 972 (31 384) DM, Einlagen 64 211 (40 632) DM, Forderungen 38 055 (20 259) DM, Warenbestand 13 140 (13 983) DM. Nach Zuweisung des Reingewinns aus 1952 betrug das Eigenkapital 5 904 DM. Als es gelang, ein geeignetes Grundstück zum Bau eines Lagerhauses zu erwerben, konnte 1954 nach einer Zeichnung von Architekt Luther, Eschwege, der geplante Bau durchgeführt werden.

Am 1. Februar 1952 beging die Freiwillige Feuerwehr des Ortes das fünfzigjährige Dienstjubiläum ihres Ortsbrandmeisters Christian Nolde.

In das gleiche Jahr fällt der Bau einer Wasserpumpstation im Spattel, worüber in dem Kapitel „Wasserversorgung und Feuerlöschwesen“ Näheres zu lesen ist.

Bis zum 25. Juli 1952 konnte die „neutrale Straße“, die durch das sowjetzonal verwaltete Großburschla zu der von Weißenborn 5 km entfernten Bahnstation führte, ungestört benutzt werden. Dann aber wurde der „Eiserne Vorhang“, der die Sowjetzone hermetisch von der Bundesrepublik abschließen sollte, auch an dieser Stelle Wirklichkeit. Stacheldrahtzäune und Sperrgräben wurden gezogen, so daß die in Wanfried beschäftigten Arbeiterinnen und Arbeiter und auch einige die dortige Mittelschule besuchende Schüler nach solchen Maßnahmen nunmehr gezwungen waren, einen Umweg durch den Schlierbachswald über Völkershausen zu machen. Unter diesen schwierigen Verhältnissen war es zu begrüßen, daß die Firma Meister in Eschwege eine regelmäßige Omnibuslinie einrichtete, die die Verkehrslage verbesserte und nun schon seit Jahren die Verbindung zur Kreisstadt aufrechterhält.

F a h r p l a n

Omnibuslinie Eschwege-Weißenborn-Rambach und zurück

Gültig vom 4.10.1953 bis 22.5.1954

W	W	Mo Mi Fr Sa	Sa		Mo Mi Fr Sa	nur Sa	Mo Mi	Mo-Fr
6.30	7.15	9.45	15.55	↑ Eschwege (Marktplatz)	8.10	12.00	14.30	18.10
6.23	7.08	9.38	15.48	Oberdünzebach	8.17	12.07	14.37	18.17
6.15	7.00	9.29	15.40	Forsthaus Schlierbach	8.25	12.15	14.45	18.25
6.00	6.45	9.05	15.25	Weißenborn	8.40	12.30	15.00	18.40
		8.55	15.15	Rambach	↓ 8.50		15.10	

Da Weißenborn in unmittelbarer Nähe der Zonengrenze liegt, weist das Dorf immer eine bestimmte Anzahl von Angehörigen des Grenzschutzes auf, die als Untermieter bisher bei ansässigen Familien lebten. Es bedeutete deshalb eine fühlbare Entlastung der Wohnraumlage, als im Jahre 1952/53 ein geräumiges Sechsfamilienhaus für die „Grenzer“ errichtet wurde.

Im Juli 1954 wurde das im Jahre 1914/15 errichtete Schulhaus umgebaut und der Erweiterungsbau nach seiner Fertigstellung im Februar des folgenden Jahres in Anwesenheit der Gemeindevertretung, des Schulvorstandes und des Elternbeirats feierlich eingeweiht. Es handelte sich bei dem Umbau hauptsächlich um eine Aufstockung des Ostflügels, der bis dahin zu ebener Erde eine Lehrerdienstwohnung enthielt, die nach der Bauplanung nun im Obergeschoß Platz fand, während darunter im Erdgeschoß neben den im Westflügel desselben Gebäudes bereits vorhandenen zwei Klassenzimmern ein dritter Schulsaal eingerichtet wurde. Damit konnte der bisher als Unterrichtsraum benutzte Saal im Schulgebäude an der Hintergasse einer anderen Zweckbestimmung zugeführt werden. Das gesamte Bauvorhaben, das auch notwendige Renovierungsarbeiten am alten Schulhaus und am Wirtschaftsgebäude mit seinen Klosettanlagen für die Schulkinder umfaßte, ließ sich mit einem Kostenaufwand von 75 000 DM durchführen. Dabei trug der Kreis 10 000 DM, während die Gemeinde 21 000 DM und das Land Hessen die Restsumme übernahm. Die Bauleitung lag in den Händen von Architekt Erich Lindener aus Eschwege.

An dem Bau waren mit Maurerarbeiten die Firma Methe, Röhrda, und mit Dachdeckerarbeiten die Firma Greiner, Eschwege, beteiligt. Die Heizungsanlage schuf die Eschweiger Firma Will. Von Weißenbörner Handwerkern sind die Schreiner Martin Faber und Georg Dilling, der Elektro-

techniker Walter Dietrich, die Klempner Fritz und Walter Langlotz und die Maler Heinrich Roth und Adam Laudenbach beschäftigt worden. – So ragt nun das Schulgebäude mit seinem hohen Ziegeldach in seiner neuen Gestalt über die Firste der übrigen Häuser hinweg als ein Symbol kultureller Verpflichtung von Staat und Gemeinde. Mögen in seinen Räumen allezeit junge Geschlechter heranreifen mit einem geschärften Blick für die geistigen und seelischen Werte des Lebens!

Schließlich muß noch die im Jahre 1955 erfolgte Ortskanalisation erwähnt werden, die 200 000 DM Kosten verursachte, wobei als Staatsbeihilfe 50 000 DM verbucht werden konnten.

Am 24. Juni 1956 feierte der „Gesangverein Weißenborn“ sein achtzigjähriges Bestehen, nachdem es bereits im Herbst 1875 zur Gründung eines Männergesangsvereins gekommen war. Dieser Verein, der sich 1949, wie schon erwähnt, mit dem hiesigen „Gemischten Chor“ vereinigte, hatte bis zu seinem Zusammenschluß neun Dirigenten, nämlich Lehrer Elias Schminke (1875-1878), Lehrer Hans Hoos (1879), Lehrer Johannes Volkmar (1880-1885), Lehrer Martin Mühlhausen (1886), Musiker Dietrich (1886-1889), Lehrer Bernhard Neuber (1889-1904), Lehrer Otto Eichmann (1905-1911), Hauptlehrer Christian Vaupel (1911-1914) und Hauptlehrer Wilhelm Mench (1919-1939).

Nebenher vollzieht sich in unserem Dorfe eine Entwicklung, die die Kraft des Motors immer mehr zum beherrschenden Faktor des ländlichen Lebens macht. Schon kurz nach dem ersten Weltkrieg begannen einige Bauern damit, ihre Futtermaschinen mit elektrischer Energie zu betreiben. Motorräder, Personen- und Lastautos hielten Einzug im Dorfe, und nun rattern auch die ersten Trecker über Felder und Wiesen, die reine Landluft mit dem beißenden Atem der Technik und Industrie schwängernd.

Das Dorf und seine heutige Situation

Das Dorf Weißenborn wird von der Eschweger Landstraße, die im *Stadtweg* und in der *Bachstraße* ihre Fortsetzung findet, durchquert. Als unser Ort im Jahre 1955 kanalisiert wurde, ergab sich bei den damit zusammenhängenden Straßenaufbrüchen, daß die Sohle der heutigen Bachstraße, die von den Einwohnern seit jeher kurz „Im Bach“ genannt wird, früher viel tiefer lag. Unter der jetzigen geteerten Straßendecke konnten nämlich nicht weit von der Stelle, wo die *Mittelgasse* in die Bachstraße einbiegt, die Reste älterer Straßendecken festgestellt werden, von denen die unterste in einer Tiefe von 1,72 m als eine schwarze Schicht über felsigem Grunde sich erwies. Darüber lagerte in einer Stärke von 67 cm Schwemmsand, der von einer 25 cm dicken und dunkel gefärbten Schicht, in der nebeneinander gelegte Holzknüppel und Reisigwellen gefunden wurden, überdeckt war, so daß es sich bestätigt, was die ältesten Einwohner unseres Dorfes darüber noch wissen. Danach muß die Bachstraße in früheren Jahrhunderten aus einem Knüppelweg bestanden haben, unter dem der von den Quellwassern der Graburg gespeiste Bach zu Tal floß, wogegen die Gebäude zu beiden Seiten noch Hanglage besaßen, so daß die Hauskeller bei Überschwemmungen infolge wolkenbruchartiger Regenfälle geschützter waren als heute. Ehe die Mittelgasse, wie wir sie kennen, gebaut wurde, stellte die Lange Gasse den Hauptverbindungsweg zwischen dem Ober- und Unterdorf dar. Beim Bau der Mittelgasse wurde die Randmauer des Angers, der zu jener Zeit eine größere Fläche einnahm als heute, etwa zwei Meter zurückgesetzt, um Raum für die neue Dorfstraße zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit füllte man den breiten Graben zwischen Anger und Bachstraße, der an der Stelle, wo heute das Haus des Einwohners Wilhelm Schwabe steht, seine größte Tiefe hatte und die meiste Zeit des Jahres Wasser führte, mit Erde und Steinen auf. Es ist heute schwer vorstellbar, daß die Vorfahren des Landwirts Heinrich Dilling, der gegenüber an der Nordseite der Bachstraße sein Anwesen besitzt, früher jedesmal vorspannen mußten, wenn sie mit dem Fuhrwerk auf ihren Hof gelangen wollten; so hoch lag das Gehöft über der Sohle des Bachbettes.

In einer scharfen Kurve läuft die Bachstraße als Mittelgasse am Anger vorbei, um schließlich mit der von Röhrda kommenden Landstraße und ihrer Verlängerung, der *Hintergasse*, sowie mit den von Großburschla und Rambach herführenden Landstraßen am „Alten Friedhof“, wo jetzt das „Zollhaus“, ein Wohngebäude für Grenzschutzbeamte steht, sich zu treffen.

Mittelgasse und Bachstraße werden durch die **Lange Gasse**, ferner durch die **Vordere** und **Hintere Steingasse**, letztere im Volksmund auch „Stinkgasse“ genannt, verbunden, während das **Gäßchen** und der **Alte Graben** die Verbindung von der Hintergasse zur Mittelgasse herstellen. Weitere Gassen sind noch der **Netraer Weg**, die **Rinngasse** und der **Lohweg**, die alle drei in südlicher Richtung zur Graburg verlaufen. Parallel zur Rinngasse verlief östlich davon früher die **Borngasse**, in der die Tonröhren verlegt waren, die das sogenannte gute Wasser der Graburgquelle ins Dorf zu den Wasserkümpen führten und deren Terrain nach dem Bau der Wasserleitung zu den anliegenden Wehnschen und Dillingschen Grundstücken geschlagen wurde.

Um die Beschreibung des Wegenetzes zu vervollständigen, seien noch genannt der **Rücksweg**, der nördlich und oberhalb des Dorfes die Verbindung zwischen Röhrdaer und Eschweger Landstraße darstellt, ferner der **Schindersgraben**, heute „In der Aue“ genannt, der von der Stelle, wo Rambacher und Großburschlaer Landstraße sich treffen, zu dem vom Weißenbörner Bach durchzogenen Wiesengrund hinabführt, um dort mit dem an den **Sandhöfen** vorbeiziehenden Weg sich zu vereinigen, und schließlich, vom „Teich“ ausgehend und in westlicher Richtung verlaufend, der Weg durch die **Untergrube** und zu guter Letzt der **Rötelbergsweg**, ein steiler, zwischen Sandsteinklippen durchführender, schwer passierbarer Hohlweg mit tiefen Schlaglöchern, der nur vierspännig befahren werden konnte, wenn beladene Fuhrwerke ihn benutzen mußten, und der nicht mehr vorhanden ist, weil der Zugang zu ihm durch das Schulzsche Haus verbaut wurde und die in dieser Richtung liegende Feldflur heute bequemer erreicht werden kann. Zwischen Rötelbergsweg und der jetzigen Röhrdaer Landstraße lief an den gegenwärtig den Einwohnern Eifler und Koch gehörenden Gebäuden der sogenannte **Heidelbeerpfad** vorbei durch die Krauthöfe und durchs Giebel, um bei der einstigen Ziegelei in den Rötelbergsgrund zu münden.

Der älteste Dorfteil liegt um den **Anger** herum, der zugleich mit seinen beiden Linden, von denen eine altershalber 1956 entfernt werden mußte, den Kern der dörflichen Siedlung bildet. Die hier und im weiteren Umkreis stehenden Bauernhäuser verlieren allerdings durch Renovierung und Umbau mehr und mehr ihr ursprüngliches Aussehen. Aber trotzdem finden sich im Straßenbild unseres Dorfes noch genügend Fachwerkbauten aus früheren Jahrhunderten. Der Sockel ist gefügt aus den Blöcken unserer Buntsandsteinzone. Das Weidenholz unserer Wiesengründe lieferte das

Fachwerkgeflecht, und beworfen wurde dasselbe innen und außen mit dem zähen Lehm der diluvialen Erdschichten, dem man vorher durch Beimengung von Stroh eine größere Bindefestigkeit gegeben hatte. Aus den stark verwitterten Letten des oberen Buntsandsteins, der im allgemeinen sehr schwer und wenig wasserdurchlässig ist, formte man die Dachziegel, die auch gleich hierorts vom „Ziegelbrenner“ gebrannt wurden. Die ursprünglich aus rohem Lehm bestehenden Gefache wurden später hell getüncht. Das Eichenholz, das vor Jahrhunderten ausschließlich zum Häuserbau genommen wurde, lieferten unsere waldigen Berghöhen. Jedoch ist von dem reichgeschnitzten Balkenwerk früherer Zeiten unter dem Unstern des Dreißigjährigen Krieges wenig übriggeblieben. Nur selten findet sich noch ein schön modellierter Eckpfosten oder auch noch ein Spruchbalken an einem alten Hause.

Kaum eines von den erhalten gebliebenen Fachwerkgebäuden stammt aus der Zeit vor 1700; die meisten sind in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts errichtet worden. So wird beispielsweise für das Gebäude in der Bachstraße Nr. 3, als dessen derzeitiger Besitzer Heinrich Dilling eingetragen ist, als Baujahr 1737 angegeben. Dieses Haus trägt noch eine Balkeninschrift, die folgendermaßen entziffert werden konnte:

Ach, Gott, wie geht es immer zu,
daß mich die hassen, denen ich nicht(s) thu.
Die mir nicht(s) gönnen und nichts geben,
müssen sehen, daß ich auch lebe.

Das erwähnte Haus dürfte mit dem Hause identisch sein, das in dem Steuerkataster von 1834 unter der Hausnummer 3 eingetragen ist und als „am Bache zwischen dem Matthäusbergwege und Johann Müllers Kindern erster Ehe“ gelegen genannt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte es zunächst Johann Christoph Meder, von dem es Johann Bernhard Meder erbt, bis es 1834 in den Besitz von Nicolaus Meder und seiner Ehefrau Anna geb. Faber kam. Nicolaus Meder hatte bereits 1818 zwei Häuser erworben und zwar ein Haus mit „Hofraide“ an der Hintergasse von Elisabeth Busch, das er aber schon im folgenden Jahre an Wilhelm Roth weiterverkaufte, und ein Haus ebenfalls mit „Hofraide“ in der Mittelgasse von Balthasar Suck, das 1737 im Besitz von Christoph Suck war. Am 2. August 1837 erwarben die Eheleute Johann Adam Dilling junior, der später senior genannt wird, und seine Ehefrau Anna Elisabeth Meder, Tochter des Nicolaus Meder, das in der Bachstraße gelegene Haus mit allem Zubehör

für 600 Reichsthaler von den Erben des Nicolaus Meder. Durch Übergabevertrag vom 14. Februar 1874 übernahm Klara Roth geb. Dilling, die mit Johann Georg **Adam** Roth verheiratet war, das Haus von ihren Eltern.

Ebenso wie die Wohnhäuser sind auch die zugehörigen Wirtschaftsgebäude, nämlich Stall und Scheune sowie das auf manchem Hof noch vorhandene Backhaus, in Fachwerk errichtet. Wenn auch das Backhaus im Dorfbild bei weitem nicht so in Erscheinung tritt wie die Kirche, das größte Sinnbild der ländlichen Gemeinschaft, so ist es doch in seinen bescheidenen Ausmaßen von jeher ein Zeuge bäuerlicher Kultur gewesen. Zwar hat es hierorts, nachdem schon vor dem ersten Weltkriege ein Bäcker sein Handwerk im Dorfe ausübte, an Bedeutung verloren; doch wird auch heute noch von dem bäuerlichen Bevölkerungsteil das Brot im eigenen Backhaus gebacken und erst recht der allgemein übliche sonntägliche Kuchen. Darum herrscht am Sonabend in den kleinen Backhäusern des Dorfes meist ein reges Leben; denn um jedes Backhaus hat sich eine Backgemeinschaft gebildet, zu der die Bewohner der Nachbarschaft, die kein solches Haus besitzen, gehören. Wird gebacken, was nach Vereinbarung geschieht, so steuert jede Familie eine Welle Holz zum Heizen des Ofens bei. Die alten, hierorts noch vorhandenen Backhäuser stellen sich dar als schlichte Bauten mit einem Satteldach und einem oder gar keinem Fenster, denen man von außen bis auf den kurzen Schornstein nicht allzuviel von ihrer Zweckbestimmung ansieht. Der Backofen selbst nimmt ungefähr die halbe Tiefe des gesamten Raumes ein und ist durch eine feuerfeste Vorderwand vom übrigen Raum abgetrennt, in der die verschließbare Öffnung zum Beschicken des Ofens mit der Feuerung und dem Backgut sich befindet. Daneben ist gewöhnlich noch ein Guckloch zum Beobachten des Backvorganges und zum Prüfen der erreichten Hitze vorhanden. Wie in vielen anderen Dörfern hat es auch in Weißenborn bis zum Jahre 1913 ein Gemeindebackhaus gegeben, das denjenigen Einwohnern offenstand, die keiner privaten Backgemeinschaft zugehörten. Es stand zwischen der früheren Kirche, die kleiner als die heutige war, und dem alten Schulgebäude, das heute als Wohnhaus dient, und zwar an der Stelle, wo an der äußeren Westwand des Gotteshauses die Treppe zu der Orgelempore hinaufführt. Als ein Jahr vor Beginn des ersten Weltkriegs die alte Kirche abgetragen wurde, um einem neuen Bau Platz zu machen, mußte auch das Gemeindebackhaus beseitigt werden, ohne daß die Notwendigkeit daraus sich ergeben hätte, es zu ersetzen. Bei der Errichtung solcher gemeinschaftlichen Backhäuser war in erster Linie die durch dieselben beabsichtigte Brennstoffersparnis maßgebend; denn sie

brauchten, weil sie fortlaufend benutzt wurden, nicht in jedem Einzelfall neu angeheizt zu werden. Außerdem spielte bei ihrem Bau wohl auch die Erhöhung der Feuersicherheit eine Rolle.

Ursprünglich entsprach die Anordnung der einzelnen Gebäude der landwirtschaftlichen Betriebe im Dorfe der mitteldeutschen oder fränkischen Hofanlage, die auch heute noch hierorts anzutreffen ist, obgleich als Folge der dauernden Realteilung im Laufe der Zeit eine recht sichtbare Wandlung im Dorfbild sich vollzogen hat.

Der Bauernhof ist nach der Straßenseite oft noch durch ein aus Holz- oder Eisenstaketen bestehendes Tor zwischen Sandsteinpfeilern, das den Blick auf den Wirtschaftshof freiläßt, abgeschlossen. Durch das Tor, das einen zweiflügeligen Teil für Fuhrwerke und einen einflügeligen für Fußgänger hat, kommt man auf den Hof, der vom Wohnhaus mit dem angrenzenden Stall, von der Scheune und den übrigen Wirtschaftsgebäuden umgeben ist. In einzelnen Fällen findet sich neben dem Hof an der Straße der bäuerliche Hausgarten, während er sonst im allgemeinen am Außenrande des Dorfes liegt. Das Wohnhaus hat durchweg zwei Geschosse, das Erdgeschoß und ein darüber liegendes Stockwerk, „Bodden“ genannt. Der Hausflur führt geradeaus in die Küche, während es nach links oder rechts in die Wohnstube geht, hinter der, durch eine Bretterwand geschieden, sich die Schlafkammer befindet. Vor noch nicht langer Zeit stand allgemein in den Wohnstuben der Bauernhäuser ein gußeiserner Kachelofen, der von der Küche aus geheizt werden konnte. Heute werden entgegen dieser überlieferten Bauweise die Häuser vielfach anders gebaut.

Außer dem Anger findet sich ein weiterer Dorfplatz unterhalb der Untergrube, der „**Am Teich**“ genannt wird, auf dem sich heute das Ehrenmal für die Gefallenen der beiden Weltkriege erhebt.

Nicht weit vom Anger steht die Kirche, ein großer und geräumiger Bau, der in seiner jetzigen Gestalt 1913/14 ausgeführt wurde.

Das Schulgebäude, an der Hintergasse gelegen, stammt aus dem Jahre 1886. Als das südlich davon gelegene, in den Jahren 1914/15 erbaute Schulgebäude im Jahre 1954 umgebaut und in ihm ein dritter Klassenraum geschaffen wurde, fand der Unterricht aller Jahrgänge von nun ab in diesem Gebäude statt. Nach wie vor befindet sich aber in dem älteren Schulhause die Dienstwohnung der dritten Lehrkraft, während der zu ebener Erde gelegene Unterrichtsraum nunmehr anderen Zwecken (Sitzungssaal der Gemeindevertreter usw.) zur Verfügung steht.

Noch vor fünfzig Jahren war die Zahl der gewerblichen Betriebe nicht viel höher als um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Außer wenigen Lebensmitteln, die man hierorts erstehen konnte, mußten alle sonstigen Einkäufe in Eschwege, Wanfried oder Großburschla getätigt werden. Seitdem haben sich die gewerblichen Verhältnisse grundlegend gewandelt. Sämtliche Waren von den täglichen Verbrauchsgütern bis zum Kühlschrank und Fernsehapparat sind heute im Dorfe zu kaufen. Während bis zu dem zweiten Weltkriege viele Männer ihren Erwerb als Saisonarbeiter in den Ziegeleien und Zuckerraffinerien Norddeutschlands suchten und die Mädchen allgemein „auf Spargelfabrik gingen“, ist auch in dieser Hinsicht eine Änderung eingetreten. Zwar nimmt im Herbst noch mancher Einwohner die Verdienstmöglichkeit in den Zuckerfabriken wahr, so daß Weißenborn in jenen Monaten ebenso wie früher als „das Dorf ohne Männer“ gilt, doch gehen nur noch wenige Gemeindeglieder als Arbeiter in die Ziegeleien, und die Mädchen finden Arbeit in den nahen Eschweger und Wanfrieder Betrieben. Die Zahl der ungelernten Arbeiter sinkt mehr und mehr. Die schulentlassene Jugend sucht vor allem in den technischen Berufen unterzukommen, unter denen das Bauhandwerk bevorzugt wird. Neben den im Orte ansässigen und selbständigen Gewerbetreibenden sind viele Einwohner in nicht selbständiger Arbeit außerhalb des Ortes gewerblich als Weber, Schlosser, Wärme- und Heizungstechniker, Feinmechaniker, Zahntechniker und als kaufmännische Angestellte tätig. Nach wie vor aber stellt die Bauern- und Arbeiterschaft das größte Kontingent der Bevölkerung, wobei die letztere überwiegt. Darüber hinaus sind im Dorfe vorhanden:

6 Lebensmittelgeschäfte
2 Fleischereien
1 Bäckerei
3 Textilwarenhandlungen
2 Gastwirtschaften
2 Tanzsäle
1 Tabakwaren- und Spirituosenhandlung
1 Arzt
1 Tierarzt
3 Lehrer
1 Gendarm
1 Poststelle (I)
1 Sägewerk
2 Brennholzschneidebetriebe
2 Tischler
2 Stellmacher
1 Möbelhandlung
1 Reparaturwerkstatt für Kraftfahrzeuge
1 Taxibetrieb
1 Tankstelle
2 Fuhrgeschäfte
1 Omnibusbetrieb
1 Baustofflager
2 Maurermeister
2 Maler und Weißbinder
2 Klempner und Installateure
2 Elektriker
2 Schmiede
1 Sattler
6 Schuhmacher
6 Schneider
6 Schneiderinnen
1 Friseur
1 Lichtspielunternehmen
2 Kohlenhandlungen
1 Gärtnerei
2 Schweinehandlungen
6 Hausschlachter
1 Trichinenbeschauer

Wenn vor Jahrhunderten Weißenborn auch ein reines Bauerndorf gewesen ist und zu den Ortschaften im Kreise Eschwege zählte, wo die größte Ackerfläche auf den Kopf der Bevölkerung kam, so trifft das in der gegenwärtigen Zeit längst nicht mehr zu. Der Kleinbetrieb herrscht heute vor, was durch das Ergebnis der im Juni 1937 erfolgten Betriebszählung im Kreise Eschwege veranschaulicht werden mag. Danach gab es in unserem Dorfe unter den insgesamt 195 Betrieben 46 Betriebe mit 2,5 bis 10 ha, aber 149 Betriebe, die kleiner als 2,5 ha waren. Es ist dies unbestreitbar eine logische Folge der hierorts seit jeher vorgenommenen Realteilung, eine Erbsitte, die Weißenborn nicht nur mit Rambach, sondern auch mit anderen, wenngleich nicht allen Ortschaften des Kreises gemein hat; denn im Schemmergrund ist durchweg geschlossene Übergabe üblich, ebenso auf dem südlichen Ringgau, während im Tal der Ifta und Netra beide Systeme nebeneinander bestehen.

Da aus obigen Gründen die rein landwirtschaftliche Tätigkeit auf eigener Scholle alle Bewohner nicht mehr ernähren kann, gehen sie, ohne sich von der Scholle zu lösen, noch einer anderen Beschäftigung nach und bewirtschaften ihren geringen Landbesitz nebenher weiter. Vor zweihundert Jahren hatte Weißenborn nur etwas mehr als 300 Einwohner, während die Gemarkung schon damals im wesentlichen der Größe der heutigen entsprach. Die Bevölkerungsentwicklung unserer Ortschaft läßt sich durch einige Zahlen leicht darstellen. Das Dorf zählte im Jahre

1744	=	313	Einwohner
1834	=	385	Einwohner
1845	=	514	Einwohner
1895	=	612	Einwohner
1900	=	625	Einwohner
1905	=	684	Einwohner
1917	=	705	Einwohner
1939	=	902	Einwohner
1946	=	1074	Einwohner
1950	=	1092	Einwohner
1953	=	1083	Einwohner

Wenn die frühere Feldbewirtschaftung hinsichtlich ihrer Intensität sich sicher auch nicht mit der gegenwärtigen vergleichen läßt und auch große Flächen für Hutezwecke benutzt wurden, so wird dadurch aber dennoch

der Unterschied gegen heute, da die Bevölkerung fast auf das Vierfache des einstigen Standes angewachsen ist, mehr als verdeutlicht.

Der ausgesprochene Bauernhof ist in unserem Dorfe in der Gefahr, zur Ausnahme zu werden und der saisonbedingte, auswärts beschäftigte Arbeiter zur Regel. Diese Entwicklung hat aber leider eine Landflucht gezeitigt, die in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Wenn im Zusammenhang damit im Jahre 1955 dem hiesigen Ortslandwirt von Einwohnern unseres Dorfes mehr als 60 Morgen Land zur Verpachtung angeboten wurden, so wird dadurch die sich anbahnende Landentfremdung nur unterstrichen. Gleichviel ist bisher der landwirtschaftliche Charakter der hiesigen dörflichen Siedlung im großen und ganzen gewahrt geblieben, denn der Arbeiter, der noch einige Acker Land sein eigen nennt, liebt das ihm gehörende Stückchen Erde genau so wie sein begüterter Bruder, der sich von dem Ertrag seiner Scholle noch ernähren kann.

Was nun die Aufgabe und den Auftrag des heutigen Landwirts angeht, so haben sie sich hierorts wie anderwärts seit tausend und mehr Jahren nicht geändert. Immer noch sieht der Landmann es als seine Pflicht an, sich für das Brot der gesamten Bevölkerung zu sorgen. Was sich aber gewandelt hat, das ist die Arbeitsweise des Bauern auch in unserem Dorfe. Er hat sich die Technik weitgehend nutzbar gemacht, um menschliche Arbeitskräfte zu entlasten oder auch zu ersetzen. Der Pflug ist mit wenigen Veränderungen in seinen Grundformen zwar der alte geblieben, aber er wird nicht mehr ausschließlich vom Pferd oder Rind gezogen, sondern vom Trecker. Doch sollte deshalb niemand annehmen, daß jene Bauern, die noch das Pferde- und Kuhgespann bevorzugen, rückständig wären; denn die Technisierung der landwirtschaftlichen Arbeiten hat ihre natürliche Grenze und da, wo sie nicht hingehört, sogar ihre Nachteile.

Die Technisierung nach dem Stand von 1955 läßt sich aus folgenden Angaben erkennen. Noch 1914 gab es in unserem Dorfe nur zwei Grasmähmaschinen. Sonstige landwirtschaftliche Maschinen waren kaum vorhanden. Heute aber gibt es mehr als 30 Grasmäher, 10 Bindemäher und 40 Drillmaschinen neben anderen maschinellen Geräten. Die erste Dreschmaschine mit Dampfbetrieb, hergestellt von der Firma Lanz, Mannheim, kam um 1912 ins Dorf und gehörte dem Landwirt und Ziegelbrenner Dietrich in der Bachstraße. Im Jahre 1925 erwarb Dietrich anstatt der dampfbetriebenen Dreschmaschine eine solche mit elektrischem Antrieb. Ebenfalls in den zwanziger Jahren schlossen sich hiesige Bauern zu zwei Dreschgenossenschaften zusammen, von denen jede eine weitere Dreschmaschine ins Dorf

brachte, so daß heute drei Dreschmaschinen im Gebrauch sind. Es befinden sich, um das Bild der Technisierung zu vervollständigen, weiterhin im Dorfe:

19	Zugmaschinen
5	Lastkraftwagen (Lkw)
25	Personenkraftwagen (Pkw)
1	Omnibus
150	Motorräder und Mopeds

Der dem hiesigen Einwohner Oskar Strube gehörende Omnibus befährt seit 1955 die durch den Schlierbach führende Straße von Weißenborn über Völkershäuser nach Wanfried, eine Verbindung, die wegen der Sperrung der Zonengrenze durch die sowjetzonalen Machthaber nötig wurde.

Wie die obigen Angaben verdeutlichen, verdichtet und verstärkt sich mit der immer mehr zunehmenden Technisierung der Landwirtschaft von Jahr zu Jahr auch der Verkehr, der nicht nur das Leben in den Großstädten grundlegend gewandelt hat, sondern seine Auswirkungen auch in ländlichen Bezirken spürbar macht. Weißenborn ist nicht davon ausgenommen. Es scheint, als wäre mit dieser Entwicklung die behäbige Geruhsamkeit unserer Dörfer endgültig zu Grabe getragen worden. Auf den sonst so stillen Straßen, über die früher an Sonntagnachmittagen schmucke Mädchen Arm in Arm zogen, um ihre sehnächtigen Weisen vom Scheiden und Meiden zu singen, knattern heute Motorräder und Mopeds in allen Tonlagen und Lautstärken, so daß das ländliche Idyll nur noch abseits der lärmvollen Verkehrswege zu finden ist.

Der Runkelrübenbau geschah noch nach dem Kriege 1914/18 auf folgende Weise. In den Hausgärten, in denen außer Lauch, „Schpanschlüch“ genannt, wenig Gemüse angebaut wurde, säte man auf Beeten die Runkelkerne aus, die sich allmählich zu Pflanzen entwickelten. Als dann versetzte man sie auf das Feld, was oft Schwierigkeiten mit sich brachte, wenn die jungen Pflanzen bei trockenem Wetter nicht recht angehen wollten. Außerdem wurden nur die Felder in der nächsten Umgebung des Dorfes, die hinreichend mit Jauche gedüngt waren, bepflanzt. Erst 1921 fing Heinrich Dilling in der Bachstraße als erster der hiesigen Landwirte mit dem Rübendrüben an, das sich dann mehr und mehr bei der übrigen Bevölkerung durchsetzte.

Die Pflegearbeit an den Saaten wird heute stärker denn je betrieben. Neben der Hackmaschine findet auch die Handhacke noch ihre häufige

Verwendung; denn sie ist nicht überall zu ersetzen. Mehr und mehr dringt die Chemie, früher für den Bauern ein gänzlich unbekanntes Gebiet, in seinen Arbeitskreis ein. Er ist gezwungen, sich Kenntnisse in der Art und Wirkungsweise der vielen künstlichen Düngemittel anzueignen, wenn er ausreichende Ernteergebnisse erzielen und keine Fehlschläge erleiden will. Daneben aber bleibt der natürliche Dünger die Grundlage zur Gesunderhaltung seines Ackerbodens. So betreibt er bei allem Fortschritt Humuswirtschaft wie seine Vorfahren vor Jahrhunderten. Mit chemischen Mitteln führt er außerdem einen erbitterten Kampf gegen eine Unzahl von Schädlingen, die ihn um den Erfolg seiner Arbeit bringen wollen. Ende des zweiten Weltkrieges trat der Kolorado- oder Kartoffelkäfer (*Chrysomela decemlineata*) fast schlagartig hier auf, so daß in der Bevölkerung die Meinung sich verbreitete, die ehemaligen Kriegsgegner wären schuld daran. Glücklicherweise hielt sich das Auftreten des etwa 10 mm großen Schädlings, der von ledergelber Farbe ist und durch elf schwarze Flecken auf dem Halsschild und zehn ebensolche Längsstreifen auf den Flügeldecken gekennzeichnet wird, in mäßigen Grenzen. Da anfänglich nicht genug Bekämpfungsmittel zur Verfügung standen, wurde die gesamte Bevölkerung einschließlich der Schuljugend eingesetzt, die in Suchkolonnen die Kartoffelfelder durchstreiften und Eier, Larven und Käfer des gefürchteten Eindringlings von den Stauden ablasen, um sie zu vernichten.

Werden auch heute die Erntearbeiten zum großen Teil maschinell erledigt, so bleibt doch die Sense trotz aller Technisierung unentbehrlich, wenn verregnete Sommer den Einsatz neuzeitlicher Maschinen nicht gestatten.

Während früher die Rindertuberkulose in den hiesigen Ställen ein tückischer und häufiger Gast war, ist heute die bäuerliche Bevölkerung dank dauernder Aufklärung bestrebt, die verseuchten Tiere abzuschaffen; denn die erfolgreiche Bekämpfung jener Krankheit, die den Prozentsatz der amtlich als tbc-frei anerkannten Tiere im Kreise Eschwege 1955 von 61 auf 84 des Gesamtbestandes anwachsen ließ, ein Erfolg, der unser Kreisgebiet in der hessischen Leistungstabelle hinter Biedenkopf auf den zweiten Platz stellt, macht es immer schwerer, krankes Vieh auf den Markt zu bringen, geschweige denn seine Milch abzusetzen. Am 1. Januar 1956 waren von den im Kreisgebiet vorhandenen 3 426 Rinderhaltungen mit 17 257 Tieren 2 957 Gehöfte mit 14 052 Tieren von der Krankheit befreit, so daß sie als Zeichen der Anerkennung und des gewinnbringenden Fortschritts das blaue „Tbc-frei“ Schild an ihren Stalltüren tragen dürfen. Noch 1950 konnte in Weißenborn laut tierärztlichem Gutachten unter dem Rindviehbestand

ein tuberkulöser Befall von 28 Prozent festgestellt werden. Jedoch hatten sich bis 1955 die Verhältnisse im Orte derart verbessert, daß zur genannten Zeit nur noch drei nicht anerkannte Ställe mit acht Tieren, von denen drei als krank befunden wurden, vorhanden waren. Ein Teil der Gemeinden im Kreise hat sich Tiefkühlanlagen gebaut, in welche die Milch aus allen Ställen des Dorfes gebracht und für den Transport vorbereitet wird. Auch Weißenborn wird sich dieser Entwicklung nicht entziehen können und wollen.

Der hiesige Bauer schafft heute nicht mehr abgekapselt auf seinem Hofe, sondern er weiß sich eingespannt in die Weltwirtschaft. Er ist sich bewußt, daß beispielsweise die Ernteerträge in Kanada sich auch auf seinen Bauernhof auswirken. Er steht in politischer Hinsicht nicht mehr uninteressiert da. Er kümmert sich um die kommunalpolitischen Dinge seines Heimatortes genau so wie um die Innen- und Außenpolitik seines Vaterlandes, weil er durch Erfahrung davon überzeugt worden ist, daß die Regierung seines Landes den Ertrag seiner Arbeit mitentscheidet. Darum hat er im Zeichen eines modernen Kollektivstrebens auch den Wert des beruflichen Zusammenschlusses erkannt, ohne den eine erfolversprechende Vertretung seiner Belange nicht erfolgen kann.

In den wechselvollen Perioden der deutschen Geschichte, die Fürstengeschlechter kommen und gehen und ganze Stände verschwinden sah, hat sich der Bauernstand als ein Fels im wogenden Meer der anbrandenden Gewalten erhalten. Der deutsche Bauer ist nicht untergegangen, und auch die deutschen Dörfer sind nicht verschwunden. Immer noch strahlt von ihnen eine Kraft aus, die lebenspendend unser ganzes Wirtschaftsleben befruchtet. Auf dem Lande reichen sich noch Bauer und Arbeiter die Hände, um gemeinsam der heimatlichen Erde mit unbeugsamen Mut und nimmermüden Fleiß zu dienen. Solange noch unsere deutschen Dörfer bestehen, die nicht nur die Erträgnisse ihrer Fluren, sondern auch ihre Menschen als Arbeitskräfte in die Städte schicken, kann unser Volk nicht vergehen; denn das Dorf ist wirklich der Jungbrunnen des deutschen Vaterlandes.

Einen weiteren Aufschluß über unser Dorf und seine heutigen Bewohner mögen einige tabellarische Übersichten geben:

Einwohnerstatistik des Jahres 1953

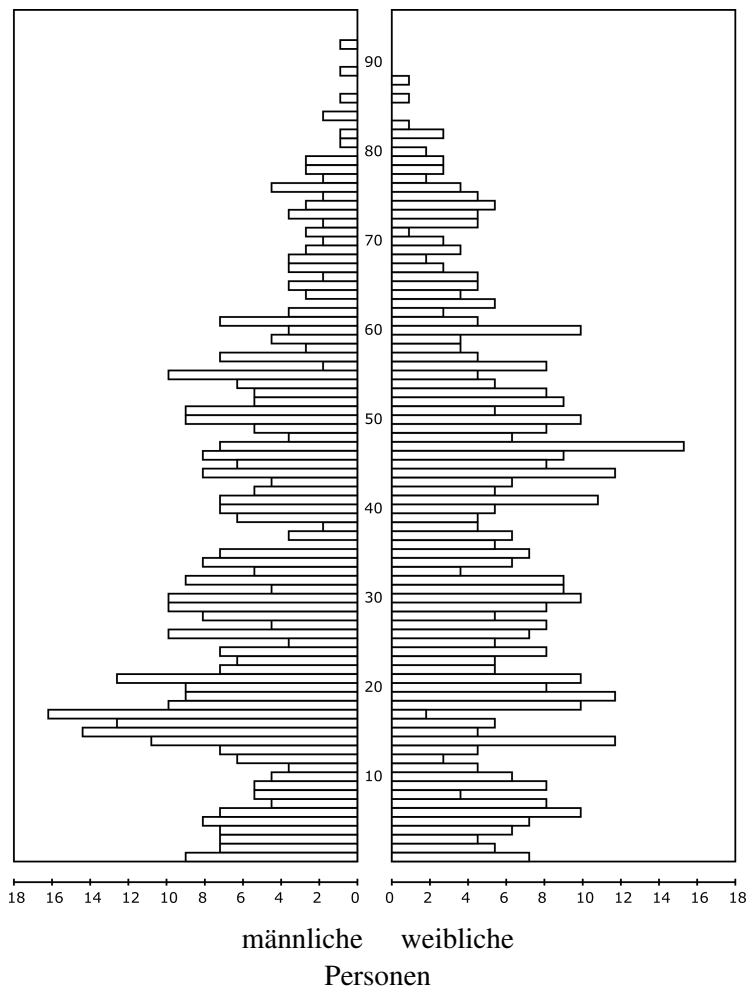
Stichtag 13. Oktober

1. Aufteilung der Bevölkerung

Haushaltungen	Einwohnerzahl am 13. 10. 1953			Bekenntnis		Heimatvertr.
	insgesamt	männl.	weibl.	ev.	rk.	
331	1083	536	547	984	99	89

2. Altersaufbau

Lebensjahre



3. Bebauungs und Wohndichte

Wohnlage	Wohnhäuser	Bewohner	Heimatvertriebene
Bachstraße	22	117	6
Eschweger Straße	27	154	6
Eschweger Pfad	1	5	-
Großburschlaer Straße	16	105	16
Hintergasse	33	177	19
Hintere Steingasse	3	16	-
Hopfenhöfe	3	18	2
In der Aue	4	22	9
Kirchplatz	7	35	9
Krauthöfe	1	6	1
Lange Gasse	3	13	2
Mittelgasse	15	78	2
Netraer Weg	5	18	2
Rambacher Straße	15	100	8
Rinngasse	4	15	-
Röhrdaer Straße	16	78	11
Rücksweg	6	41	6
Sandhöfe	10	56	1
Untergrube	5	24	7
Vordere Steingasse	1	5	1
Insgesamt	197	1 08	108

Wohndichte je Haus: 5,49 Wohnräume über 6 qm:670 Wohndichte je Raum:1,61

4. Familiennamen

a) Einheimische und Zugezogene

Arnold	Blüse	Büge	Dietzel
Bachmann	Born	Busse	Dilling
Bauer	Böttger	Deist	Drube
Bayer	Brill	Deichmeier	Eberlein
Becker	Buchardt	Dietrich	Eichenberg

Eifler	Hoßbach	Meyer	Schmidt
Eisenhuth	Illert	Michel	Schneider
Eisenträger	Isermann	Morgenthal	Schröder
Eysert	Jakob	Moritz	Schulz
Faber	Kobold	Moser	Schwabe
Fischbach	Koch	Niebergall	Sennhenn
Franke	Kroll	Nolde	Spannknebel
Fredrich	Langlotz	Oberbeck	Stepanek
Gaus	Lautenbach	Reich	Strube
Gerlach	Lenze	Rietze	Stützer
Giesel	Lorchheim	Rimbach	Sünder
Gläßner	Ludolph	Rininsland	Tippach
Gössel	Maas	Rommel	Vaupel
Gröber	Mäder	Roth	Vollmer
Großkurth	Mangler	Ruhland	Wehn
Halt	Mäurer	Samstag	Weißhaar
Heckeroth	Mellenthin	Sander	Wiegand
Hentrich	Menzel	Sänger	Witthüser
Hildebrecht	Menz	Schade	Wolf
Hilmes	Merkel	Schein	Zinngrebe
Hose	Mertens	Schellhase	

b) Ausgebombte und Sowjetzonenflüchtlinge

Braune	Markworth	Rosette	Rimbach
Gergs	Ratgeber	Thiel	Sänger

c) Heimatvertriebene

Bachfischer	Höllner	Pelikan	Seidler
Bachtik	Krenner	Peschat	Stumfoll
Beck	Langer	Ruppert	Umlauf
Dittrich	Lischewski	Saliger	Urbatschek
Dreistein	Matzke	Schindler	Tschorsch
Felske	Mauler	Schmidt	Zimmermann
Heisig	Morbitzer	Schüller	

d) Grenzschutz

Barleben	John	Möckel	Viertl
Böhm	Krystkowiak	Nickel	Viehl
Galke	Lehr	Sauer	Walter
Heimann	Mangold	Ulber	

5. Landwirtschaftliche Verhältnisse

a) Bodenbewirtschaftung

Wirtschaftsflächen	1947		1948		1949		1950	
	ha	Ar	ha	Ar	ha	Ar	ha	Ar
Ackerland	299	24	304	12	338	18	339	48
Gartenland	3	82	4	08	9	56	27	94
Obstanlagen	–	08	–	08	–	30	3	08
Wiesen, einschürig	7	99	14	86	16	47	54	90
Wiesen, zweischürig	78	33	75	87	88	41	66	77
Viehweiden	1	36	1	72	1	00	–	85
Landwirtschaftliche Nutzfläche	390	82	400	73	453	92	493	02

b) Winteraussaatflächen

Fruchtart	Aussaatflächen der Betriebe in der Gemeinde							
	1947		1948		1949		1950	
	ha	Ar	ha	Ar	ha	Ar	ha	Ar
Winterroggen	58	48	60	00	65	00	85	50
Winterweizen	27	53	30	00	28	00	25	60
Menggetreide	–	15	2	00	–	50	–	–
Raps zur Samengewinnung	4	36	3	00	1	00	–	25
Wintergerste	–	92	1	00	1	00	–	50

c) Viehbestand nach den allgemeinen Zählungen am 3.12. eines j. Jahres

Viehart	1947	1948	1949	1950	1951	1952
	Stück					
Pferde	8	9	10	13	15	15
Schafe insgesamt	22	18	4	8	5	1
weibl.Tiere über 1 Jahr trgd.	10	6	1	5	–	–
weibl.Tiere über 1 Jahr n.trgd.	10	1	2	–	3	–
Zuchtböcke	–	–	1	–	–	–
Rindvieh insgesamt	293	289	306	307	314	329
Kälber unter 3 Monaten	5	6	21	19	13	12
Färsen	45	22	2	5	12	1
Kühe zur Milchgew.	7	13	–	17	11	17
Kühe zur Milchgew. u. Arb.	199	194	215	195	189	201
Schweine	301	331	463	524	570	554
Ziegen	238	238	268	254	253	236
Hühner insgesamt	937	961	1202	1405	1453	1469
Legehennen	646	708	802	1014	1003	1071
Gänse	51	47	44	45	46	40
Enten	3	10	7	2	2	2
Trut- und Perlhühner	12	13	1	–	2	–
Kaninchen	65	–	–	–	–	–
Bienenstöcke	34	27	71	85	62	55

6. Politische Einstellung der Bevölkerung 1946/52

Art der Wahl	Wahl- berecht.	Abge- geben	Un- gültig	Gül- tig	SPD	CDU	LDP	KPD	BHE	unab- häng.	über- part.
Gemeindevwahl											
1946	558	551	3	548	201	—	347	—	—	—	—
Kreistagswahl											
1946	577	514	11	503	275	36	182	10	—	—	—
Landesversammlung											
1946	584	465	—	465	276	32	148	9	—	—	—
Landtagswahl											
1946	597	470	38	432	280	8	135	9	—	—	—
Gemeindevertretung											
1948	692	654	19	635	305	89	241	—	—	—	—
Kreistagswahl											
1948	692	654	26	628	341	67	204	16	—	—	—
Bundestagswahl											
1949	726	642	18	624	384	23	129	10	—	78	—
Landtagswahl											
1950	715	560	13	547	381	14	148	4	—	—	—
Gemeindevertretung											
1952	715	652	39	613	483	—	—	—	—	130	—
Kreistagswahl											
1952	715	650	28	622	425	16	72	5	25	—	79

Die Namensabkürzungen für die gewählten Parteien bedeuten:

SPD = Sozialdemokratische Partei Deutschlands

CDU = Christlich Demokratische Union

LDP = Liberaldemokratische Partei

KPD = Kommunistische Partei Deutschlands

BHE = Bund der Heimatvertriebenen

Wenn im vorhergehenden die heutige Situation unseres Dorfes geschildert wurde, so kann dieses Kapitel nicht abgeschlossen werden, ohne daß eine betrübliche Tatsache, die Weißenborn zu einem Grenzdorf mitten in Deutschland werden ließ, Erwähnung gefunden hat.

Die Aufteilung Deutschlands in zwei Machtsphären der in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht diametral entgegengesetzten Weltmächte Amerika und Rußland hat nach dem zweiten Weltkriege an unserer Gemarkungsgrenze Verhältnisse geschaffen, die zu zahlreichen bedauerlichen Vorfällen führten. Zwar konnte die Straße durch das zur Sowjetzone gehörende Großburschla nach dem auf hessischem Gebiet liegenden Bahnhof Großburschla anfänglich von den Weißenbörnern benutzt werden; aber das änderte sich bald.

Wenn es bis dahin möglich war, mit Hilfe eines Grenzscheins die Markierungslinie zu überschreiten, um zur Bahnstation zu gelangen, so wurden eines Tages von der Volkspolizei, die unter der Abkürzung Vopo das Machtinstrument der Sowjetzone verkörpert, längs der Zonengrenze Maßnahmen getroffen, die jede Verbindung zu den deutschen Brüdern und Schwestern im Westen lösen sollten. Gräben wurden ausgehoben, Stacheldrahtzäune gezogen und an besonders „gefährdeten“ Stellen zusätzlich ein zehn Meter breiter Grünstreifen umgepflügt, um die Fußspuren der illegal hin- und herüber wechselnden Grenzgänger besser erkennen zu können. Von nun ab war es mit Lebensgefahr verknüpft, wenn es einem hiesigen Einwohner einfiel, einen Spaziergang nahe der Zonengrenze zu machen. Er mußte damit rechnen, daß aus verstecktem Hinterhalt Volkspolizisten den Karabiner auf ihn anlegten und ihn zwangen, die Grenze, die er gar nicht verletzen wollte, zu überschreiten, um in Gewahrsam genommen zu werden, weil er sich durch die Annäherung an die Grenze bereits verdächtig gemacht hatte.

Unter niemals aufgeklärten Umständen wurde Anfang Juni 1953 der Grenzaufsichtsbeamte Walter Uhl auf dem Boden der Bundesrepublik bei einem Streifengang längs der Zonengrenze in der Nähe der Mäusemühle von Volkspolizisten erschossen. Der Einschuß befand sich auf der Rückseite des Getöteten.

Es würde zu weit führen, auf die vielen Einzelfälle einzugehen, die sich im Laufe der Jahre im Zusammenhang mit der Zonengrenzziehung ereigneten. Nur mit einem Gefühl der Unsicherheit arbeitet die hiesige Bevölkerung auf ihren Äckern nahe der Zonengrenze, die allgemein respektiert wird. Doch kindlicher Einfalt blieb es einmal vorbehalten, sie zu mißachten. Zwei kleine Weißenbörner Jungen im Alter von viereinhalb und dreieinhalb Jahren, Wolfgang Viehl und Hansjürgen Tschorsch mit Namen, waren an einem schönen Sonntagmorgen im Sommer des Jahres 1955 spurlos verschwunden. Als sie nach einigen Stunden immer noch nicht in ihre elterliche Behausung zurückgekehrt waren, wurden Feuerwehr und Zollgrenzdienst alarmiert, die die ausgedehnten Waldgebiete rund um das Dorf erfolglos durchkämmten. Schließlich ergab ein fernmündlicher Anruf bei der Volkspolizei in Großburschla, daß die beiden Bürschchen, die nach ihren Aussagen „auf Jagd gehen wollten“, die Zonengrenze überschritten hatten und in den Händen der sowjetzonalen Grenzhüter gelandet waren. Entgegen sonstiger Gepflogenheiten fütterten die Vopos ihre kleinen Gäste mit Pudding und Schokolade und verständigten sogar den Bundesgrenz-

schutz, weil einer der Ausreißer behauptet hatte, sein Vater sei „Grenzer“. Am Abend wurden die unternehmungslustigen Sonntagsjäger an der Zonengrenze bei Weißenborn von der Volkspolizei wieder abgeliefert, um von ihren besorgten Eltern später in Empfang genommen zu werden.

Jugendliche waren es auch, die bei dem folgenden Grenzzwischenfall beteiligt waren. Kasseler Oberschüler mit ihrem Lehrer hatten im Frühjahr 1956 unweit der Landstraße, die von hier nach Röhrda führt, ein Zeltlager aufgebaut. Am 29. Mai entschlossen sie sich zu einer Wanderung in Richtung Weißenborn, um den „Eisernen Vorhang“ kennenzulernen. Vier Schüler sonderten sich von der Hauptgruppe ab und kamen schließlich an den Schlagbaum auf der Landstraße zwischen Weißenborn und Großburschla, wo sie photographische Aufnahmen machten. Wahrscheinlich aus Unkenntnis über den genauen Grenzverlauf bewegten sich die Jungen für eine kurze Zeit auf sowjetzonalen Boden, ohne bemerkt zu werden. Auf Bundesgebietsseite zurückkehrend, gingen die vier Schüler nun etwa zwei Kilometer die Grenze entlang, um schließlich unter einem Baume Rast zu machen. Plötzlich tauchte in unmittelbarer Nähe ein Volkspolizist auf und befahl ihnen unter Hinweis auf seine Maschinenpistole, sofort über die Grenze in die Sowjetzone zu kommen. Verängstigt kamen sie der Aufforderung nach. Sie mußten sich daraufhin nach Großburschla in Marsch setzen, bis unterwegs ein zweiter Vopo eintraf. Jetzt wurden den Jungen die Photoapparate und ein Fernglas abgenommen. Auf der Volkspolizeidienststelle in Großburschla, in einer Holzbaracke fand das erste Verhör statt. Alsdann wurde das vierblättrige Kleeblatt von einem Kommando nach Eisenach gebracht, wo die Kasseler Schüler in einer dortigen Volkspolizeikaserne zum zweiten Mal verhört wurden. Tags darauf schaffte ein Vopowagen die Jungen bei Rittmannshausen, wo eigentlich kein Übergang ist, zur Grenze, wo ihnen ihre Sachen wieder zurückgegeben wurden.

Das sind nur einige Streiflichter von der Zonengrenze, die beliebig vermehrt werden könnten. Unterdessen aber fließt der Flüchtlingsstrom von „drüben“ unaufhörlich weiter. Zwischenfälle, wie sie oben geschildert wurden, werden sich immer wieder ereignen, solange eine unnatürliche und gewaltsame Grenze die Deutschen im Westen und Osten voneinander trennt.

Das Ehrenmal

Wenn man heute durch das Dorf geht, ist nichts mehr von den Zerstörungen zu sehen, die ein mörderischer Krieg im äußeren Dorfbilde verursachte. Fleiß und zäher Wille einer arbeitsamen Bevölkerung haben das ihrige dazu beigetragen, um das Elend einer vergangenen Katastrophe zu meistern. Aber die Erinnerung daran als ewige Mahnung, das Schicksal des Landes nur einer weisen Staatsführung anzuvertrauen, muß wachgehalten werden. Diesem Zweck soll auch das Ehrenmal für die Gefallenen der beiden Weltkriege dienen, das durch die Initiative des Heimatvereins Weißenborn unter seinem Gründer und derzeitigen ersten Vorsitzenden Dr. W. Lischewski errichtet wurde. Das Wirken des Vereins hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens für das Dorf äußerst vorteilhaft erwiesen. Abgesehen von der bereits erwähnten Errichtung des Ehrenmals, worüber im folgenden noch berichtet werden soll, lassen seine Mitglieder es sich nicht nehmen, überall da Hand anzulegen, wo es gilt, das Dorfbild zu verbessern, so daß in einer im Februar 1955 stattgefundenen Generalversammlung in der Gastwirtschaft Dietzel Bürgermeister Witthüser nicht umhin konnte, die wertvolle Tätigkeit des Vereins zu würdigen, indem er herausstellte, daß durch die Arbeit seiner Mitglieder der finanziell schwachen Gemeinde manche Sorge abgenommen worden sei. Der Verein zählt zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, über hundert Mitglieder. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Heimatgedanken zu pflegen und, wo er verloren gegangen ist, durch selbstloses Handeln im Interesse der Dorfgemeinschaft ihn wieder zu wecken, um so dem materialistischen Geist der Zeit auf seine Weise entgegenzuwirken.

Ihm ist die Ausgestaltung des Festplatzes, auf dem alljährlich das Kinderfest stattfindet, zu verdanken. Einhundertsiebzig Sitzplätze wurden dort geschaffen. Im Zuge seiner weiteren Bemühungen um die Landschaftsgestaltung konnten außerdem dort und an der Rambacher Straße insgesamt eintausend Hainbuchen gepflanzt werden. Eine Raststätte für Wanderer mit Steintisch und Linde entstand an der Eschweger Landstraße. An 15 markanten Stellen in der Umgebung des Dorfes stellte der Verein Ruhebänke auf. Er stiftete Werke bekannter Autoren für die Volksbücherei des Ortes, förderte die Durchführung von Volksliedersingabenden, regte die Abfassung einer Heimatgeschichte des Dorfes an, gab Hinweise zur Verschönerung der Häuserfronten und zur Anlage von Vorgärten und richtet nun schon in rührender Sorgfalt sein Augenmerk auf die zu treffenden Vorbe-

reitungen für den festlichen Tag, an dem die Ortschaft Weißenborn zum ersten Mal vor 600 Jahren in einer Urkunde Erwähnung gefunden hat.

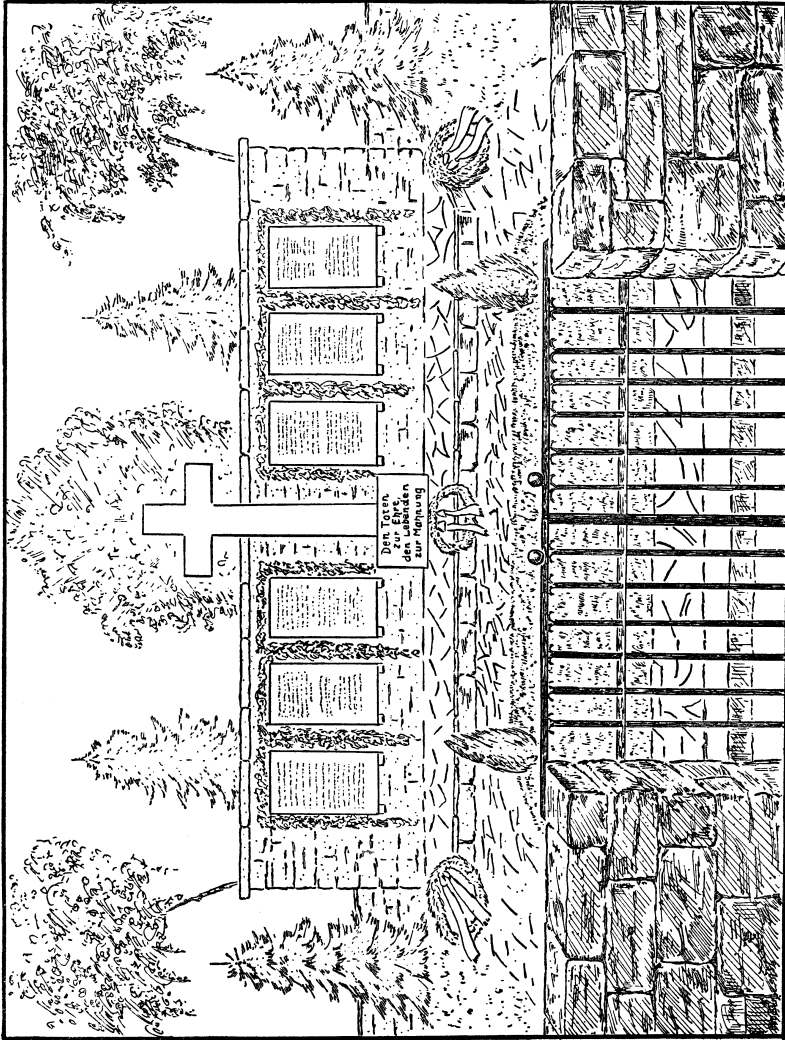
Was auch der Verein in Zukunft noch leistet, wozu ihm nie die nötigen Kräfte fehlen mögen, so ist als bisherige Krönung seines gemeinnützigen Wirkens doch der Bau des Ehrenmals anzusehen. Als in der ersten Mitgliederversammlung des Heimatvereins der Entschluß gefaßt worden war, die Toten der beiden Weltkriege durch eine würdige Gedächtnisstätte zu ehren, ergab eine erste Geldsammlung innerhalb der Gemeinde bereits einen Betrag von 5 200 DM. Eine im Rahmen eines geselligen Vergnügens veranstaltete Tombola brachte weitere 500 DM. Der fehlende Betrag zu den Baukosten, die sich auf 8 000 DM bezifferten, wurde durch freiwillige Geldspenden gedeckt. Außerdem stellten die Mitglieder des Heimatvereins in gemeinnütziger Weise ihre Arbeitskräfte zur Verfügung, so daß der von dem Steinmetzmeister Gerloff in Eschwege ausgeführte Bau schnell Gestalt annahm. Das Ehrenmal besteht aus Cornberger Sandstein. 67 Zentner Zement wurden verarbeitet. Das eiserne Gittertor, das die Denkmalsanlage nach der Straßenseite abschließt, fertigte der hiesige Schmied Otto Ruhlandt an.

So wurde auf einem übersichtlichen Platz inmitten des Dorfes, am „Teich“, ein Werk geschaffen, das dem Opfersinn der Gemeinde das beste Zeugnis ausstellt. Unter Beteiligung der Bevölkerung und in Anwesenheit von Landrat Pforr fand am 13. September 1953 die feierliche Einweihung statt. Beim Geläut der Glocken marschierten die Feuerwehr, der Gesangverein und der Sportverein mit ihren Fahnen zum Ehrenmal, wo zwei Feuerwehrmänner die Ehrenwache hielten und die nächsten Angehörigen der Gefallenen und Vermißten Platz genommen hatten. Nach dem von der Feuerwehrkapelle vorgetragenen Largo von Händel und dem von dem Gemischten Chor gesungenen Lied „Fallen müssen viele“ hielt Vikar Eiffert den Feldgottesdienst ab, dem er das Bibelwort „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ (Joh. 15, 13) zugrunde legte. Dann erscholl, vom Männergesangverein vorgetragen, das Sanktus aus der Deutschen Messe von Schubert. Nach einem von einer Kriegerweise gesprochenen Gedicht ergriff der Vorsitzende des Heimatvereins, Dr. Lischewski, das Wort und übergab das Denkmal der Obhut der politischen Gemeinde, in deren Namen Bürgermeister Witthüser es übernahm. Nachdem Landrat Pforr, der daraufhin sprach, die soldatische Tugend als ein entscheidendes Phänomen im staatlichen Leben des Volkes, unbeirrt vom Urteil einer wankelmütigen Gegenwart, in den Vor-

dergrund seiner Ausführungen gestellt hatte, folgten Kranzniederlegungen seitens der Gemeinde, des Heimatvereins, der Feuerwehr, des Turn- und Sportvereins, des Bauern- und Landfrauenvereins, der Heimatvertriebenen und der Kreis- und Ortsgruppe des VdK. Mit den Liedern „Sei getreu“ und „Weltenfriede“, ersteres vom Männergesangsverein, letzteres vom Gemischten Chor zu Gehör gebracht, und dem Gebet aus dem Großen Zapfenstreich, gespielt von der Feuerwehrkapelle, endete die eindrucksvolle Feier.

Überragt von dem Kreuz der welterlösenden Liebe, weist die ernste Gedächtnisstätte eine massive Umfassungsmauer mit einem schmiedeeisernen Tor auf, an deren hinterer Wand sechs Tafeln die Namen der jungen Kriegsteilnehmer erkennen lassen, die starben, um nachfolgenden Generationen ins Herz zu prägen, daß alle Macht auf Erden vergeht und daß alles Leben und Streben der Menschen zuletzt dem Frieden Gottes dienen muß, welcher höher ist als alle menschliche Vernunft. Wenn der Tod von Millionen Soldaten, die für ihr Vaterland starben, einen Sinn haben soll, so kann es nur der sein, zu wissen, daß sie gefallen sind zu einer Zeit, in der die Völker den Krieg noch als ein brauchbares Mittel ansahen, um die zwischen ihnen schwebenden Probleme zu lösen, ehe sie lernten, ohne Kriege miteinander und füreinander glücklicher zu leben.

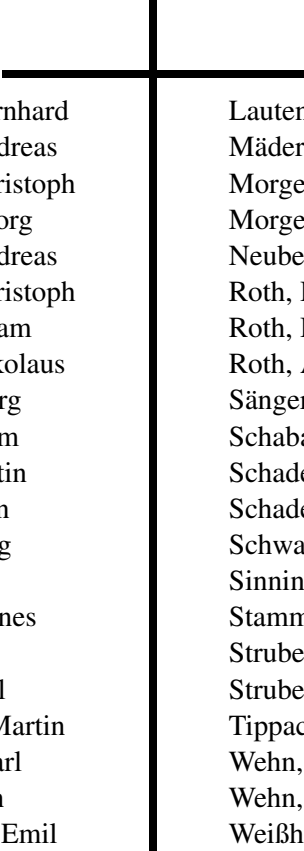
Mit dieser Gedächtnisstätte für die Toten beider Weltkriege, deren Pflege der Bevölkerung für alle Zeiten eine Herzensangelegenheit sein sollte, hat das aus schwedischem Granit bestehende Ehrenmal, das im Jahre 1921 an der Hintergasse vor dem Schulhause seine Aufstellung fand, an Bedeutung verloren. Da es aber aus gleicher Verbundenheit mit den Toten des ersten Weltkrieges und aus gleicher Opferfreudigkeit der Einwohner geschaffen wurde, möge man ihm anderswo einen geeigneten Platz geben.



Ehrenmal

Die Namen der Toten sind:

Krieg 1914 – 1918



Dietrich, Bernhard	Lautenbach, Heinrich
Dietrich, Andreas	Mäder, Emil
Dietrich, Christoph	Morgenthal, Georg
Dietrich, Georg	Morgenthal, Johannes
Dietrich, Andreas	Neuber, Alfred
Dietrich, Christoph	Roth, Heinrich
Dietrich, Adam	Roth, Heinrich
Dietrich, Nikolaus	Roth, Adam
Dietzel, Georg	Sänger, Christoph
Dilling, Adam	Schabacker, Heinrich
Dilling, Martin	Schade, Heinrich
Eifler, Martin	Schade, Martin
Ewald, Georg	Schwabe, Nikolaus
Faber, Karl	Sinning, Ernst
Faber, Johannes	Stammer, Kaspar
Faber, Peter	Strube, Heinrich
Götting, Karl	Strube, Martin
Heckeroth, Martin	Tippach, Martin
Hoßbach, Karl	Wehn, Georg
Krug, Martin	Wehn, Friedrich
Lautenbach, Emil	Weißhaar, Otto

Weißhaar, Peter

Krieg 1939 – 1945

Es fielen

<i>1940</i>	Mäurer, Heinrich
Rimbach, Heinrich	Morgenthal, Harald
<i>1941</i>	Schade, Heinrich
Dilling, Heini	<i>1944</i>
Gläßner, Karl	Dietrich, Heinrich
Hildebrecht, Nikolaus	Dilling, Eduard
Rimbach, Martin	Dilling, Walter
<i>1942</i>	Halt, Wilhelm
Dietrich, Heinrich	Faber, Ferdinand
Dietrich, Heinrich	Fischbach, Heinrich
Dilling, Christian	Koch, Otto
Gläßner, Christian	Lenze, Heinrich
Koch, Werner	Scharf, Karl
Morgenthal, Andreas	Strube, Otto
Morgenthal, Otto	Schwabe, Karl
Weiter, Nikolaus	<i>1945</i>
<i>1943</i>	Bauer, Albert
Dietrich, Herward	Böttger, Karl
Dilling, Adolf	Gaus, Walter
Dilling, Christoph	Gössel, Peter
Dilling, Martin	Hoßbach, Horst
Dietzel, Helmut	Kroll, Hermann
Faber, Otto	Mellenthin, Paul
Lenze, Wilhelm	Nolde, Heinrich
Mäder, Artur	Rimbach, Adam
Mäder, Heinrich	Rommel, Albert
Markwarth, Albert	Sänger, Heinrich
Mäurer, Adam	Segers, Willi
	Schwanz, Friedrich

An den Kriegsfolgen starben

<i>1941</i>	<i>1945</i>
Mäder, Albert	Sünder, Erwin
<i>1942</i>	<i>1946</i>
Fischbach, Ferdinand	Lenze, Adam
<i>1944</i>	Schäfer, Kurt
Eisenhuth, Bruno	Schmidt, Walter
Koch, Heinrich	<i>1949</i>
Rimbach, Eduard	Krapf, Adolf

Es werden vermisst

1942

Koch, Martin

1943

Eifler, Justus - Hose, Otto

1944

Dietrich, Oskar – Dietzel, Eduard – Dilling, Heinrich

Dilling, Karl – Dilling, Martin – Eisenträger, Kurt

Jacob, Heinrich – Kobold, Walter

1945

Dietrich, Nikolaus – Dietrich, Robert – Dietzel, Heinrich

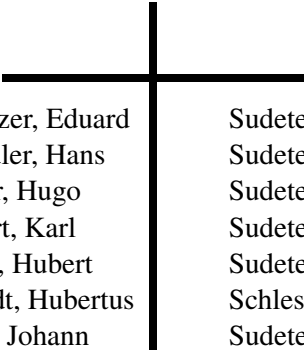
Dietzel, Otto – Faber, Heinrich – Faber, Ferdinand

Meyer, Martin – Morgenthal, Christoph

Schmidt, Christoph – Schmidt, Georg – Schmidt, Heinrich

Die Opfer der Heimatvertriebenen

Es fielen



<i>1941</i>	Morbitzer, Eduard	Sudetenland
	Schindler, Hans	Sudetenland
	Seidler, Hugo	Sudetenland
<i>1942</i>	Ruppert, Karl	Sudetenland
<i>1943</i>	Seidler, Hubert	Sudetenland
<i>1944</i>	Schmidt, Hubertus	Schlesien
<i>1945</i>	Heisig, Johann	Sudetenland

Es werden vermißt

<i>1943</i>	Morbitzer, Walter	Sudetenland
<i>1944</i>	Höllner, Gustav	Sudetenland
<i>1945</i>	Dreistein, Kurt	Ostpreußen
	Lischewski, Ulrich	Ostpreußen

Wasserversorgung und Feuerlöschwesen

Schon in der Vorbeschreibung zu dem Weißenbörner Grundbuch aus dem Jahre 1744 wird erwähnt, daß die Gemeinde in trockenen Sommern unter Wassermangel zu leiden hatte. Das ist erklärlich; denn die beiden Quellen, die bis zum Jahre 1952 allein die Bevölkerung mit dem nötigen Wasser belieferten und teilweise auch heute noch versorgen, sind Niederschlagsquellen, die allzusehr von der fallenden Regenmenge abhängen.

Von alters her spendete die Graburgquelle das wegen seines geringen Kalkgehalts zu Kochzwecken ausschließlich in Frage kommende „gute“ Wasser. Die kostbare Flüssigkeit wurde anfänglich in offenen Holzrinnen von der Quelle ins Dorf geleitet und sammelte sich dort in großen, hölzernen Trögen, von denen es im ganzen Dorfe zwei gab, in der Hintergasse und in der oberen Bachstraße.

Aus diesen Bottichen wurde das Wasser geschöpft und in Eimern, die an einem auf beiden Schultern liegenden Joch hingen, nach Hause getragen, soweit es sich nicht um Trinkwasser handelte; denn dieses wurde direkt unter dem in den Trog sich ergießenden Wasserstrahl aufgefangen. Daneben hatte man zum Wasserholen hölzerne „Butten“ und Blechkübel, die „Közen“ nachgebildet waren und auch gleich jenen mit Hilfe von ledernen Gurten auf dem Rücken getragen wurden. Die hier übliche Form war auf der äußeren Seite gewölbt, mit einem gerundeten Boden versehen und oben etwas weiter als unten. Es war für die wasserholenden Frauen und Mädchen kein geringes Kunststück, eine solche Tracht nach Hause zu bringen, ohne daß das kühle Naß überschwappte und ihnen auf der blanken Haut den Rücken hinunterlief. Mit bedächtigen Schritten und verschränkten Armen, den Blick züchtig zur Erde gerichtet, wandelte die Wasserträgerin den heimischen Penaten zu. Wollte ein allzu dreister Bursche sich mit einer unverheirateten Wasserholerin einen Scherz erlauben, so konnte er, wie das hin und wieder auch geschah, getrost bei ihr unterhaken und mit ihr ein Stück des Weges gehen, als wären sie ein bräutliches Paar; denn sich dagegen zu wehren, vermochte sie nicht. Sie errötete zwar dann bis zum Halse hinunter und nannte den Zudringling wohl einen „doiwen Ekel“ nach dem andern; aber schließlich mußte sie froh sein, wenn er von sich aus ein Einsehen hatte und die beleidigte Maid ihren beschwerlichen Weg allein weiterwandeln ließ. Am gefährlichsten aber war es im Winter, wenn

die Straßen vereist waren, so daß die Menschen beim Wasserholen ausrutschten und Hals und Bein riskierten.

Außer den beiden Quellen in der Graburg und der Untergrube lieferte, abgesehen von den wenigen Brunnen, die sich auf bäuerlichen Gehöften befanden, der als „Gassenborn“ in der Bevölkerung bekannte Brunnen in der Bachstraße ein ebenfalls nicht besonders begehrtes Wasser. Über dem angeblich 20 m tiefen und gemauerten Schacht dieses Brunnens stand ein Brettergehäuse. Mit Hilfe eines darin angebrachten Wellbaumes wurde das Wasser in Eimern emporgewunden.

Im Jahre 1862 wurde die sogenannte „Trögenleitung“, die, wie erwähnt, aus flachen Holzrinnen bestand, durch Tonröhren ersetzt, die vom Bahnhof Herleshausen mit Ochsesengespannen abgeholt wurden. Erst 31 Jahre später wurde auch die Leitung aus der Untergrube bis zum Feuerlöschteich, der erstmalig 1834 erwähnt wird und sich an der Stelle befand, wo jetzt das Ehrenmal für die Gefallenen der beiden Weltkriege sich erhebt, durch Tonröhren ersetzt, die von Großalmerode kamen.

Im Jahre 1919 entschloß sich die Gemeinde, für das „Trögenwasser“ einen Hochbehälter zu bauen und das ganze Dorf mit einem Leitungsnetz aus Metall zu versehen. Wenn auch nicht alle Einwohner aus finanziellen Gründen für den Plan zu haben waren und es einzelne Querköpfe gegeben hat, die der guten Absicht mit den Worten begegneten: „Mäh hunn freeher kenne Wasserleitung gehatt un brüchchen jitzt äü keine“, so wurden doch die Gemüter besänftigt, als zum ersten Mal das Wasser direkt aus der Küchenwand in den Eimer floß. Längst sind die Schulden aus jenen Tagen beglichen, und niemand möchte heute noch das Wasser aus den Holztrögen einer vergangenen Zeit holen.

Aber trotzdem blieb im Sommer der Wassermangel bestehen. Derselbe wurde auch nicht gänzlich beseitigt, als im Jahre 1929 ein zweiter Hochbehälter in der Untergrube zur Aufnahme des „Teichwassers“ errichtet war. Der Bau des 150 cbm fassenden Hochbehälters wurde von den Firmen Güntheroth aus Eschwege und Seebach aus Großburschla ausgeführt. Die Rohrlegung erfolgte durch den Eschweger Installateur Will, während die Leitung aller Bauarbeiten in den Händen des Ingenieurs Klee aus Eisenach lag. Die Baukosten betrugen 18 000 RM. Immerhin konnte die Gemeinde jetzt, je nachdem die Quellen Wasser führten, bald das Wasser der einen, bald der anderen Quelle in das Leitungsnetz laufen lassen. Gleichviel war man im Hochsommer zeitweise genötigt, das Trinkwasser zu rationieren.

Die Bevölkerung mußte sich dann das Wasser zu Kochzwecken nur an einer Zapfstelle, die sich in der Rinngasse befand, holen.

Da das Dorf durch die Austreibung der Deutschen aus Ungarn, aus dem Sudetenland und den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie als grausame Folgeerscheinung des verlorenen Krieges einen Bevölkerungszuwachs von 165 Menschen erlebte, so daß die Einwohnerzahl von 902 Dorfsassen im Jahre 1939 auf 1092 im Jahre 1950 stieg, wurde der Wassermangel immer spürbarer. So entschloß sich die Gemeinde, einen schon seit langer Zeit erwogenen Plan, eine dritte Quelle zu erschließen, endlich durchzuführen. Mit den Bohrarbeiten wurde die Firma Angerer & Söhne aus Hess. Lichtenau beauftragt. Die Bohrung wurde im sogenannten Spattel am Nordufer des Wiesenbachs angesetzt. Im Februar 1952 stieß man in einer Tiefe von 45 m auf ein erstes Wasservorkommen, das aber den Bedarf der Gemeinde noch nicht zu decken vermochte. Deshalb wurde auf Beschluß der Gemeindevertretung weitergebohrt. In einer Tiefe von 70 bis 100 m traf man auf eine starke Wasserader, die imstande war, den täglichen Wasserverbrauch von etwa 100 cbm reichlich zu decken. Die chemische Untersuchung ergab bei 18 Härtegraden und etwas Chlorgehalt ein sehr gutes Gebrauchswasser. Nach Ausbau der Bohrung wurde über der Fundstelle eine Pumpanlage errichtet, die täglich 200 cbm Wasser zu fördern vermag. In die Fundamente der Pumpstation wurden mehrere Glasflaschen mit Urkunden eingemauert. Eine Rohrlegung von siebenhundert Meter Länge war erforderlich, um den Anschluß an das hiesige Wasserleitungsnetz in den Sandhöfen herzustellen. Die Gesamtkosten betrugen 61 000 DM. Aus Staats- und Kreismitteln konnten 35 000 DM bereitgestellt werden. Mit der Errichtung dieser Pumpstation wurde dank einer fortschrittlich gesinnten Gemeindevertretung mit ihrem Bürgermeister Georg Witthüser an der Spitze eine unzulängliche Wasserversorgung des Dorfes, die seit Jahrhunderten bestand, beseitigt. Am 28. September 1952 wurde das wichtige Ereignis festlich begangen. Nach einer Einweihungsfeier in der Kirche, in der Pfarrer Lotz die Predigt hielt, fand im Laufe des Tages auf Einladung der hiesigen Freiwilligen Feuerwehr in den beiden vorhandenen Sälen Dietzel und Mäder ein Tanzvergnügen statt, auf dem über die Bedeutung des Tages Landrat Pffor, Kreisbrandinspektor Götting, die Bauleitung, Bürgermeister Witthüser und andere Gäste sprachen.

Das Feuerlöschwesen des Dorfes gestaltete sich bis zum Jahre 1923, als Weißenborn seinen ersten Hochbehälter mit zwei Wasserkammern erhielt, von denen die zweite das Löschwasser bei Feuersbrünsten aufbewahrte, na-

turgemäß schwierig. Das nötige Wasser lieferte eine viereckige, gemauerte Grube, die von der Quelle in der Untergrube gespeist, allgemein „Teich“ genannt und bereits erwähnt wurde. An späten Sommerabenden gaben dort die Frösche den anliegenden Einwohnern ein eintöniges Konzert. Da der „Teich“ keine Zierde für das Dorf war, wurde er, als man seiner nach dem Bau der Wasserleitung nicht mehr bedurfte, eingeebnet.

Bereits im Jahre 1858 erhielt Weißenborn seine erste Druckspritze. Sie besaß einen Kasten, der mit Wasser, das in Ledereimern herbeigetragen werden mußte, gefüllt wurde. Sollte es keine Unterbrechung in der Wasserzufuhr geben, mußten genügend Eimer dieser Art vorhanden sein. Deshalb war jeder junge Mann in der Gemeinde, der sich verheiraten wollte, verpflichtet, einen solchen Ledereimer zu kaufen. Er kostete einen Taler, was bei einem Tagelohn von 30–50 Pfennigen keine Kleinigkeit war. Das Heimatmuseum in Eschwege bewahrt aus damaliger Zeit noch einen Feuerlöschimer der Gemeinde Weißenborn auf. Im darauffolgenden Jahre baute die Gemeinde vor der Linde beim alten Friedhof am Rambacher Wege zur Aufbewahrung der Feuerlöschgeräte ein Spritzenhaus.

Im Jahre 1872 wurde jene alte Spritze zur Saug- und Druckspritze umgebaut. 1898 kam eine zweite Feuerspritze dazu, die 1 350 Mark kostete, wovon der Kreis Eschwege durch Vermittlung des Landrats von Keudell 1 000 Mark übernahm. Um die Jahrhundertwende wurde die Teichleitung bis zur Mittelgasse verlängert und dort ebenfalls ein Wasserbassin für Feuerlöschzwecke mit einem Gesamtkostenaufwand von 2 100 Mark gebaut. Bei dieser Summe kamen zwei Drittel aus Kreismitteln, während ein Drittel die Gemeinde trug. Im Jahre 1940 schaffte sich das Dorf dann eine Motorspritze zum Preise von 8 000 Reichsmark an, die es noch heute besitzt.

Der langjährige Ortsbrandmeister der hiesigen Freiwilligen Feuerwehr von ihrem Bestehen bis heute war der Stellmacher und Landwirt Christian Nolde, der ein halbes Jahrhundert der Wehr angehörte. Trotz eines frühzeitigen Leidens hatte er sie in schwersten Krisenzeiten zusammengehalten und in ihr durch seine Erfahrung dem Wohl der Gemeinde gedient, bis er aus gesundheitlichen Gründen gezwungen war, die Führung in die Hände einer jüngeren Kraft zu legen. Am 27. Juli 1956 starb er im Alter von siebenzig Jahren.

Altes Brauchtum

Wie in anderen Dörfern, so hat sich auch in Weißenborn von früher her noch manches Brauchtum erhalten, das gepflegt werden sollte, weil es Zeugnis gibt von einer Zeit, in der sich Bräuche noch bilden konnten. Brauchtum kann nur in der Gemeinschaft entstehen und sich erhalten. Es setzt ein Zusammengehörigkeitsgefühl voraus, das den Menschen in den Städten längst verlorengegangen ist. Aus diesem Gesichtswinkel heraus sollte man das im folgenden geschilderte Brauchtum unserer Vorfahren betrachten.

Wenn heute einer der toten Väter, die man vor hundert Jahren vom Hofe trug, zurückkehrte, so würde er über manches den Kopf schütteln und vieles, was uns geläufig und selbstverständlich geworden ist, kaum begreifen. Zu seiner Zeit brummte noch kein Trecker über die Dorfstraßen, keine Dreschmaschine summt ihr eintöniges Lied in der Scheune, das Futter wurde noch nicht mit motorischer Kraft geschnitten. Die Milch wurde noch nicht in der Zentrifuge „durchgedreht“, das Weltgeschehen bekam er ebenfalls noch nicht allabendlich für wenige Pfennige ins Haus geliefert, und erst recht versorgte ihn noch kein Rundfunkapparat mit den mehr oder weniger klangvollen Erzeugnissen der Musikkultur, sei es nun eine Fuge von Johann Sebastian Bach, eine Oper von Richard Wagner, ein Walzer von Strauß, eine Jazzmelodie oder eine atonale Komposition nach dem modernen Zwölftonsystem. Wie gesagt, unser zurückgekehrter Bauer aus der Zeit vor hundert Jahren würde, wenn ihm vieles auch gefiele, doch über manches andere bedenklich den Kopf schütteln.

Hörte er beispielsweise, wie die Kinder ungeniert die Mutter mit „Du“ anstatt mit „Ihr“, mundartlich „Dä“, anreden und wie sie manchmal bei der Mahlzeit am Tische das große Wort führen, so würde er sich noch viel mehr wundern. Zu seiner Zeit hatten die Kinder beim Essen fein den Mund zu halten. Überhaupt war die *häusliche Erziehung* zu jener Zeit gegenüber der heutigen im allgemeinen strenger. Das hing neben der kirchlich stärker orientierten Grundhaltung wohl damit zusammen, daß das damalige Leben härter und unbequemer war als in der Gegenwart und die Eltern oft andere Sorgen hatten, als sich allzusehr mit den Nichtigkeiten des kindlichen Daseins zu befassen. Wünsche und Forderungen von Kindern, wie sie heute vielfach geäußert werden, wären damals undenkbar gewesen. „Keene hunn de Schnüten se hahlen“, sagten die Alten hierzulande und hatten damit nicht immer so ganz unrecht.

Da gab es, weil wir gerade vom Kinde reden, für die Mutter schon ungeschriebene Verhaltensmaßregeln, wenn das Kind noch gar nicht geboren war. Auf keinen Fall durfte sie ihr Kind verleugnen, sonst starb es gewiß. Sie durfte sich ferner „nit vergügge“, sonst kam das Kind unter Umständen mit besonderen Merkmalen wie Hasenscharte, Wolfsrachen und dergleichen zur Welt. Außerdem mußte sie sich hüten, unter einer Wäscheleine wegzugehen, weil die **Geburt** sonst mit Komplikationen verknüpft war. Auch nach der Geburt gab es für die Mutter einiges zu beachten. Solange der kleine Erdenbürger ungetauft war, durfte sie nicht über die „Kandel“ schreiten, das heißt, sie durfte das Hausgrundstück nicht verlassen und schon gar nicht mit dem Kindchen außer Hauses gehen; denn als „kleiner Heide“ hatten ja noch alle bösen Geister Macht über den armen Erdenwurm.

Am **Tauftage** wurde der junge Sprößling im Taufkleidchen, welches das erste Patengeschenk war, von der „Eller“, so wurde die Hebamme genannt, in die Kirche getragen. Vor dem Taufakt aber überreichte sie das Kind der Patin, die es dann nach der kirchlichen Handlung auch nach Hause trug, wobei von ihrer Brust zwei übereinandergelegte und „angespennelte“ längere Tücher, ein weißes und ein buntes, so herabhingen, daß sie den Täufling bedeckten. Durch das untere weiße Tuch wurde die Unschuld des Kindes angedeutet, durch das obere bunte Tuch aber sollten die Freuden der Welt, die dem Säugling im reichen Maße zgedacht waren, symbolisiert werden. Versah ein Mann, wie das bei einem Knaben als Täufling erforderlich war und auch heute noch so gehandhabt wird, Patenstelle, so hielt dessen Ehefrau, die „Fräupate“, das Kind über das Taufbecken, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man den Männern in dieser Hinsicht nicht viel Gutes zutraute. Zu Hause wurde dann der Tag unter Verwandten und Bekannten gebührend gefeiert, und das älteste der schulpflichtigen Geschwister, dem hauptsächlich die Aufgabe des Kinderwiegens zufiel, bekam bei dieser Gelegenheit von den Gästen das ihm zustehende „Hotzegeld“ ausgezahlt.

Bei der **Konfirmation** konnten keine besonderen Gebräuche in unserem Dorfe festgestellt werden. Um so ausgeprägter ist das erhaltene Brauchtum bei der **Hochzeit**. Wenn das Brautpaar den Weg zur Kirche antreten will, rät man ihm, nicht hinter sich zu schauen, weil die Ehe sonst unglücklich wird. Heiratet die jüngere vor der älteren Schwester, ist es Sitte, daß letztere von ihrer Schwester ein Ziegenböckchen, geziert mit einem bunten Halsbändchen, geschenkt erhält. In der Frühe des Hochzeitstages findet sich das ehewillige Paar zusammen und muß das vor der Haustür der Braut ihr

zu Ehren am Abend vorher mit viel Begeisterung geworfene Geschirr und sonstige Gerümpel wegräumen, um auf diese Weise frühzeitig zu erfahren, daß Gott auch in der Ehe den Schweiß vor die Freude gesetzt hat. Weil Scherben aber Glück bedeuten, wird die Arbeit ohne Murren verrichtet.

Alsdann kommt allmählich der bedeutungsvolle Augenblick des Kirchgangs heran, und die Braut im weißen Hochzeitsgewande setzt sich den von einem Kranz gehaltenen Schleier auf. Ist allerdings dem sich liebenden Pärchen vorher, sagen wir, ein ungewolltes Mißgeschick zugestoßen, so muß es die arme Braut büßen. Sie trägt dann ein schwarzes Festgewand, und der Kranz, der den Schleier festhält, darf in diesem Falle hinten am Kopf nicht geschlossen sein, sondern muß offen bleiben. Merkwürdigerweise aber geschieht dem Bräutigam, o Ironie des Schicksals, nichts. Man sieht daraus, daß die Männer unverdientermaßen es wieder einmal besser haben. Wäre es aber, um einen unmaßgeblichen Vorschlag zu machen, im Zeichen der Gleichberechtigung, die ja auch gleiche Pflichten nach sich ziehen sollte, für den jungen Ehemann, um der strafenden Gerechtigkeit Genüge zu tun, nicht ratsam, wenn er als Hauptschuldiger zum mindesten mit eingebeultem Zylinder oder mit hochgesteckten „Köröckschlippen“ erscheinen würde? Aber Scherz beiseite! Dem Chronisten steht es nicht zu, der Göttin Nemesis in den Arm zu fallen, sondern getreulich zu berichten, was war und noch ist.

Beim Hochzeitsschmause sitzen die Jungvermählten in der „Brautecke“ der Bauernstube, in der schon andere aus gleichem Anlaß vor ihnen aus früheren Generationen gesessen haben und die zur Feier des Tages mit Fichtenzweigen, Blumen und Papierbändern ausgeschmückt ist, einträchtig beisammen. Sie müssen gemeinsam von einem Teller essen. Bei allerhand leiblichen Genüssen, bei froher Unterhaltung, bei humorvollen Ansprachen, Glückwünschen, bei Musik und Tanz geht der erste Hochzeitstag schließlich zur Neige, und die Mitternacht kommt heran, in der die Braut beschenkt wird. Neben den Geschenken der Festgäste ist ein Kissen bemerkenswert, das von der Patin als Hochzeitsgabe der Braut überreicht wird und darum auch „Patenkissen“ heißt. In seiner Größe entspricht es zwar dem gebräuchlichen Kopfkissen in einem Ehebett; aber die Inlettfüllung, die aus flaumweichen Federn besteht, ist so überreichlich, daß das Kissen buchstäblich vor Prallheit strotzt und daß man ohne Mühe auf seinem weißen Damastbezug „Lise“ knacken könnte, wenn diese unappetitlichen Viecherchen nicht längst ausgewandert wären. An den Ecken ist das rüschenbesetzte Kissen manchmal noch mit roten Bändern verziert, in die

vier Fünfmarkstücke eingenäht sind. In der Mitte auf dem Kissen aber sitzt, wenn dasselbe der jungen Frau übergeben wird, in sinniger Anspielung auf den eigentlichen Zweck einer Ehebegründung ein nacktes Püppchen aus Zelluloid, einen rosigen Säugling darstellend. Mit „züchtigen, verschämten Wangen“ wird die Gabe der Patin, wozu auch eine Babyausstattung mit Windel, Hemdchen, Jäckchen und einer Kinderklapper gehört, entgegen genommen, und das mit edlen Vorsätzen erfüllte Herz der Hochzeiterin ist an diesem feierlichen Tage zu allem Guten bereit.

Anschließend muß die Braut mit einigen ihrer Geschenke, die zu diesem Zwecke in ein Bettuch eingewickelt sind, über den Tisch springen, wobei ein Teller hinterhergeworfen wird. Die dabei entstandenen Scherben muß die junge Frau aufkehren, was ihr unter allerhand Allotria erschwert wird. Nun aber ist es soweit, daß die neugebackene Ehefrau Kranz und Schleier ablegt und beides ihrer Freundin, die als nächste Anwärtin für den Ehestand in Frage kommt, überläßt, um ihrerseits damit geschmückt zu werden. Sie selbst jedoch erhält das Kennzeichen einer biedereren Bauernfrau, die Kapuze, aufgesetzt, während ihr angetrauter Lebensgefährte für den Rest des Tages, der nun längst zur Nacht geworden ist, sich in der Zipfelmütze eines braven Michels darbieten muß, solcherart wortlos gelobend, allzeit ein treuer und ehrbarer Hausvater zu sein.

Am zweiten Hochzeitstage zog in früherer Zeit das jungvermählte Paar mit seinen Gästen vor das Dorf auf eine Wiese, wo das „Stuhlschlagen“ und das „Weckelaufen“ vor sich ging. Bei dem Stuhlschlagen bildeten die älteren männlichen Hochzeitsgäste einen Kreis, in dessen Mitte ein kleiner Topf aufgestellt wurde. Mit verbundenen Augen mußte nun einer nach dem andern mit Hilfe eines Knüttels versuchen, mit einem einzigen Schlage, der allein zugebilligt war, den Topf zu treffen, nachdem der Zuschlagende vorher mehrmals zur Irreführung im Kreise hin und her geleitet worden war. Wer den Topf traf, erhielt als Preis einen Stuhl, wofür er dann allerdings von den übrigen Gästen verurteilt wurde, ein Faß Bier zu spendieren. Den jungen Burschen wurde bei einem Wettlauf Gelegenheit gegeben, ein buntes Taschentuch zu gewinnen. Währenddessen hatte sich die Braut in größerer Entfernung von ihren Geschlechtsgenossinnen unter den Hochzeitsgästen aufgestellt und hielt in jedem Arm einen großen Wecken, um die Frauen und später auch die Mädchen aufzufordern, im edlen Wettstreit einen solchen zu erringen. Auf das Kommando: „Los!“ wurde gelaufen, was das Zeug hielt, wie weiland der Hase im Märchen, der sich von dem Swinegel und seiner Frau so schmähschlich prellen ließ. Die schnellste Läu-

ferin bekam den Wecken, den die Braut im rechten Arm trug. Natürlich geschah es bei dem Wettlauf sehr oft, daß eine der streitbaren Amazonen in ihren langen, bis auf die Schuhe hinabreichenden Röcken, die damals allgemein getragen wurden, sich verhaspelte und hinfiel, so daß die Nachfolgenden ebenfalls zu Fall kamen und die letzte der rockbehinderten Sprinterinnen zur Freude aller Schadenfrohen nicht selten die erste wurde.

Die geheimnisumwitterten Bräuche bei einem Todesfalle in unserem Dorfe gehen ebenfalls auf eine alte Überlieferung zurück. Seit jeher verbreitete der **Tod** Furcht und Schrecken. Die Angst früherer Zeiten vor Geistern und Gespenstern hatte nicht zuletzt ihre Ursache in dem Glauben, der Verstorbene könne als Schattengestalt wiederkehren. Aber ohne daß der Sinn und die Bedeutung der übernommenen Bräuche heute noch bekannt ist, wird auf die Beachtung derselben aus Gründen der Pietät Wert gelegt, und jeder Verstoß gegen die herkömmliche Gepflogenheit würde kritische Empfindlichkeit hervorrufen. Unter diesem Gesichtspunkt ist man auch bestrebt, die Begräbniskosten möglichst sofort zu begleichen; denn verbleibende Schulden würden als eine Kränkung des Toten angesehen werden.

Sobald der Sterbende den letzten Atemzug getan hat, wird das Pendel der Uhr angehalten. Das Vieh in den Ställen wird aufgejagt. Die Lampe wird verhüllt und bleibt über Nacht brennen, um einsame Wache bei dem aus der Gemeinschaft der Lebenden Ausgestoßenen zu halten. Während man aber sonst in anderen Gegenden das Fenster im Totenzimmer öffnet, um der Seele des Entschlafenen die Möglichkeit zu geben, davonzuschweben, bleibt es hier meistens geschlossen, um erst nach der Beerdigung, wenn das Zimmer mit Wacholder durchräuchert worden ist, geöffnet zu werden. Diese Abweichung erklärt sich aus der Annahme, daß der Leichnam bei hinzutretender Luft leichter als sonst in Verwesung übergehe.

Bei eingetretenem Todesfalle werden die Menschen im Hause und auch die Nachbarn von dem betrüblichen Ereignis benachrichtigt. Darüber hinaus wird die übrige Bevölkerung am Tage vor der Beerdigung und zwar zum gleichen Zeitpunkt, an dem am nächsten Tage die Beisetzung stattfindet, durch Glockengeläut in Kenntnis gesetzt. Es widerspricht der traditionellen Haltung, über den Tod seines Feindes innerlich zu frohlocken; denn „Freudentod bringt Leidentod“. Das ist die allgemeine Meinung. Nachdem der Leichnam des Verstorbenen gewaschen ist, wird die Schüssel, die benutzt wurde, vernichtet.

Da die Gemeinde keine Friedhofskapelle besitzt, in der der Tote aufgebahrt werden könnte, ist aus gesundheitlichen Gründen eine möglichst

schnelle Beisetzung erwünscht. Üblich ist es, am dritten Tage nach dem Ableben die Beerdigung stattfinden zu lassen. Solange der Tote über der Erde liegt, enthält sich die betroffene Familie jeglicher gewöhnlichen Tätigkeit, die Feldarbeit ruht, das Vieh wird nicht angespannt. Man hat es nicht gern, wenn ein Toter über Sonntag im Hause liegt, weil sonst bald wieder einer stirbt.

Das Grab wird von einem von der Gemeinde bestellten Totengräber geschaufelt. Nach Herrichtung der Gruft wurden bis vor noch nicht allzu langer Zeit die gebrauchten Werkzeuge, Hacke und Schippe, kreuzweise über die Öffnung gelegt, um das Grab vor der Macht böser Geister zu schützen. Fiel dabei eins der Geräte in die Gruft, starb gewiß bald wieder jemand und zwar eine Frau, wenn die Schippe der Hand des Totengräbers entglitt, und ein Mann, wenn die Hacke hinunterfiel.

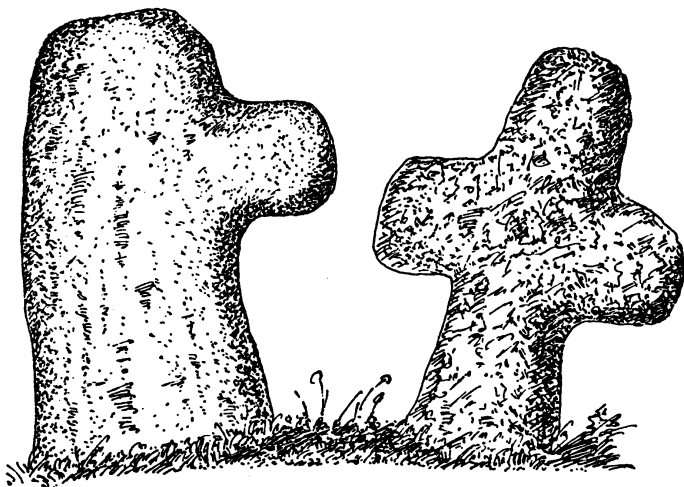
Am Begräbnistage wird der offene Sarg im Zimmer oder auf dem Hausflur aufgestellt, um den Verwandten Gelegenheit zu geben, den Entschlafenen noch einmal zu sehen. Nach Schließung des Sarges wird letzterer zur Trauerfeier vor die Haustür auf den Hof getragen, wobei darauf geachtet wird, daß er mit dem Fußende zuerst das Zimmer verläßt. Es liegt diesem Brauche der alte Glaube zugrunde, daß der Tote im anderen Falle als Gespenst wiederkommt. Etwa eine halbe Stunde vor der eigentlichen Trauerfeier ertönt das „Vorläuten“, das diejenigen Einwohner, die an der Beerdigung teilnehmen wollen, ermahnt, sich fertigzumachen. Sobald der Pfarrer sich auf den Weg zum Trauerhaus begibt, schlägt die Glocke dreimal an. Zu Beginn der Trauerfeier wird, ehe der Choralgesang ertönt, auf einem mit einer Serviette bedeckten Teller den Trägern, dem Pfarrer und dem Lehrer ein Rosmarinzweiglein, „Zwien“ genannt, überreicht. Wenn der Leichenzug sich in Bewegung gesetzt hat, fangen die Glocken an zu läuten. Die Zeitspanne während des Begräbnisläutens soll nach überliefertem Volksglauben besonders wirksam sein. Warzen, Sommersprossen und Hautausschläge verschwinden, wenn man sich während dieser Zeit in einem fließenden Wasser wäscht. Es ist in der Bevölkerung nicht üblich, während des Grabläutens eine Mahlzeit einzunehmen.

Der Sarg wurde noch bis vor kurzem auf einer Bahre von sechs Männern zu Grabe getragen. Im September 1953 aber schaffte die Gemeinde für 600 DM einen Leichenwagen an, auf dessen Pritsche der Sarg gestellt und so zum Friedhof befördert wird. Dem Sarge folgen die Hinterbliebenen und nächsten Verwandten und anschließend das weibliche Trauergefolge aus dem Dorfe, während die Männer und Schulkinder mit ihrem Lehrer

und danach der Pfarrer vor dem Sarge hergehen. Männer und Schulkinder sind es auch, die allein den Begräbnisgesang bestreiten, während die Frauen nach alter Sitte im Schweigen verharren.

Nach der Beerdigung gibt es im Trauerhause den sogenannten „Leichenkaffee“, wozu die Kuchen nicht von den Angehörigen des Toten, sondern fern vom Trauerhause von Verwandten gebacken werden und zwar hauptsächlich trockenen Zucker- oder Schmantkuchen, während die Obstkuchen bei dieser Gelegenheit nicht üblich sind. Wenn es anfänglich am Tische auch recht gemessen zugeht und die Vorzüge des Entschlafenen gewürdigt und wohl auch besondere Einzelheiten aus seinem Leben von solchen, die ihn gut kannten, erzählt werden, findet man sich doch allmählich mit dem Verlust als schicksalgegeben ab und tröstet sich etwa mit Sprüchen wie „Es äs Gottes Wille“ oder „Dän Wög mumme äü moh gehe“ oder „Ar hetts äwwerstinn“ oder schließlich auch „Ehm ditt kenn Zohn mehn weh“. Und endlich kehrt man gesprächsweise, wenn auch dem Ernst der Situation durchaus angepaßt, zu den Anforderungen des Tages und den Notwendigkeiten des Daseins zurück; denn trotz des schmerzlichen Verlustes muß das Leben weitergehen. –

Bei den Todbräuchen dürfen die *Steinkreuze* nicht unerwähnt bleiben, die sich seitlich vor dem Eingang zum Alten Friedhof zwischen Rambacher und Großburschlaer Landstraße befinden. Diese Art Steine kommt in mannigfacher Formenabwandlung überall in Europa vor, wo einmal Germanen gewohnt haben. Viele von ihnen sind im Laufe der Zeit verschwunden, indem sie durch ihre eigene Schwere allmählich in den Boden sanken oder auch zu Schotter zerschlagen wurden. Andere stehen nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle. Sie wurden aus dem Acker oder der Wiese, wo sie hinderten, herausgenommen und an Wegrändern und Zäunen aufgestellt. Manche stehen einzeln sowohl in der offenen Gemarkung als auch in Wäldern, an Brücken oder auch mitten in einem Dorfe. Andere stehen zu zweien, zu dreien und sogar in größeren Gruppen als Steinkreuznester beisammen. Ganz besonders häufig sieht man sie an Weggabelungen oder Kreuzwegen.



Sühnekreuze am Rambaher Weg

Die Errichtung solcher Mahnmale geht auf ein altes Brauchtum zurück. Tödllich Verunglückten setzten die Hinterbliebenen in früheren Jahrhunderten an der Stätte des Geschehens Gedenksteine, ein Brauch, der in manchen katholischen Gegenden in den Wegkreuzen und Marterln sich noch heute erhalten hat. Der Vorübergehende sollte durch den Stein an ein stilles Gebet für die Seele des Toten, der ohne Vorsorge für sein jenseitiges Heil gestorben war, gemahnt werden. Andere Male wurden aus Anlaß einer Mordtat errichtet. Die Kreuzsetzung geschah in diesem Falle aus den gleichen Erwägungen und verfolgte den gleichen Zweck; nur mußte der Stein als Sühne von dem Mörder oder seiner Sippe aufgestellt werden. Man wollte dadurch für die umherirrende Seele des gewaltsam Getöteten einen Platz schaffen, wo sie Ruhe finden und wo die Sippengenossen den Pflichten des Totenopfers und der Totenpflege nachkommen konnten. Hatte die wandelnde Seele einen solchen Ruheplatz gefunden, dann brauchte sie nicht mehr umherzuschweifen. Am sichersten fand die Seele nach altem Volksglauben an Kirchen- und Friedhofsmauern Ruhe.

Auch bei den Weißenbörner Steinkreuzen handelt es sich um Toten- oder Sühnekreuze. Unmöglich ist es, die Errichtung der beiden Male, von denen das eine merkwürdigerweise nur einen Arm aufweist, auf ein bestimmtes, urkundlich nachweisbares Ereignis zurückzuführen. Das einarmige Kreuz besteht aus Sandstein, das andere aus dem heimischen Muschelkalk.

Es ist auffallend, daß bei den Sagen, die sich mit den Steinkreuzen befassen, der Doppelmord oft eine Hauptrolle spielt. Auch bei den Weißenbörner Wegkreuzen sollen sich zwei Menschen gegenseitig getötet haben, nach der ersten Überlieferung ein Schäfer und ein Bauer, nach der zweiten ein Ritter und ein Bauer, die beide in Streit gerieten, wobei der erstere einen Arm und der letztere ein Bein einbüßten, so daß sie an den Folgen ihrer Verwundungen starben. Nach einer dritten Überlieferung, in der ebenfalls ein Schäfer und ein Bauer genannt werden, wird das Geheimnis um die beiden Sühnekreuze wie folgt gelüftet:

Vor vielen, vielen Jahren, als in Weißenborn weit mehr Schafe gehalten wurden als heute, lebte ein junger Schäfer im Dorfe, der sich die Zeit des Hütens zuweilen mit Pfeifen und Singen vertrieb. Da er eine wohlklingende Stimme besaß und auch sonst ein unterhaltsamer, hübscher Geselle war, hatte man ihn allgemein gern, und die Mädchen des Dorfes besuchten ihn oft an warmen Sonntagnachmittagen draußen auf der Hude, um seinen Liedern und Geschichten zu lauschen oder wohl auch anderweitig Kurzweil mit ihm zu treiben. Besonders die einzige Tochter eines begüterten und ehrgeizigen Bauern hatte sich in den ansehnlichen Schäferburschen verliebt. Aber auch er war dem Mädchen zugetan, und sie hätten sich wohl geheiratet, wenn der Vater der Jungfrau damit einverstanden gewesen wäre. Doch davon konnte keine Rede sein; denn dieser wollte seine Tochter unter gar keinen Umständen einem hergelaufenen Schäfer geben.

Als das Verhältnis zwischen den jungen Leuten immer herzlicher wurde, drohte der Bauer seiner Tochter, sie von Haus und Hof zu jagen, wenn sie nicht von dem Schäfer lassen würde. Diese aber, die keinen Trost mehr bei der vor Jahren gestorbenen Mutter finden konnte, bekannte beschwörend ihrem jähzornigen Vater, daß sie das nicht tun könnte, weil sie ein Kind von ihrem Liebsten erwarte. Darüber geriet der Bauer in eine maßlose Wut, ohne jedoch seine im Zorn ausgestoßene Drohung der Tochter gegenüber wahrzumachen. Am Tage darauf aber fand man den Schäferburschen erschlagen unter Gottes freiem Himmel. Alle Nachforschungen, wer der Täter war, blieben erfolglos. Das Mädchen wurde von dieser Zeit ab sichtlich blasser und stiller, siechte langsam dahin und starb, noch ehe der Tag ihrer Niederkunft kam. Das war für den Bauern zuviel. An einem späten Abend ging er in den Wald und machte seinem sinnlos gewordenen Leben ein vorzeitiges Ende. Ob er es war, der den Schäfer erschlug? Niemand erfuhr es. –

Die deutsche Urzeit sah den einfachen Totschlag als eine Privatangelegenheit an, bei der die öffentliche Gewalt nur auf Ansuchen eines oder beider Teile sich einmischte. Die Folge des Totschlags, die Fehde, konnte durch Zahlung des sogenannten Wergeldes abgelöst werden. Infolgedessen wurden auch die Sühnekreuze zumeist auf Grund eines Sühnevertrages errichtet, der unter Leitung einer weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zwischen dem Mörder und den Angehörigen des Ermordeten zustande kam. Sie stammen vorzugsweise aus dem 14. bis 16. Jahrhundert. Man hat in ihnen die letzten Überbleibsel altgermanischen Sippschaftsrechtes zu sehen, das die Kirche in Sinnumwandlung des volkstümlichen Ritus in Obhut nahm, indem sie es zum kirchlichen Seelenrecht erklärte. So wurden die Steine zum „Seelengerät“; sie sollten nicht den Spuk bannen, sondern wie Messen und Vigilien dem jenseitigen Heil des Toten dienen. Erst mit der fortschreitenden Entwicklung des Rechtsbewußtseins wurde die Tötung eines Menschen nicht lediglich als eine Schädigung des betreffenden Sippenverbandes angesehen, sondern gleichzeitig auch als eine Störung des öffentlichen Friedens, die darum auch mit einer zu zahlenden Buße an den Landesherrn zu sühnen war. Die weitere Entwicklung führte schließlich dahin, daß das Wergeld erhöht wurde und zu guter Letzt die Todesstrafe an die Stelle des Wergeldes trat, so daß mit dem Hervortreten der staatlichen Macht als Strafvollstreckerin allmählich die Sühneverträge verschwanden und damit die Errichtung von Sühnekreuzen im allgemeinen unterblieb.

Nicht alle Wegkreuze sind schmucklos wie die Weißenbörner Steine. Eine große Anzahl von ihnen zeigt eingeritzte Figuren etwa von Waffen, landwirtschaftlichen Geräten oder Handwerkerabzeichen. Sie sind aber meistens jünger als die inschriftlosen, einfachen Kreuze. In diesem Zusammenhang und im Rahmen des zur Behandlung stehenden Gebietes sei der „*Schneiderstein*“ erwähnt, der am Nordhang des Hundsrücks auf halber Höhe des Lotzenkopfs etwa zwanzig bis dreißig Schritte links von dem durch den Werratalverein bezeichneten Wanderwege steht, der vom Hof Friedrichsruh, die Schießstände rechts liegend lassend, am „Blauen Stein“, Ecke Mühlhäuser Straße, vorbei durch den Wald zum Berggipfel hinaufführt. Ungeachtet dessen, daß es sich bei diesem Steine weniger um ein Sühne- als um ein Totenkreuz handelt, weist das versteckte Mal im Walde den eingemeißelten Namen „*NEUBAUER*“ auf. Die beiden Längsstriche des Buchstaben A, der gerade auf der vertikalen Achse des Sandsteinkreuzes liegt, sind so weit heruntergezogen, daß manche Leute in ihm eine Schere zu erkennen glauben, was allerdings einige Phantasie erfor-

dert, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß vielleicht früher, ehe Witterungseinflüsse sich geltend machten, die Ähnlichkeit mit einem solchen Instrument vorhanden war und damit eine bestimmte Absicht des Steinmetzen sich verdeutlicht haben mag. Nach der Überlieferung soll es sich bei der Setzung des Steinkreuzes um das Opfer eines Mörders gehandelt haben, der von Beruf Schneider war, worauf die Schere hindeutet, die er als Mordwerkzeug verwandte, wie man sich noch in Oberdünzsbach erzählt, während in Reichensachsen verbreitet ist, daß er sich gewöhnlich lahm stellte, wenn er Frauen, die den über den Hundsrück führenden Marktweg von Netra nach Eschwege benutzten, überfallen wollte. Kamen sie in der Meinung, ihm wäre ein plötzlicher Unfall zugestoßen, hilfsbereit näher, so überwältigte er sie. Seiner vielen schändlichen Missetaten überführt, soll der Mörder, der übrigens kein anderer als der „schwarze Schneider“ gewesen ist, der in einem früheren Kapitel erwähnt wurde, schließlich von vier Ochsespannen in Stücke gerissen worden sein. In Oberdünzsbach glaubt man zu wissen, daß die schaurige Handlung auf dem Kreuzweg zwischen den beiden Dörfern Ober- und Niederdünzsbach vollzogen wurde.



Schneiderstein

Von sonstigen Bräuchen wird der und jener auch heute noch in unserem Dorfe geübt:

Wenn die Hausfrau den Brotteig im Backtrog zubereitet hat, zeichnet sie mit dem Finger drei Kreuzzeichen hinein. Am Waldmännchenstag (2. Januar) ist es verpönt, über Land zu gehen und erst recht, im Walde Holz zu fällen. Nach Neujahr beschäftigte man sich früher mit der Zubereitung des Flachses, das war die Zeit der Spinnstuben. Am Gründonnerstag muß die Hausfrau nach alter Gepflogenheit zum Mittagsmahl unbedingt etwas Grünes auf den Tisch bringen. Am heiligen Ostersonntag wurde in aller Frühe das Osterwasser geschöpft, und zwar holte man es in unserem Dorfe aus den „Trögenkümpfen“; man hob das Wasser eine Zeitlang auf; denn traditionsgemäß sollte es gut gegen Augenleiden sein. Der Ostertau auf den morgenfrischen Wiesen half gegen Sommersprossen. Am Pfingstsonnabend stellt man grüne Maienbüsche vor die Haustür. In der Silvesternacht werden die Obstbäume mit einem Strohseil umwickelt, damit sie reichlich Früchte tragen. Zwischen den Jahren soll nicht gewaschen und sollen auch keine Hülsenfrüchte gekocht werden, sonst gibt es Knoten und Geschwülste. Zu seinem Geburtstage bekommt das Kind ein Sträußchen an den linken Arm geheftet. Wird ein Haus gebaut, so gilt es heute noch im Dorfe als Beleidigung, wenn die Verwandten beim Ausschachten nicht mithelfen dürfen. Die Lebensweise war früher sehr einfach; man verstand noch zu sparen und einzuteilen.

Noch jetzt ist es, wenn Dorfgenossen untereinander sich besuchen, nicht üblich, vor dem Betreten der Wohnstube anzuklopfen. Dieser Brauch darf nicht als ein Akt der Unhöflichkeit gegenüber den Mitmenschen gewertet werden, sondern scheint vielmehr ein augenfälliger Ausdruck des dörflichen Gemeinschaftsbewußtseins zu sein. So unterbleibt denn das Anklopfen, weil man zu einer großen Familie gehörig sich betrachtet; denn unter Familienangehörigen wird jede unnötige Formalität befremdend und störend empfunden. Bei dieser Gelegenheit ist ein Vorfall unterhaltsam, der einem biederem Weißenbörner zustieß, der es auch nicht leiden konnte, wenn jemand durch Klopfen an der Stubentür Einlaß begehrte. Gemütlich „sinne Pfiefen räuchend“ saß er im Sofaeckchen, als es klopfte. „Kamel!“ rief er, „was brüchste ohnzuklopfen! Kumm rinn!“ Und im nächsten Augenblick stand der Herr Pfarrer vor ihm, der sich über diese derbe Aufforderung höflich verwunderte und eine Mißbilligung nicht unterdrücken konnte. „Ach, Herr Pfarr“, entschuldigte sich darauf der Weißenbörner,

„deswägen brüchchen Sä sich nit uffseräjñ. Was enn richtiges Kamel äs, das zehlt bi uns unger de Hüüsiere.“

Auch in unserem Dorfe trug man früher die alte hessische Tracht, die aber durch die modische Entwicklung im Laufe der Jahrzehnte restlos verschwunden ist. Nur in verstaubten Truhen auf der Bodenkammer wird, selten genug, noch ein leinener Bauernkittel, eine bebänderte spitze Haube aus Seide oder ein wollener, faltiger Frauenrock, mit Samtbändern abgesetzt, aufbewahrt.

Im Laufe der Zeit ist mancher gute Brauch verloren gegangen. Die Menschen lebten früher mehr nach innen als nach außen. Die Jugend wurde schon im elterlichen Hause zur Ehrfurcht erzogen. Man sprach noch mit dem Kleinkind in der vertrauten Mundart. Heute aber wird der Dialekt im Umgang mit den Jüngsten möglichst vermieden. Dies hat zur Folge, daß das Kind, sobald es in die Schule kommt, zwar die Schriftsprache bereits beherrscht, wobei aber die Gefahr besteht, daß die Mundart als zweitrangig angesehen wird und schließlich überhaupt verschwindet.

Hin und wieder findet man auf den Dächern der Häuser mancher Einwohner unseres Dorfes noch ein Gewächs, das kulturgeschichtliche Beachtung verdient. Es ist dies der *Hauslauch* (*Sempervivum textorum*), auch Hauswurz oder Donnerkraut genannt. Die Pflanze gehört zu den Dickblattgewächsen und ist eine nahe Verwandte der Sedum-Arten wie der Fetthenne und des Mauerpfeffers. Die Germanen betrachteten die Rosetten dieser Pflanze, die durch den heftigsten Hagelschlag wegen des eigentümlichen Baues ihrer Blätter nicht Schaden leidet, für eine Lieblingspflanze des wettermachenden Gottes Donar und pflanzten sie nicht nur in ihre Gärten, sondern auch auf die Eingangstore und Dächer ihrer Häuser in der Meinung, durch die Pflege dieses Gewächses den zürnenden Gott versöhnen und den häuslichen Herd und sich selber vor Schaden durch Blitzschlag bewahren zu können. Die Pflanze ist schon lange in Kultur. Schon in den bekannten „*Capitulare de villis*“ Kaiser Karls des Großen von 812 wird sie erwähnt und ihre Anpflanzung den Meiern (*Hortulani*) empfohlen. Es heißt da „*et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barban*“, was übersetzt etwa lautet: „Der Meier habe auf seinem Hause einen Donnerbart.“

Von Volksheilmitteln und abergläubischen Leuten

Von jeher hat der Mensch versucht, dem Übel in jeder Form zu Leibe zu rücken. „De beste Krankheit doit nisch“, so meint das Volks treuherzig und hat damit im landläufigen Sinne nur zu recht. Als es noch keine medizinische Wissenschaft im heutigen Sinne gab, hatten darum Kräutersammler und Quacksalber aller Art ein reiches Betätigungsfeld unter den Hilfesuchenden. Ihre alten Rezepte aus vergangenen Zeiten sind auch in unserem Dorfe teilweise noch lebendig; aber ihre Tränklein und probaten Methoden werden heute nicht mehr angewandt.

Wenn im folgenden einige dieser früheren erfolgversprechenden Mittel genannt werden, geschieht das selbstverständlich nicht, um sie von neuem in Empfehlung zu bringen, sondern lediglich aus volkskundlichen Motiven; sie mögen darüber hinaus lehren, daß ihnen gegenüber die Fortschritte der modernen Heilwissenschaft nur allzu offensichtlich sind.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß derartige Mittel allgemein in Anwendung kamen, sondern nur da, wo der gesunde Menschenverstand vor den geheimen Mächten, denen er sich hilflos ausgeliefert sah, kapitulierte und nach dem berühmten rettenden Strohhalm griff. Wenn heute der wissende Mensch über solche Heilversuche den Kopf schütteln mag, so muß er bedenken, daß vor Jahrhunderten die geistige Situation auf dem Lande eine ganz andere war als gegenwärtig. Der Dorfbewohner war damals so gut wie auf sich selbst gestellt. Er lebte ohne Bildung und Wissen und verfiel darum nur allzu leicht jeglicher Art von Aberglauben.

Woher sollte er auch fachmännische Hilfe holen? Ärzte und Apotheken gab es vor Jahrhunderten in den Dörfern und den meisten kleineren Städten noch nicht. Wo es aber solche gab, mögen sie nicht mehr als Kurpfuscher gewesen sein. In Netra ließ sich erst 1838 ein Arzt nieder, und zu gleicher Zeit wurde dort von einem gebürtigen Netraer namens Konrad Köbrich eine Apotheke eingerichtet. Wenn dagegen Wanfried schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwei Apotheker gehabt hat, so weiß gleichviel ein zeitgenössischer Berichterstatter darüber nichts Lobenswerthes zu melden: „Vor das Leben und Gesundheit derer Menschen ist besonders in diesem Amte die allerschlechteste Veranstaltung und Vorsorge, maßen so wenig Doctores als Chirurgi, welchen etwas anzuvertrauen, in der Stadt Wanfried, wohl aber ein schlechter Apothequer, so sich des Characters als Doctor unwürdig

anmaet und von der Chirurgie nur ein Subjectum, so wegen seiner belen Aufführung aber incorrigibell, befindlich sind.“

In Eschwege war bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Arzt Dr. Gottlieb Walter, der sich den gelehrten Namen Teophil Gualtherus zugelegt hatte, ansässig. Er stammte aus Biedenkopf. Der saß in Eschwege, wie ein altes Historienbchlein zu erzählen weiß, eine Woche und zwei Wochen und den ersten und andern und dritten Monat lang, aber es wollte niemand krank werden, und so hatte der Herr Doktor reichlich Zeit, spazieren zu gehen hinaus nach Grebendorf und Schwebda und nach der Aue oder sich die Stadt zu betrachten aus dem Fenster nach Herzenslust und zuzusehen, wie der Nachbar Lohe schälte, wie die Frau Nachbarin Kuchen backte, mit schönen Kleidchen angetan, und wie die Kinder sich in dem Sande wlzten mit den Hühnern. Das ging so den ganzen Sommer über, und der Doktor mußte Geduld haben und hatte Geduld. „Lat nur den Herbst kommen“, sprach er, „da wird es ja auch für mich zu tun geben.“ Der Herbst kam und mit dem Herbst die Rüben; denn Eschwege war damals als Rbenland weitbekannt. Ein Rbenwagen nach dem andern rollte zum Stadttor herein, und hinter den Rbenwagen kamen in langer Reihe die vielen Mostwagen, die kein Ende nehmen wollten. Die Eschweger machten sich mit dem größten Appetit über die Rüben her, so daß sich der Doktor nicht genug wundern konnte über die gewaltigen Rbenschlsseln, wie er sie daheim in Biedenkopf niemals gesehen hatte, und noch mehr wunderte er sich über die Vorliebe der Eschweger für ihren Landwein, den sie aus dem Most bereiteten. Und die Rüben und der Most zogen alle bösen Krankheiten an sich und nahmen sie mit sich fort, und als der Winter kam, hatte der Doktor wieder nichts zu tun gehabt; denn die Eschweger hatten sich an den Rüben erst recht stark gegessen und an dem Most gesunder getrunken, als sie vorher waren. Da rief der Doktor ärgerlich: „Ich kann vor den Rüben nicht gedeihen, sie treiben mich aus der Stadt hinaus.“ Und wie er eines Tages recht verdrießlich wieder einmal zum Fenster hinausschaute, kam gerade die Frau Nachbarin gegenüber eiligst über die Straße auf des Doktors Haus zugelaufen. „Endlich!“ dachte der Doktor. Atemlos kam die Frau Nachbarin herein, und mit frohem Gesicht machte ihr der Doktor die Tür auf. „Herr Doktor, Herr Doktor, kommt geschwind und helft!“ „Gleich“, entgegnete der Doktor, „gleich, erzählt mir nur erst den Umstand. Was fehlt euerm Manne? Oder ist’s gar eure Tochter? Haben endlich die Rüben mal nicht geholfen?“ „Ach, nein“, sprach darauf die Nachbarin, „meine Kuh will kalben und kann nicht, kommt nur geschwind, ehe sie drauf geht.“ –

Das war der einzige Patient, den der Herr Doktor in Eschwege bekam, und diesen einzigen wollte er nicht einmal. Die ehrlichen Eschweger aber meinten: „Wenn er noch nicht einmal einer Kuh helfen kann, da kann er uns erst recht nicht helfen.“ Und so zog denn der Herr Doktor aus dem Rübenlande nach Goslar und kurierte dort die Biertrinker, unter denen es für ihn mehr zu tun gab als unter den Mosttrinkern und Rübenessern in Eschwege.

Auch sein Nachfolger, der etwa dreißig Jahre jüngere Martin Reinmann aus Allendorf, der sich als Arzt Martin Rhenanus nannte, hatte nicht viel mehr zu tun, obgleich es im ganzen Kreis Eschwege außer ihm keinen Arzt gab. Von ihm wird erzählt, daß er ebenfalls und öfters die Absicht geäußert hätte, Eschwege wieder zu verlassen, weil niemand bereit war, sich von ihm „das Wasser besehen zu lassen“. Er stellte also schon Harnuntersuchungen an. Dabei soll einmal der Stadtkämmerer Berthold Scheffer, der es auch von Rübenessen und Mosttrinken nicht zum Kranksein gebracht hatte und überdies ein lustiger Mann gewesen war, ihn genasführt haben, als sich beide auf der Straße begegneten. „Ich wünsche dem Herrn Doktor einen guten Tag“, redete er ihn an, „wenn er nur mit mir gehen möchte, so wollte ich ihn an einen Ort führen, wo er das Wasser besehen kann.“ Wer war froher als der Doktor! Da führte er den Medikus auf die Werrabrücke. Als der Arzt nun ahnungslos über den Brückenrand ins Wasser starrte, rief der schalkhafte Eschweger: „Herr Doktor, Ihr klagt immer, daß Euch niemand das Wasser zu besehen bringe und wollet deshalb von uns ziehn; hier habt Ihr Wasser vollauf zu besehen.“ Das war dem guten Doktor denn doch zuviel. Des andern Tags packte er seine Siebensachen und trat als Leibarzt in die Dienste des Herzogs von Holstein, der damals Erzbischof von Bremen war.

Noch 1745 gab es nach dem Tode des Physikus Beyer im ganzen Kreis Eschwege weiter keinen Arzt. Erst durch einen Ratsbeschluß vom 28. Juli 1802 wurde die Zahl der Ärzte in Eschwege auf zwei erhöht.

Darum wollen wir nicht allzu selbstgefällig über die ratlosen und unwissenden Dorfbewohner früherer Zeitläufe den Kopf schütteln, die in Ermangelung besserer Hilfe zu kräuterkundigen Schäfern und alten Weibern gingen, um ihre Rezepte zu erproben.

Ein braver Bauersmann von hier, den nun längst der grüne Rasen deckt, erzählte dem Verfasser vor langer Zeit in seiner ihm vertrauten Mundart:

„Wann enner Gicht hett, muß ar sewwen Arbsen in em noiwen Dipfen ungerm Hollungerbäuim vergrowe.

Me kann's äui sö gemache: Me gett ver Sunnenuffgang unger'n Hül-
lungerbäuim, lätt sin Hemd falle un growet's in. Awer me därf kenn Wort
dobie schwatze. Wann dos nüscht hilft, strichchelt me ver Sunnenuffgang
d'n Hollungerbäuim un schpricht:

Holunderbaum, ich klage dir,
77erlei Gicht sind in mir,
Ich bitte dich, nimm sie von mir.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Hett enner Wärmer im Büchche un's lätt ehm kenne Ruiwe, muß ar
dräimoh schprächche:

Jesus Christus ging über den Acker
und ackerte drei Würmer aus.
Der eine war schwarz, der andere rot,
den dritten stach er tot.

Dobie muß ar dräi Krizzer schlohe, donoch muß ar die dräi hechsten
Nomen schprächche un met d'm Finger üm'm Nowel drimmerim fohre.

Hett enner Gräiner, muß ar woorte, bis enne Liche im Derfe äs, un dann
muß ar met dr Haand uffm Koppe zu em läufenden Wasser gehe. Dann muß
ar rungerwärts Wasser schepfe, so lange es lidd. Well's uffhere met lieten,
muß ar sich's Wasser uff'n Kopp scheete un schprächche:

Grind, nimm ab
wie der Tote im Grab!

Hett enner Schteine im Liewe, dann sall ar Hasenblut un's gaanze Fall
vom Hasen in'm Dipfen zu Aschen loose brenne un dovunne sall ar enn
Leffel vull met warm'm Wasser innähme. 's glaibet kenn Mainsche, wie
gut dos deet.“

Nach Angabe desselben Gewährsmannes soll man eine gute Brandsal-
be erhalten, wenn man Kalkstein nimmt und ihn in Wasser löscht, das in
einem Bache in der Richtung des fließenden Wassers geschöpft werden
muß. Alsdann soll man von diesem Wasser nehmen und es mit Leinöl ver-
mischen. Zuletzt soll man ein Stück Bleiweiß zerstoßen und es mit Hilfe
der Flüssigkeit zu einer Salbe verarbeiten.

Leidet jemand an Bleichsucht, so muß er „dräi Schoofliese“ anstatt
„Schpäckgriewen“, in einem Pfannkuchen gebacken, essen, und gegen das

„kahle Fiewer“ sollen „dräi Källeresel“, gemeint sind Asseln, mit Rosinen eingenommen, gut sein.

Wenn ein Stück Vieh „aufläuft“, so wird weiter verraten, soll man von seinen Fingernägeln mit einem Messer soviel abschaben, als möglich ist, und das Abgeschabte, mit Brot vermischt, dem Tier zu fressen geben.

Will man recht starkes und schönes Rindvieh haben, muß man die Kälber drei Tage vor Vollmond entwöhnen.

Wenn eine Kuh viel Milch geben soll, muß man ihr, wie ein bäuerlicher Heilkundiger rät, einen halben Aalschwanz in einem Stück Brot geben.

Der vergilbten Handschrift einer Weißenbörner Familie entstammen folgende Ratschläge:

Will man in der Nacht gut sehen können, so muß man die Augen mit dem Blut einer Fledermaus bestreichen.

Um für andere Menschen unsichtbar zu werden, muß man sich das Ohr einer schwarzen Katze beschaffen, es in der Milch einer schwarzen Kuh kochen, sich daraus einen Däumling anfertigen und ihn an den Daumen stecken.

Gegen Schwerhörigkeit hilft, wenn das beim Glockenschmieren gebrauchte Schmalz hinter die Ohrmuscheln gesalbt wird.

Eines gewissen Humors entbehrt es nicht, wenn in eben derselben Handschrift zu lesen ist: Legt man einem Ochsen zum ersten Mal das Joch auf, so spreche man: „Ochs, ich joch dich auf im Namen des heiligen Franziskus. Trage es mit Geduld, so wie unser Herr Jesus Christus sein Kreuz auf sich genommen hat!“

Der gleichen Quelle ist nachstehender Ratschlag entnommen, der einen Menschen angeht, der ein „Gewächs oder sonst etwas Böses“ an sich hat. Er soll dann in die Kirche gehen und, sobald er dort während des Gottesdienstes zwei Personen miteinander schwatzen sieht, das Gewächs berühren und dreimal sprechen:

„Was ich sehe, das ist eine Sünd’,
und was ich greife, das verschwind’.“

Dort gibt es weiterhin ein Rezept gegen „Diebe, mögen sie können, was sie wollen“, zu lesen, man kann sich über „ein Kunststück, Wanzen zu vertreiben“ orientieren und erfährt auch, „was man tun muß, wenn man nicht weiß, was einem fehlt“. Ein Mittel aber, das dem erstaunten Leser verrät, wie man alle Feuersgefahr von einem Hause abwendet, soll ihm nicht vorenthalten werden. Man nehme also entweder am Morgen oder am Abend

eine schwarze Henne aus dem Neste, hacke ihr den Kopf ab, schneide den Magen aus dem Leibe und lasse im übrigen sonst alles im Körper des Tieres. Nun hüllt man das tote Huhn in das tellergroße Stück eines Hemdes, das eine Jungfrau angehabt hat, tut ein auf Gründonnerstag gelegtes Ei dazu, legt alles, nachdem man es in Wachsscheiben eingewickelt hat, in einen Topf, deckt ihn zu und vergräbt ihn unter der Haustürschwelle. Man kann versichert sein, daß einem solchen Hause, wenn es „gleich hinten und vorn“ brennt, kein Schaden geschieht.

Und schließlich ist zu lesen, daß einer bei einer Schlägerei den Sieg an seine Fahne zu heften vermag, wenn er vorher, ehe er seine rauflustigen Partner angreift, unhörbar folgenden Spruch vor sich hinspricht:

„In Gottes Namen fang ich an,
Gott mach euch Hände und Füße lahm!
Gott gib, daß ich obsiegen tu,
sonst hab' ich weder Rast noch Ruh.
Der wahre Sohn, Herr Jesus Christ,
am Stamm des Kreuzes gestorben ist.“

Eine alte Frau wußte zu erzählen: „Ich hann emoh de Gälsucht gehat, un äs kunnt mich keen Mainsche gehälfe, der Doktor kunnt se oi nit dispe, ich wor schonnn sō wiet runger un sō bubberich un soch üs wie enn Kannallschenvoiel sō gäl. Do kimmt uff eimoh minne Gevattersch'n un saiht: ‚Majen, ich well dich vun dr Gälsucht hälfe, ich hann dich wos meetgebroocht. Du derfst awer nit froche, was es äs. Du mußt's äben süffe.‘ Do hott mich dann's Mainsch wos gegann, das soch schon sō greebsch üs und schmochte ganz eklich. Awer's hett mich gehulffen. Do hott's mich kenne Ruiwe geloosen, un ich honn se gefroit: ‚Gevatterschen, widde mich denn nu endlich schprächche, was de mich gegann hest?‘ – ‚Ach, Majen, loß sinn‘, schproch se, ‚du mußt dich jizz nachh kuzze.‘ – ‚Dunnerwädder, ich well's awwer ein fer allemoh wesse.‘ Do hett se mich's dann geschprochen. Schoofkeetel, diräckt hinger dr Härde uffgelasen, die warn zwei Schtuine gekocht, un de Bräih muß me süffe. – Jojo, wamme in dr Nöt äs, seecht me's Fieer in dr Aschen.“

Ein anderes Mal begegnete ein hiesiger Lehrer einem nun auch längst verewigten Dorfbewohner vom guten, alten Schlage, der bekümmert dreinschaute. Auf des Lehrers teilnehmende Frage, was ihm fehle, bemerkte jener, daß er sich den „Moin verkehl“ habe. „Wenn's weiter nichts ist“, meinte der Lehrer, „dafür gibt's doch Ärzte.“ „A was, ich brüchche kenn

Dokter“, wurde ihm zur Antwort. Einige Tage darauf traf der Lehrer ihn zufällig wieder, diesmal aber erheblich besser aussehend. Dieser gab ihm deshalb seine freudige Überraschung zu erkennen, worauf jener erzählte: „Ich kinn's nit meh üüsgelahle, da benn ich in'n Keewestall gegenn un hann sö lange gewoort't, bis enne Kuh moh was Warmes vun sich gegann hett; das hann ich mich uff'n Büchch geleit. Un so bahle ässes bässer worn.“

Einer Rambacher Handschrift entstammen folgende Rezepte: Um Maulwürfe auszurotten, kocht man soviel abgeschälte Nüsse, als Maulwurfshaufen in einem Garten vorhanden sind, etwa anderthalb Stunden lang mit einer Handvoll Schierlingskraut in Wasser und steckt in jedes Maulwurfsloch eine solche Nuß. Die Maulwürfe, trotzdem sie sich bekanntlich von Engerlingen und anderen Schädlingen ernähren, verzehren selbiges bald und werden am folgenden Tage tot vor ihren Löchern gefunden.

Wider Zahnweh nehme man gestoßenen Pfeffer und streue ihn zwischen ein Leinentuch, befeuchte es mit starkem Brantwein und lege es auf die Wange, unter der die Schmerzen ihren Sitz haben, worauf bestimmt Besserung erfolgt. Sind die Zähne aber hohl, so taucht man eine Feder in Salzsäure und lasse den daran hängenden Tropfen in die Öffnung fallen. Dies tötet den Nerv, und man hat nicht nötig, den Zahn herausnehmen zu lassen.

Absichtlich sind einige besonders auffallende Beispiele volkstümlicher Heilmittel aus vergangenen Zeiten wiedergegeben, die uns heute nur noch ein ungläubiges Lächeln abnötigen. Das aber, was an wertvollen Kenntnissen auf dem Gebiet der Heilkräuterkunde von früher im Volke vorhanden war, hat auch die moderne Pharmazie nicht unberücksichtigt gelassen.

Bei allem Fortschritt jedoch, den die Menschen der hiesigen Gemeinde auf vielen Gebieten des Lebens im Laufe der Zeit erfahren haben, darf nicht verschwiegen werden, daß, so unglaublich es auch immer klingen mag, der alte Hexenwahn des Mittelalters in unserem sonst so aufgeklärten Dorfe noch nicht ganz verschwunden ist. Man muß sich wundern, daß oftmals Einwohner, die im praktischen Leben ihren Mann stehen, allen Neuerungen zugänglich sind, ihren Vorteil zu wahren und alle Errungenschaften des gegenwärtigen Zeitalters durchaus zu nutzen wissen, in diesem Punkte absolut unbelehrbar sind. Sie glauben nach wie vor daran, daß Krankheiten sowohl Haustieren als auch Menschen, insbesondere Kindern, „angehext“ werden könnten. Man scheut sich sogar nicht, die Namen solcher des „Hexens“ verdächtiger Personen in vertraulichen Gesprächen zu nennen.

Meistens handelt es sich da um Mitbürger, die ihre „zauberischen“ Kräfte von ihren Vorfahren geerbt haben sollen. Allgemein heißt es, man muß vor ihnen auf der Hut sein, sonst wird man von ihnen „beschlabbert“. Vor allen Dingen darf keiner auf die Fragen einer Hexe dreimal hintereinander mit „Ja“ antworten. Ist es dennoch geschehen, so ist das Unglück unabwendbar, und die Hexe hat Gewalt über einen bekommen.

Darum ist es gut, so meint man, wenn einer einige Bannsprüche kennt, die er dreimal vor sich hersagen muß, falls er einer Hexe begegnet. Alsdann ist jede Gefahr beseitigt. In unserem Dorfe sind noch folgende bekannt:

Hexe mit dem bösen Blick,
alles fall auf dich zurück!

Oder:

Dräi Häxen, dräi Krizzer,
dräi Dunnerwädder!

Auch binden besorgte Eltern ihren Kindern, um sie vor dem „Behexen“ zu schützen, einen Talisman in Gestalt eines an einem Faden hängenden und auf der Brust unter dem Hemd getragenen Läppchens um, das mit drei Kreuzen bestickt ist.

Ist aber einmal jemand „behext“ worden, so kann nur durch eine geheimnisvolle Besprechung dem Unglücklichen geholfen werden. Eine Besprechungsformel, die hier schon mehrfach Nutzen gestiftet haben soll, lautet: „Du Erzzaubergeist, du hast den ‚Schwortenhans‘ (jeweiliger Name des ‚Behexten‘) angegriffen; so fall es wieder von ihm ab in dem Mark und in dem Bein. So ist es dir wiederum hingesagt. Du böser Geist, ich beschwöre dich um der fünf Wunden Jesu, von diesem Fleisch, Mark und Bein, ich beschwöre dich um der fünf Wunden Jesu zu dieser Stund’, laß den ‚Schwortenhans‘ wieder gesund! Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Nun müssen drei Kreuze geschlagen werden, und die Formel wird noch zweimal unter derselben Zeremonie wiederholt.

Es lebte vor Jahren eine betagte Frau in unserem Dorfe, von der erzählt wurde, daß sie bei ihren Besprechungen eine verrostete Sichel zu Hilfe nahm, die sie dem Beklagenswerten mehrmals von hinten nach vorn, mit der Schneide nach unten, über den Kopf führte. Doch alle Bemühungen, ihre „Zauberformel“ in Erfahrung zu bringen, scheiterten, weil die

Geheimhaltung derselben eine große Rolle spielte. Für gewöhnlich abnahm derjenige, der einen „Zauberspruch“ besaß, ihn nicht mit ins Grab, sondern gab, wenn er eine männliche Person war, denselben als geheimes Vermächtnis einer weiblichen Person vor dem Tode wieder weiter und umgekehrt. So wissen die alten Leute es noch zu berichten.

Hierher gehört auch das geheimnisvolle Raunen in unserem Dorfe von einem sagenhaften Erdspiegel, der im Besitz einer alten Frau in einem ebenso sagenhaften Dorfe auf dem Eichsfeld oder irgendwo im Thüringischen sich befinden soll. Diese „weise“ Dame ist imstande, nur durch einen Blick in den besagten Spiegel sich davon zu überzeugen, wer irgendwen verhext hat. Meistens soll die Beschreibung, die sie dann von der Hexe gibt, stimmen.

So treibt der Glaube an die übernatürlichen Kräfte einzelner Personen seine sonderbarsten Blüten. In Ifta soll vor vielen Jahren eine Frau gewohnt haben, die es am Hemd des Kranken roch, mit welcher Krankheit derselbe behaftet war. Immerhin scheint dieses Beispiel nicht gar so unvernünftig, weil die Schweißabsonderungen eines leidenden Menschen, auf die sich die seltsame Frau bei ihren „Diagnosen“ wohl zu stützen versuchte, in manchen Fällen gewisse Anhaltspunkte geben mögen.

Da aber Hexen nach Meinung abergläubischer Menschen auch Macht über das Vieh haben sollen, ist es gut, auch dagegen einige Mittel zu wissen. Da fragen wir am besten wieder unseren bäuerlichen Heilkundigen von vorhin.

„Klagt jemand“, so rät er, „das Euter seiner Kuh wäre behext, so soll er ein Kränzlein aus Gundelreben flechten, damit in den Stall des betreffenden Tieres gehen und den Kranz unter den Kuhschwanz legen. Alsdann muß er jeden Strich dreimal durch die Hinterbeine des Tieres melken und zwar so, daß die herausspritzende Milch den Gundelrebenkranz benetzt. Den auf diese Weise angefeuchteten Kranz soll er nun der Kuh zu fressen geben und dabei murmeln:

Kuh, hier geb' ich dir Gundelreben,
daß du jetzt Milch wieder wollest geben.“

Aus gleicher Quelle stammt auch ein Rezept für einen Trank, den man Tieren eingeben soll, wenn sie „behext“ sind, und der aus Johannis-, Wacholder-, Rauten-, Terpentinöl und Zauberbalsam hergestellt sein muß. Noch nicht ganz ausgestorben ist übrigens auch der Brauch, die Haustie-

re durch drei Kreuze, mit Kreide an die Stalltür gemalt, vor zauberischem Unwesen zu schützen.

Hierher gehören auch die „Haus- und Schutzbriefe“, von denen einer zu Beginn des Krieges 1914/18 am ersten Mobilmachungstage dem amtierenden Pfarrer unseres Kirchspiels durch einen ausrückenden Soldaten vorgelegt wurde mit den Worten: „Hieran müssen wir uns halten, das ist unser Trost.“ Dieser Brief, dessen Wortlaut im folgenden festgehalten wird, beweist ebenfalls, wie der Aberglaube trotz aller Aufklärung in der Tiefe der Volksseele nach wie vor noch seine Wurzeln schlägt:

„Wer diesen Brief geschrieben bei sich hat, dem wird nichts schaden; es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütze. Degen, Pistolen, alle Gewehre müssen stille stehn, wenn man auf ihn loshält durch den Befehl und Tod unseres Herrn Jesus Christus. Es müssen stille stehn alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des heiligen Geists, des heilig Engels Michael. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Wer diesen Brief bei sich hat bei den Feinden, der wird vor Gefahr geschützt bleiben, und wer es nicht glaubt, der hänge es einem Hunde an den Hals und schieße auf ihn, so wird man erfahren, daß es wahr sei.

Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen, noch durch Feindes Waffen verletzt werden. Amen.

So wahr als Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist, so wahr er auf Erden gewandelt hat, kann er nicht gestochen und geschossen und am Leibe verletzt werden. Fleisch und Gedärm müssen unbeschädigt bleiben.

Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei Gott des Vaters, des Sohnes und des heilig Geists Namen.

Ich bitte im Namen des heilig Geists, im Namen unseres hlg. Herrn Jesus Christi, daß auch keine trifft, sie sei von Gold oder Silber oder Blei. Gott im Himmel macht uns von allem frei im Namen des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geists. Amen.

Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden 1729. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben, er schwebte zu ... (unleserlich) über dem Wasser. Wann ihn jemand greifen wollte, wich er zurück bis 1791. Da kam jemand auf den Gedanken, wenn er sich nahet, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. Zu diesem neigte sich der Brief.

Ferner stand geschrieben, wer am Sonntag arbeitet, der ist verdammt. Ihr sollt am Sonntag nicht arbeiten und den 7. Tag feiern und Gottes Wort

hören. Werdet ihr das nicht tun, so werde ich euch strafen mit Pestilenz, Teuerung und Krieg. Ich verbiete euch, am Sonntag zu arbeiten, er sei jung oder alt. Er soll für seine Sünden bitten, daß sie ihm vergeben werden.

Schreibt meinen Namen nicht bloß um Gold oder Silber, scheut euch vor Menschen Lüste und Begierde; denn so wahr ich euch geschaffen habe, so gewiß kann ich euch verschütten. Seid mit den Zungen nicht falsch! Ehret Vater und Mutter! Habt kein falsch Zeugnis wider euern Nächsten! Denn habe ich Freude an euch.

Wer diesen Brief nicht glaubt und nicht danach tut, der ist vor mir verdammt und verlassen, der wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage euch, daß Jesus Christus diesen Brief geschrieben hat. Wer dem widerspricht, der soll verlassen und keine Hülfe kriegen. Wer diesen Brief nicht offenbart, der ist verflucht vor der christlichen Kirche.

Dieser Brief soll einer dem andern abschreiben lassen. Und wenn einer soviel Sünden getan hat wie Sand am Meer und Laub an den Bäumen ist, so sollen sie ihm vergeben werden. Wer dem glaubt, das ist ein Ehrenwerk. Wer diesem nicht glaubt, soll sterben. Ich werde euch am jüngsten Tage strafen, wenn ihr mir da nicht Antwort gebet von euern Sünden.

Wer diesen Brief im Hause oder bei sich hat, den trifft kein Sommerwetter. Wenn eine Frau diesen Brief bei sich hat, die wird eine schöne Frucht zur Welt bringen. Haltet eure Gebote, die ich euch durch den heiligen Engel Michael gesandt habe durch Christus Jesus, unsern Herrn. Amen.“

Der gleichen Quelle entstammt nachstehender „Schutzbrief, wenn man über Land geht“:

„Heute geh ich aus und wandere,
unser Heiland ist der andere.
Wer stärker ist als dieser Mann,
der komme her und greif mich an.
Das tu ich ihm zur Buß,
daß jeder Feind von mir weichen muß.“

Doch lassen wir es hiermit genug sein und kehren wir wieder in die frische Atmosphäre des nüchternen Denkens zurück, damit uns nach den hierorts hängengebliebenen Anschauungen eines fernen und finsternen Mittelalters wieder wohler wird.

Gewiß gibt es Dinge zwischen Himmel und Erde, von der sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Das war schon die Überzeugung

des großen englischen Dichters Shakespeare. Psychische Phänomene wie Suggestion, Hypnose, Telepathie, Gedankenübertragung – und wie sonst noch heißen mögen – werden immer den menschlichen Geist erregen. Dennoch soll man nicht gleich hinter jedem „bösen Blick“ eines übelwollenden Menschen und hinter einer dem Laien unerklärlichen Krankheit eine „Bewzauberung“ sehen. Ebenso wie der lebensbejahende Mut so manches Übel in der Welt meistert, muß Angst das Gegenteil bewirken und die Seele für jeden Wahn und jede Dummheit reif und gefügig machen. Gutes und Böses, Klugheit und Einfalt wohnen auf dieser Erde eng beieinander. Nur der Liebe gelingt's, die Brücke zum Mitmenschen zu schlagen und das Abgründe aufreißende Mißtrauen zu beseitigen.

Kinder, Kerle und Käuze

Wer jahrzehntelang lehrend in der Schulstube stand und eine menschliche Beziehung zwischen den Kinderseelen und sich zu knüpfen versuchte, der hat nicht nur die ernsten Stunden seiner Unterrichtstätigkeit erlebt, sondern auch die innere Heiterkeit, die das Herz erfüllt, wenn unfreiwilliger Humor aus einfältigem Munde sich kundtut. Solcherart ereignete sich in der Weißenbörner Schule bei aller zielstrebigem Arbeit nebenher so viel Lustiges, daß es sich lohnt, davon einiges an dieser Stelle preiszugeben.

Gleichzeitig lebten unter der rechtschaffenen sich mühenden Bevölkerung innerhalb der dörflichen Gemeinschaft gar manche liebenswerte Gesellen, die durch eine Besonderheit hervorstachen und die sich dem Bewußtsein ihrer Mitmenschen so deutlich einprägten, daß es angebracht ist, auch von ihnen etliche den älteren Lesern in Erinnerung zu rufen und den jüngeren sie so vorzustellen, wie sie gesehen wurden.

Der Steinzeitmensch

Der alte Schulrat D. war ein recht korpulenter Herr und eine Seele von einem Menschen. Wenn er die Weißenbörner Schule besuchte, kam er gewöhnlich in der schönen Maienzeit. Dann marschierte er, bewaffnet mit seinem knotigen Spazierstock, durch den laubgrünen Schlierbachswald, um nach der langen Wanderung trotzdem heiter lächelnd seiner Dienstpflicht zu genügen. So erschien er eines Tages mitten in einer Geschichtsstunde, in der gerade der Lehrer die Steinzeit, eine der frühesten Epochen des Menschengeschlechts, behandelte. Das war ein Unterrichtsstoff, der dem Herrn Schulrat als Betreuer des Eschweger Heimatmuseums ganz besonders am Herzen lag. Es dauerte auch gar nicht lange, da hatte er sich in den Unterricht eingeschaltet und schilderte nun den Kindern das Leben der Menschen vor Jahrtausenden, während der Lehrer mit dem Tuschpinsel hinter dem Pulte saß, um auf des Schulrats Bitte hin ein von ihm mitgebrachtes Steinbeil aufs Papier zu bringen. Nachdem die Zeichnung fertig war, griff der Schulrat wieder zu dem Steinbeil und schwang es vor den Augen der andächtig Lauschenden in bedrohlicher Weise, um den Kindern klarzumachen, wie jene Leute damals damit umgegangen waren. Ängstlich zog das blasse Hennerchen, das gerade vor ihm auf der ersten Bank saß, den Kopf zwischen die Schultern. Schließlich aber, als der Herr Schulrat glaubte, seinen Zuhörern ein überzeugendes Bild von der Lebensart ihrer Ahnen

vermittelt zu haben, stellte er die Frage: „Nun sagt mal, Kinder, hat denn euer Großvater zu jener Zeit wohl schon gelebt?“ Allgemeines Schweigen trat ein. Da springt ein kleines Kerlchen hoch und bejaht energisch die gestellte Frage. Erstaunt und ein wenig enttäuscht sieht ihn der Schulrat an und wartet auf eine Erklärung, die daraufhin auch prompt erfolgt: „Mein Großvater ist doch schon über achtzig Jahre!“

Die Kreishauptstadt

Im vierten Schuljahr erteilte der Lehrer Heimatkunde und hatte eines Tages mit der Klasse einen Lehrausflug nach dem Nachbardorf Rambach unternommen. In der nächsten Unterrichtsstunde wollte er, nachdem Wochen hindurch der Kreis Eschwege zur Behandlung gestanden hatte, nun einmal sehen, was davon hängen geblieben war. Eine neugierige Frage nach der andern stellte der Lehrer und erhielt auch meistens die richtige Antwort. Schließlich fragte er nach der Hauptstadt unseres Kreises. Die Kinder reckten sich beinahe die Arme aus, um die Antwort zu geben. Nur der Finger von Hänschen blieb unten. Das gerade veranlaßte den Lehrer, ihn aufzurufen. Leider aber wußte er es nicht. „Na, Hänschen“, sagte der Lehrer aufmunternd, „du wirst doch wissen, wie die Hauptstadt unseres Kreises heißt. Der Ort liegt ja gar nicht weit von Weißenborn entfernt.“ Da erhellten sich plötzlich Hänschens Gesichtszüge, und siegesgewiß schmeterte er heraus: „Rambach!“

Lieschen kann hochdeutsch sprechen

Lieschen aus dem ersten Schuljahr machte ihren Lehrern in ihrer aufgeschlossenen und kindlichen Art viel Vergnügen. Eines Tages in der Pause kam sie, ihr Butterbrot in der Hand haltend, auf dem Schulhof zu dem aufsichtführenden Lehrer gelaufen und behauptete: „Ich kann schon hochdeutsch sprechen!“ – „Ei“, erwiderte jener, „das ist aber fein. Dann sag mir doch mal wie ‚Arwesen‘ (Erbsen) auf hochdeutsch heißt!“ Ohne sich lange zu besinnen, rief sie: „Irsen!“ und hüpfte davon.

Zusammengesetzte Dingwörter

In der Deutschstunde sollten die zusammengesetzten Dingwörter geübt werden und zwar zur Abwechslung mal in der Art, daß der Lehrer den Kindern ein solches Wort vorsprach, um sie zu veranlassen, einen entsprechenden Satz zu suchen. Jetzt ging's los. Er sagte: „Haustür“. Sofort kam die Antwort: „Unsere Haustür wird gestrichen.“ Er sagte: „Landwirt“ und mußte hören: „Landwirt ist mein Vater.“ Das wurde nun eine Weile so wei-

tergeübt, bis die Sache etwas schwieriger gestaltet wurde, indem er von den konkreten zu den abstrakten Dingwörtern überging und rief: „Wendepunkt“. Da verharrte die Klasse in längerem Nachdenken. Endlich meldete sich Fritzchen und antwortete: „Wenn de Punkt sieben Uhr nicht zu Hause bist, sagt mein Vater, gib’t Hiebe.“

Dieberchen

Klaus, der zu Ostern in die Schule gekommen war, aß für sein Leben gern Dieberchen, jene schmackhaften Klöße mit einer Einlage von Bratwurst und gerösteten Semmeln, die in Gemeinschaft mit eingekochtem Obst ein vortreffliches Mittagessen abgeben. Nachdem seine Mutter ihn am ersten Tage in die Schule gebracht hatte, meinte sie am zweiten Tage: „Wann de hitte allaine in de Schule gesst, koch ich zu Mittag äü Dieberchen.“ Das tat er denn auch und saß nun mit seinen Pausbacken und widerspenstigen Haarborsten auf der Schulbank. Nach einer Weile aber packte er seinen Schulranzen und trollte zur Schulstubentür. Das bewog den Lehrer, ihn zu fragen: „Na, Klaus, wo willst du denn hin?“ „Ich well heim“, erhielt er zur Antwort. „Warum denn?“ forschte der Lehrer. „Ich hann Hunger“, quetschte der Ausreißer mit leidendem Gesicht hervor. „Hunger hast du? Was gib’t denn Schönes bei euch zu Mittag heute?“ wollte der Lehrer wissen. Da lachte der kleine Kerl über das ganze Gesicht und flüsterte: „Dieberchen!“ „Soso“, bemerkte der Lehrer, „wenn’s Dieberchen gibt, dann kannst du ruhig noch ein bißchen bei uns bleiben. Vor zwölf sind die bestimmt nicht fertig.“ Kläuschen aber mißtraute seinem Lehrer gründlich und fragte: „Ässes äü wohr?“ „Natürlich ist’s wahr“, bekam er zur Antwort. Da ließ er sich denn schließlich bereden und trabte auf seinen Platz zurück. Alle Viertelstunde aber wurde er ungeduldig und fragte den Lehrer: „Wieväle Ühre ässes’n?“ Endlich konnte dieser mit gutem Gewissen seine Abc-Schützen entlassen, und wie der Pfeil eines Flitzebogens schoß Klaus als erster aus der Klasse.

Peinliche Frage

Vertretungsweise hatte der Lehrer einmal bei den Kleinen Religionsunterricht zu geben. Die Schöpfungsgeschichte war „dran“, und er bemühte sich redlich, ihnen in anschaulicher Weise die Weisheit des himmlischen Vaters klarzumachen. Ihm schien, daß seine Darstellung ein gläubiges Publikum gefunden hatte. Alles ging gut. Doch als er seine jungen Zuhörer auch von der göttlichen Allmacht zu überzeugen versuchte, indem er ihnen sagte, daß der Herrgott nicht nur klug wäre, sondern daß er es auch fertig

brächte, das Gras und die Bäume wachsen zu lassen, und zuletzt sogar behauptete, daß der Weltenvater alles könne, was er wolle, fragte auf einmal der ungläubige Christoph, der es ganz genau zu wissen begehrte: „Kanne dann äü de Wärr üsgesüffe?“

Ein Mißverständnis

Unser ehrenwerter Einwohner Martin Lenze, seines Zeichens Schuhmacher und darum kurz „Schustermärten“ genannt, versah eine Zeitlang nebenher auch das Nachtwächteramt und liebte es, bei gutem Wetter in leichten Hausschuhen, allgemein als Latschen bekannt, seinen nächtlichen Dienstgang anzutreten. In jener Zeit behandelte ein Lehrer einmal in seiner Klasse das Gedicht „Hoffnung“ von Emanuel Geibel, dessen erste Strophe lautet:

„Und dräut der Winter noch so sehr
mit trotzigem Gebärden
und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.“

Nach einer vorbereitenden Einstimmung trug er den Kindern das Gedicht vor und stellte daraufhin, um sich zu vergewissern, ob das Gedicht auch richtig erfaßt worden sei, einige Fragen. Jede Strophe wurde besprochen, um die nötigen Worterklärungen dazu zu geben. Schließlich kam die folgende Strophe an die Reihe:

„Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen:
Auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.“

Nichts Böses ahnend, fragte der Lehrer: „Wer mag das sein, der Lenz?“ Da kommt wie aus der Pistole geschossen von einem Pfiffikus auch schon die Antwort: „Der Schustermärten!“

Schweinehatz

Als nach dem deutschen Zusammenbruch infolge des verlorenen zweiten Weltkrieges die amerikanische Besatzungsmacht den Besitz von Waffen verbot, war das für die Jagdausübenden eine bittere Pille; denn nur mit dem „Gehstock“ durch den Wald zu schlendern, ist nicht des Weidmanns Lust. Während die „Amis“, wie die Heeresangehörigen von jenseits des

Atlantik im Volksmunde genannt wurden, nun ihrer Vorliebe für Rehbraten in den deutschen Wäldern nachgingen und den Rehbestand ziemlich dezimierten, erfreuten sich die Wildschweine ihrer Duldsamkeit. Keiler und Bachen witterten daher Morgenluft in den Revieren und dankten dies durch eine Fruchtbarkeit, die nicht mehr erlaubt war. Sie kannten in ihrem Vermehrungstrieb keine Grenzen und machten sich geradezu über die stockschwingenden Weidmänner lustig, indem sie frech und herausfordernd ihnen tagtäglich über den Weg liefen.

Was half es, daß mancher Jägersmann in Erinnerung an bessere Zeiten und nach alter Gewohnheit in Ermangelung einer Flinte seinen Spazierknüppel an die bärtige Wange legte? Davon ist noch keiner Wildsau schlecht geworden. Im Gegenteil, die Säue wurden wollüstiger denn je und führten in den Nächten ein Leben, daß die armen Bauersleute am Morgen ihre Kartoffeläcker nicht wiedererkannten.

Da baute sich der eine und andere eine armselige Hundehütte, stellte sie auf den Acker und brachte beim Dunkelwerden seinen Köter da hinein. Nun huben die Viecher ein hunds jämmerliches Geheul in der Gemarkung an, bis sie allmählich schlauer wurden, den Strick, an dem sie angebunden waren, durchbissen und sich aufmachten, um in der strohgefüllten Scheune daheim ihrer Nachtruhe zu pflegen. Die Wildschweine aber lebten ungestört wie zuvor.

Darauf entschlossen sich im Herbst 1946 einige Einwohner unseres Dorfes, Heinrich Meyer, Heinrich Lenze und Adam Schmidt, nach alter, ursprünglicher Jägerart den Schwarzkitteln an die Schwarte zu gehen, um die Bauern vor übermäßigem Wildschaden zu bewahren. Das wurde von der hiesigen Bevölkerung mit freudig empfundener Zustimmung quittiert.

Lenze, allgemein Schusterhenner genannt, stand damals im Alter von 49 Jahren, während der Meyerhenner sechs Jahre weniger hatte und Schmidt, besser unter Schadenskurtsadam bekannt, 35 Jährchen zählte, und somit der jüngste und flinkste im weidmännischen Dreibunde war. Alle verband die gleiche Leidenschaft zum Weidwerk. Sie waren gute Wildbeobachter und zäh wie Hosenleder. Zur Ausübung ihres Vorhabens besaßen sie weiter nichts als ihre scharfen Deutschen Schäferhunde, Lori, Senta und Greif mit Namen, und eine selbstkonstruierte kalte Waffe; das war das Blatt eines ehemaligen verrosteten Seitengewehrs, das auf den Schaft eines handstocklangen Sauspießes geschraubt werden konnte. Lori, ein kräftiges, schwarzlohfarbenes Tier, war der Kopfhund der Meute und die Mutter der

beiden anderen, von denen Senta als Finder und Greif als schneller, mutiger Packer sich bewährten.

Mit ihren durch die Not der Zeit gebotenen Waffen, deren Behelfsmäßigkeit dem Selbstvertrauen und dem Schneid der drei Weidmänner ein beredtes Zeugnis ausstellte, traten sie auf nächtlicher Wildbahn den Keilern und Bachen entgegen und erbeuteten auf diese Weise im Laufe einiger Jahre nicht weniger als zweihundert Stück der schädlichen Borstenträger.

Nicht immer ging ein solches Jagen gefahrlos ab. Davon soll das folgende Erlebnis der drei Weidmänner berichten.

Es war am 18. März 1948, als Meyer, Lenze und Schmidt in einer stürmischen, stockfinsternen Regennacht in Begleitung eines Vierten gegen den Wind querfeldein bis zu einem wilden Birnbaum streiften, an dem vorbei ein Hauptwechsel zum Walde führte. Plötzlich wurde Lori laut, und die beiden anderen Hunde fielen nach Sekunden ein. Durch den Sturm gedämpft, hallte das Geheul der Meute unbestimmbar zu den Männern herüber. Näher und näher kam die tobende Jagd. Als sie auf etwa fünf Schritt heran war, blitzte die Taschenlampe auf, und in ihrem Schein wurde ein starker Keiler sichtbar, an dem die Hunde hingen. So strebte der Keiler auf der Flucht einem Hohlweg zu. Die drei Jäger, um die Gelegenheit nicht zu verpassen, umliefen ihn in diesem Augenblicke so rasch, wie sie es vermochten. Als die Taschenlampe wieder aufleuchtete, nahm der Keiler den Meyerhenner an, der ihn auf seinen Spieß auflaufen ließ. Da er aber mit dem Schweins-eisen zu kurz kam, wurde er geschlagen. Obwohl der Schlag durch den Stiefelschaft gemildert wurde, ging er doch durch Beinkleid und Unterhose und riß das rechte Schienbein auf. Dabei hatte Meyer noch Glück im Unglück; denn die Spitze des rechten Hauers, mit dem der Keiler schlug, hatte, wie sich später herausstellte, einen alten Bruch und war infolgedessen stumpf.

Die Hunde Lori, Greif und Senta aber ließen nicht locker und hingen an dem Keiler, als er sich am Ende eines Hohlwegs nach rechts wenden wollte. Dort erwartete ihn Schadenskurtsadam. Als der Keiler an ihm vorbeikam, warf er kurz entschlossen seinen Spieß beiseite und ergriff den Keiler an den Hinterläufen, an denen sich auch die beiden Hunde festgebissen hatten. Etwa zwanzig Meter wurde er von dem flüchtenden Tiere über den aufgeweichten, regennassen Ackerboden geschleift, bis Greif, der dritte Hund, den Keiler vorn packte und die Jagd so zum Stehen brachte. Da humpelte der geschlagene Meyerhenner heran und gab ihm den Fang mit dem Sauspieß. Doch obgleich er dabei kräftig nachdrückte, blieb der

Keiler auf den Läufen. Der Spieß war nämlich abgebrochen, und das Blatt steckte in dem Schild des Keilers. In diesem Augenblicke zog Schmidt sein Weidmesser und fing den Keiler damit blitzschnell ab. Zwei Zentner zeigte das Zünglein, als er mit aufgebrochener Schwarte am nächsten Tage auf der Waage lag.

Salonfähig sahen die tapferen Weidgesellen nach vollbrachter Tat wirklich nicht aus. Der durch die aufgeweichten Ackerschollen geschleifte Schadenskurtsadam war von oben bis unten mit einer Schlammkruste überzogen. Der verletzte Meyerhenner hielt sich hinterlaufahm nur mühselig auf den Beinen. Der Keilerschlag an seinem Schienbein sah aus wie eine rote Sieben. Schweißig, blutig, zerschunden und naß bis auf die Haut waren alle drei nach beendeter Jagd. Nur dem vierten, der aus Appetit auf etwas Schweinernes sich dem nächtlichen Jagen und nachher niemals wieder angeschlossen hatte, schien weiter nichts passiert zu sein, als daß ihm bei der Geschichte „der Hut hoch gegangen war“, so daß er zum Schluß meinte: „Ich well nüscht ho; awer lot uns heimengeh!“

Ein andermal hatten sich die beiden Weißenbörner Saujäger, der Schuster- und der Meyerhenner, begleitet von ihren Hunden, mit einem Rambacher Jagdfreund, Heinrich Schneider mit Namen, und dessen brauner Drahthaarhündin Kloti südlich des Heldrasteins ein Stelldichein gegeben, wo ein Hauptwechsel aus dem Walde führte.

Hier stand unser Schusterhenner etwa dreißig Minuten nach acht Uhr abends mit den Hunden auf Vorpaß, während der Meyerhenner hundert Meter davon sich placiert hatte, so daß beide Blickverbindung besaßen. Es war im zweiten Monat des Jahres. Der Vollmond erhellte die hügelige Landschaft. Schon mehrfach war von den Jägern an dieser Stelle ein Keiler gesichtet und seine Fährte mit siebzig Zentimeter Schrittlänge ausgemacht worden. Danach mußte das Tier ein Hauptschwein mit besonders hohen Läufen sein. Die Trittsiegel waren ziemlich stumpf, was erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß infolge der steinigen Böden unserer Muschelkalkberge sich die Schalen leicht abnutzen.

Nichts ereignete sich vorläufig, abgesehen davon, daß das Jagdfieber den Männern allmählich ins Blut stieg und Kloti, die Rambacher Drahthaarhündin, dauernd mit der Nase zum Felde zeigte. Dorthin gingen die Männer schließlich und fanden die Fährte des Keilers, der zwischen den Jägern durchgewechselt war und sich über die Zonengrenze abgesetzt hatte, weshalb die weitere Jagd auf den Keiler vorderhand zum Abbruch kam.

Nicht lange danach, als die Männer weitergingen, machte Kloti draußen im Gelände einen Fuchs aus, der daraufhin von allen Hunden gehetzt und gewürgt wurde. Im Anschluß daran streiften die Jagdgesellen längs der Zonengrenze in entgegengesetzter Richtung, um dort, nachdem der starke Keiler aufgegeben war, andere Sauen ausfindig zu machen. Das Wetter war inzwischen umgeschlagen. Ein harscher Wind erhob sich und schwoll zum Sturm an, so daß die Jäger mit ihren Hunden im Walde Windschutz suchen mußten.

Doch kaum waren sie in Deckung gegangen, als jenseits der Zonengrenze vom Thüringischen her die Hetzlaute jagender Rüden ihnen ans Ohr drangen und plötzlich zur Überraschung der Weidmänner in etwa fünfhundert Meter Entfernung, in eine Schneewolke gehüllt, der Keiler von vorhin hangab ins eigene Revier zurückflüchtete. Auch die Hunde hatten ihn bereits erspäht, und los ging's. Der Schusterhenner holte rechts, der Rambacher links aus, und der Meyerhenner hielt die Mitte. So keuchten sie etwa achthundert Meter den Hang hinauf, als Kloti und Astra Standlaut gaben. Sie waren also am Keiler, faßten jedoch nicht zu, bis Lori, Senta und Dina, letztere eine Enkelin Loris, herangestürmt kamen und sofort angriffen, wobei Lori von dem Keiler am Kopf geschlagen wurde.

Wütend brach der Keiler aus, um nach fünfzig Schritt auf einem Wege wieder gestellt zu werden. Davor war ein nahezu acht Meter tiefer Graben. Auf dessen Böschungshöhe stehend, hetzte der Schusterhenner seine Lori an und rutschte dann im nächsten Augenblick in den Graben hinunter, um mit gefällttem Sauspieß an dem gegenüberliegenden Hang wieder emporzukriechen. Kaum hatte er die Böschung erklettert, nahm der Keiler, die Hunde stehen lassend, ihn an. Der Jäger warf sich im Nu zur Seite, zog das rechte Bein zurück, um im jähen Stellungswechsel sofort auch das linke nachzuziehen. Allein der Keiler war um den Bruchteil einer Sekunde schneller und schlug zu. Der Schlag riß, in der Kniegegend einsetzend, die lederne Gamasche durch und fuhr, das Fleisch bis auf den Knochen durchstoßend, bis zum halben Oberschenkel hinauf, obwohl an der Ansatzstelle später nur ein daumenlanger Schlitz zu sehen war.

Der Schusterhenner, anfänglich die empfangene und schmerzende Wunde wenig beachtend, sah nun, wie der Keiler, von den Hunden verfolgt, in den Graben stürzte, die andere Böschung wieder emporflüchtete, um sich auf der Randhöhe abermals zu stellen. Da griffen Lori und Senta zu und zerrten den Keiler an den Hinterläufen in den Graben, wo er vom Schusterhenner, der schnell zur Hand war, einen Fangstoß bekam. In die-

sem Augenblick kamen auch die anderen Hunde hinzu. Kloti verbiß sich am hinteren linken Teller des Keilers, während Astra und Dina ihn von vorn am Gebrech zu packen bekamen.

Im tollen Wirbel stürzten Keiler und Hunde in den Graben hinab. Da eilte der Meyerhenner herbei. Der Keiler schlug die Hunde ab und nahm sofort den Jäger an, der aber das weidwunde Borstenvieh spitz von vorn auflaufen ließ. Im Nachstoßen brach der Keiler zusammen.

Erst jetzt erfuhr der Meyerhenner, daß sein Freund und Weidgeselle vom Keiler geschlagen worden war. Als er ihm die Hosenträger abstreifte und innerhalb der Hose hinunterfühlte, hatte er die ganze Hand voll Blut. Ein Notverband wurde angelegt, ein Rambacher Fahrzeug aufgetrieben und der Keiler und der von ihm wundgeschlagene Jäger abgefahren. In Weißenborn angekommen, erhielt er vom Arzt einen regelrechten Verband und kam anschließend zur weiteren Wundbehandlung nach Eschwege ins Krankenhaus. Nach vierzehn Tagen konnte er entlassen werden. –

Wenn nun heute auch wieder die Jäger mit freier Büchse auf Sauen jagen dürfen, was freilich viel bequemer und ungefährlicher ist, so werden unsere Saujäger ihre weidmännischen Erlebnisse, als sie mit dem Spieß so erfolgreich auf die Schweinshatz gingen, nicht missen wollen; denn was sie in jener Notzeit nach dem Kriege mit zäher Ausdauer und unverwüstlichem Schneid geleistet haben, hat ihnen weit und breit kaum jemand nachgemacht.

Mit ihren Hunden, die im Kampfe so manche Scharte davontrugen, waren sie treu verbunden. Senta, eine Tochter Loris, büßte ein Auge ein, als sie, an einem Überläufer hängend, von diesem durch ein Weißdorn-dickicht geschleift wurde, wobei ein Dorn ins linke Auge drang. Astra, eine Schwester Sentas, endete in einem Gemengeschlag im Netraer Gemeinderevier, wo sie an einen starken Keiler geriet. Dieser ging plötzlich gegen die Hündin vor, die im Gemenge nicht rasch genug ausweichen konnte, und traf mit einem seiner Hauer die schwarzhaarige Astra am Blatt. Der Einschlag war von Großkaliberstärke und hatte den sofortigen Tod des klugen Hundes zur Folge. Greif ging wahrscheinlich an Gift, das er aufgenommen hatte, zugrunde. Auch Lori, die Stammutter, ist inzwischen in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, tief betrauert von den Weidmännern.

Klimperklaus

Wer kennt ihn noch in seiner blauen Dienstmütze, die gewichtige Ortschaftelle unter den Arm geklemmt? – Er war Gemeindediener und hatte

als solcher die amtlichen Verlautbarungen bekanntzugeben. Das ging dann vielfach so vor sich, wie es in den folgenden Versen beschrieben ist:

Der Klimperklaus, der Klimperklaus,
er geht vorbei an manchem Haus,
umschwärmt vom Hundsgebelle,
trägt unterm Arm die Schelle.

Und alle zwanzig Schritt mal zehn
bleibt klingelnd er ein Weilchen stehn
und läßt zum Wohlgefallen
sein Sprechorgan erschallen.

Da hebt ein Fensteröffnen an.
Herausschaun Katz und Maus und Mann,
dazu die Bauerngören,
um auch etwas zu hören.

Was gibt er heute denn bekannt?
Man solle endlich kurzerhand
nach langem Fristverstreichen
die Steuern mal begleichen.

Da knallen, paff, die Fenster zu.
Es blökt das Kalb, es brummt die Kuh.
Man setzt sich hin zum Essen,
hat's Zahlen bald vergessen.

Der Klimperklaus, der Klimperklaus
stelzt müd und mißgestimmt nach Haus
auf steifgelaufenen Ständern. –
Er kann die Welt nicht ändern.

(O. B.)

Eine seiner originellsten „Bekanntmachungen“, in der er einen Ferkelverkauf ansagte, lautete: „Drr Schwienstriebert äs doo; war welche ha well, muß glichch uff'n Anger kumme; ees sinn gaenz scharmante Dinger drbie!“

Daneben versah der Klimperklaus den verantwortungsvollen Posten eines Nachtwächters. Wenn man am späten Winterabend im molligen Bett

lag, während es draußen stürmte und schneite, und hörte ihn die Stunden abblasen, fühlte man sich in den Federn nochmal so gut geborgen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es auch, in den hiesigen Wirtschaften allabendlich darauf zu achten, daß die behördlich festgesetzte Polizeistunde nicht überschritten wurde. In der Silvesternacht aber, wenn die Glocken das neue Jahr ankündigten, ließ „Vetter Klaus“ es sich nicht nehmen, der Gemeinde seinen Glückwunsch darzubringen. Nach dreimaligem Tuten rief er an allen „Bekanntmachungsstellen“ in einem wunderlichen Gemisch von Schrift- und Umgangssprache: „Das alte Joahr vergangen, dss neuwe het angefangen; nun wünsche ich drr gaanzen Gemeine, alt und jung, hoch und niedrig, arm und reich, insbesondere dem Herrn Borjemeister, insbesondere dem Herrn Vizborjemeister, insbesondere den Herrn Gemeinherrn, insbesondere den Herrn Lehrern und ihren Familien, insbesondere den Herrn Jugend ein zufriedenes, gesundes, glückseliges neues Jahr. Prosit Neujahr!“

Nach dem Rundgang durch das Dorf erschien er dann auch in den Wirtsstuben, wo er wegen seiner Späße und Kurzberichte aus seiner langjährigen Dienstzeit immer ein gern gesehener Gast war. Wollten ihm die Burschen mal zutrinken, lehnte er anfänglich regelmäßig mit den Worten ab: „Nä, dä Jungen, ich benn nach im Dienst.“ Dies hinderte die lustigen Zecher keineswegs, dem amtsbeflissenen Hüter der Ordnung alsbald ein volles, schäumendes Glas des begehrten Gerstensaftes vor die Nase zu halten mit dem listigen Einwand: „No, Klaus, eins kannst schunn getrinke.“ Einer solchen Einladung konnte er nicht widerstehen, was dann regelmäßig zur Folge hatte, daß er in angeheitertem Zustande und in vorgerückter Stunde noch manchmal seinen Neujahrswunsch aufsagen mußte, wobei er nicht vergaß, vorher zu tuten und gewohnheitsgemäß die entsprechende Amtsmiene aufzusetzen. Bei dieser Gelegenheit passierte es dann nicht selten, daß er schließlich lange nach Mitternacht auf einem von hilfsbereiten Zechkumpanen gezogenen Handwagen vor der Tür seines Hauses landete, um die Wahrheit des Bibelwortes nicht umzustoßen: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Der Klimperklaus hieß eigentlich Nikolaus Hoßbach und wohnte mit seiner kinderreichen Familie im eigenen Hause auf dem Schindeleich. Schaute er aus seinen Fenstern hinaus, konnte er fast das ganze Dorf überblicken, so daß er sich als der „höchste“ Beamte in der Gemeinde bezeichnen konnte. Tatsächlich hat er denn, wie er einmal ernsthaft meinte, auch schon manchen Bürgermeister „unter sich“ gehabt, womit er sagen woll-

te, daß er jedem neuen Bürgermeister erst das Tuten und Blasen beibringen mußte. In einem freundschaftlichen Gespräch äußerte er einmal einem Lehrer gegenüber: „Was brüchchen dann de Keene vüle ze lärnen? Brofässer werd doch kenner.“ Unter dem Eindruck einer solch zwingenden Logik blieb dem Lehrer jedes weitere Wort im Munde stecken.

Thronkasper

Kann einer sagen, wie der Thronkasper zu seinem Beinamen gekommen ist? Natürlich hieß er von Amts wegen ganz anders; doch danach wird er heute gewiß nicht mehr gefragt. Aber ein Besonderer muß er schon gewesen sein.

Einmal fiel es dem zu Jahren gekommenen Thronkasper ein, seine finanziellen Verhältnisse etwas aufzubessern. Er wollte Gemeindeziegenbockhalter werden. Nun stand er mit dem Bürgermeister nicht gerade auf gutem Fuß, und so entschloß er sich kurzerhand, zum Landrat nach Eschwege zu gehen.

„Dortchen“, sprach er eines Tages zu seiner Frau, „ich muß hitte moh nach Eschewei.“

„Ich hann nischt degägen“, meinte die darauf und ließ ihn ziehen.

In der Kreisstadt angekommen, genehmigte er sich bei Hohlsteins zuerst einmal ein Viertel Gehacktes, einen Wasserwecken und „dräi Korze“, und neugestärkt ging er von dannen, seine Bitte persönlich dem Landrat vorzutragen.

Nun kannte der hohe Herr schon seine Weißenbörner; denn er hatte oftmals mit ihnen zu tun. Nur der Thronkasper war ihm bisher noch nicht vorgestellt worden, und dieser selbst handelte bis dahin immer nach dem bewährten Wahlspruch: „Geh nit zu deinem Fürscht, wenn du nit gerufen wirscht.“ Diesmal aber war es anders. Ohne Umschweife fragte er den Landrat, ob er nicht dafür sorgen könne, daß er Ziegenbockhalter in Weißenborn würde; denn der alte sei vor kurzem gestorben.

Der Herr Landrat machte zwar ein ernstes Gesicht; aber um seine Mundwinkel herum zuckte es doch ganz merkwürdig. „Nun“, sagte er schließlich, „das ist zwar nicht meine Angelegenheit; aber wir wollen mal sehen. Wie ist doch Ihr Name?“ Da schaute ihn der ungelenke Bittsteller eine Weile verständnislos an; denn danach war er in seinem ganzen Leben noch nie gefragt worden, und antwortete: „Thronkasper!“ Der Landrat stutzte ein wenig, dann aber erhellten sich seine Gesichtszüge, und mit einem kräftigen Händedruck entließ er den biedereren Weißenbörner.

Nach etwa vierzehn Tagen wurde dieser vom Ortsdiener zum Bürgermeister bestellt. Der fragte ihn, ob er wegen der Ziegenbockhalterei beim Landrat gewesen sei. Als dies bejaht wurde, eröffnete der Bürgermeister ihm mit einem versteckten Schmunzeln, daß er den Ziegenbock bekommen könne. Er hatte nämlich ein Schreiben vom Landratsamt erhalten, in welchem stand: „Falls die Gemeinde Weißenborn keine andere Regelung vorzieht, wird gebeten, diesmal bei der Haltung des Gemeindeziegenbocks den dortigen Einwohner Kaspar Thron zu berücksichtigen.“

So kam der Thronkasper, der eigentlich mit dem Zunamen Dietrich hieß, zu einem springlebendigen Ziegenbock.

Ein andermal hatte der Thronkasper wieder etwas in Eschwege zu tun. Als er dies seiner Frau bekanntgab, meinte sie: „Du kaßt mich glich bie disser Gelägenhait Inmachzucker meetgebrenge.“ Damals konnte man nämlich in Weißenborn noch keinen Hering, geschweige denn Einmachezucker kaufen. Also nahm der Thronkasper Stock und Hut vom Nagel und machte sich auf den weiten Weg. Als er schließlich seine Gänge in Eschwege erledigt hatte, fiel ihm ein, was er seinem Dortchen versprochen hatte. Einmachezucker wollte er mitbringen.

Diese Zuckerart kam vor vielen Jahren, zu großen Kegeln gegossen und in hellblaues Papier verpackt, in den Handel. So kaufte er denn bei Holzapfels am Stade einen solchen respektablen Zuckerhut und stiefelte zufrieden wieder heimwärts.

Anfangs ging es ganz gut. Der sommerliche Wald roch nach vermorderter Erde, und die Eichelhäher ratschten vor lauter Übermut. Er trug den Zuckerhut einmal auf der rechten, dann auf der linken Schulter, nahm ihn bald unter den einen, bald unter den andern Arm. Dazu brannte die Sonne heiß vom Himmel, so daß ihm der Balg allmählich warm wurde und er die heitere Laune sichtlich verlor. Auf seine Alte, dies „füüle Mäinsch“, die daheim auf dem Sofa saß und ihm den Auftrag gegeben hatte, bekam er einen heimlichen Groll.

Bei den „schwarzen Tannen“, wo der Weg bedenklich bergauf ging, war seine Geduld zu Ende. Mißmutig warf er den Zuckerhut auf den trockenen Waldboden und schlug mit der eichenen Krücke seines Gehstockes so kräftig auf ihn ein, daß er in zwei Teile auseinanderbarst. Die schwerere Hälfte legte er hinter eine der Tannen und kam so mit der anderen leichteren nach einer Stunde ohne viel Mühe zu Hause an.

Als ihn seine Frau sah, war sie nicht wenig erstaunt, daß er nur einen halben Zuckerhut gebracht hatte. „Woos sall ich dann mit sö'm bißchen

Zucker, du Alwerjan? Das schickt doch nit.“ „Nee“, sagte drauf der Thronkasper, „das schickt äü nit; aber die annere Hälfte leejet bie’n schwarzen Dannen.“

Da hatte die Frau denn nichts Eiligeres zu tun, als ihren Tragkorb auf den Rücken zu nehmen, um den restlichen Zucker heimzuholen, ehe er andere Liebhaber fand. „Söö“, murmelte der Thronkasper, als er sein Dortchen den Stadtweg hinaufwetzen sah, „verr zwei Stuinen kimmt die nit werrer. Nu well ich mich’s äü en bißchen gemüdlisch moche.“ Damit zündete er seine Pfeife an und legte sich, so lang wie er war, auf das weiche Kanapee. –

Der Thronkasper liebte über alles schneidige Militärmärsche. Zur Zeit, als die Grammophone mit den wuchtigen Blechtrichtern gerade aufgekommen waren, hatte es sich ein Weißenbörner einfallen lassen, in der Fremde einen solchen Musikspender zu erstehen. Nun schmetterten jeden Abend aus den Wohnstubenfenstern des glücklichen Grammophonbesitzers nicht hübsch, aber immerhin laut genug, daß es jeder Vorübergehende hören konnte, die zackigsten Marschweisen über die stille Dorfstraße. Auch der Thronkasper hatte von diesem neumodischen Ding gehört und entschloß sich, die Sache mal in Augenschein zu nehmen. Eines Abends nach der „Fütterziet“ erschien er in dem Hause, wo der „Quääkkasten“ bereits im Gang war. Mit vorquellenden Augen und weitgeöffneten Lauschern saß er eine Zeitlang auf seinem Stuhle und konnte sich auf die seltsame Erfindung keinen rechten Reim machen. Als er schließlich heimgehen wollte und das gute Grammophon schon eine Weile geschwiegen hatte, trat er neugierig vor dasselbe hin und schaute lange und suchend in den Trichter. Auf einmal schien es wie eine Erleuchtung über ihn zu kommen, und aufmunternd brüllte er in den Schalltrichter hinunter: „Lös, Musikanten, schpält noch enn’n!“ –

Noch heute rühmt man dem Thronkasper nach, daß er fliegen konnte. Nun haben ja schon früh die Menschen versucht, es den Vögeln gleichzutun, und der Schneider von Ulm und mancher nach ihm sind bei ihren Luftsprüngen sogar zu Tode gekommen. Allerdings so technisch begabt, daß sich der Thronkasper einen Flugapparat hätte basteln können, das war er nicht. Wozu auch? Er wollte keinen, brauchte keinen und hatte darum auch keinen. Aber eine Wiese besaß er, und zwar ganz oben auf dem Wiehleben. Er konnte sie sogar, wenn er aus der Dachluke seines Häuschens herausguckte, deutlich in der Sonne liegen sehen. Allerhand nahrhafte Kräuter wuchsen auf ihr. Seine paar Kühe fraßen das Gras besonders gern und

dankten es durch eine Milch von köstlichem Wohlgeschmack. Nur einen Fehler hatte die Wiese. Sie lag ein wenig zu abseitig und wurde deshalb hin und wieder gern von gewissen Leuten besucht, die nicht einsehen wollten, daß das Gras auf des Herrgotts vielen Wiesen ausgerechnet nur von demjenigen geerntet werden sollte, der gerade für sein kurzes Erdendasein auf dem Katasteramt als Eigentümer eingetragen war. „Garnischer“ nannte der Thronkasper ärgerlich jene Leute, weil sie zwar eine Ziege und wohl auch eine Krippe im Stall hatten, aber kein Futter für diese Sorte Wiederkäuer. Darum war der sonst so friedliche Mann den Garnischtern durchaus nicht grün, und er paßte wie ein Schießhund auf sie auf. Wenn er nun zufällig am hellichten Tage aus der Dachluke heraus einen von ihnen auf der hochgelegenen Wiese mit Sichel und Kötze ernten sah, wo er nicht ernten durfte, sauste der Thronkasper wie ein geölter Blitz den Berg hinauf, und noch ehe der Grasdieb seinen Korb auf dem Rücken hatte, stand der Springinsfeld plötzlich hinter dem Nichtsahnenden, machte ihm einen Mordskrach und zwang ihn schließlich, die Hücke Gras in seinen, nämlich des Thronkaspers, Stall zu tragen, wo sie ja auch rechtmäßig hingehörte und was jener, um nicht angezeigt zu werden, in der Regel denn auch tat. Auf solche Weise hat der brave Thronkasper, weil er so flink auf den Beinen war, manch einem das Grasstehlen abgewöhnt. – Aber wie konnte er nur so schnell den Berg hinaufkommen? Das war unbegreiflich und mußte nicht mit rechten Dingen zugehen. Und so wurde der Thronkasper mit der Zeit wegen der Schnelligkeit seiner hinteren Gliedmaßen zu den Fliegern, diesen Tausendsassas der Lüfte, gezählt.

Kalücker

Auch der Kalücker gehörte zu den urwüchsigen Krautern, die heute in Weißenborn rar geworden sind. Er wohnte mit seiner vielköpfigen Nachkommenschaft im Gemeindehaus. Schlecht und recht brachte sich die Familie durch. Sobald die ersten Schneeglöckchen ihre neugierigen Blütenköpfe aus dem Waldboden herausstreckten, zogen die kleinen Kalücker aus, um sie zu pflücken und sie als begehrte Frühlingsgrüße in Eschwege zu verkaufen. Dann kam der wohlriechende Waldmeister, den sie ebenfalls in die Kreishauptstadt brachten, um den Dietemännern ihre Maibowlen würzen zu helfen. Der Waldmeister wurde von den Maiglöckchen abgelöst, und so ging das fort. Sie kannten sich in Wald und Flur besser aus als mancher Förster. Sie wußten immer, wo es die meisten Heidelbeeren und die besten Pilze gab, und hörten nicht eher mit Einsammeln auf, bis die letz-

te Hagebutte und Schlehe ihren Weg ins Gemeindehaus gefunden hatte. So ernteten sie reichlich, was der Herrgott billig für seine Kostgänger an Hecken und Rainen und in den versteckten Waldgründen wachsen ließ.

Der alte Kalücker aber saß mit vorgeschrittenen Jahren meistens zu Hause und band Besen. Außerdem war er Totengräber, und sonntags sorgte er dafür, daß der kirchliche Gottesdienst seinen regelrechten und ordnungsmäßigen Verlauf nahm; denn er trat die Orgelbälge. Ehe nämlich die Weißenbörner Orgel zu ihrem Funktionieren den nötigen Atem auf elektrischem Wege eingehaucht bekam, mußte dies durch menschliches Zutun geschehen. Zu diesem Zwecke ragten aus der hinteren Wand der Orgel zwei eckige Balken heraus, die sich abwechselnd heruntertreten ließen, wodurch die Blasebälge mit Luft gefüllt wurden. Diese Tretbalken bediente der Kalücker.

Wenn er in seinem vor Alter schier grün schillernden Gehrock, ausgestattet mit einem eisgrauen Rübezahlbart, der ihm bis auf die Brust herabhing, auf den Balken auf- und niederstieg, einmal mit dem rechten und dann mit dem linken Bein zutretend, wobei er sich mit den Händen an einem Holzgriff der Orgelwand festhielt, so war er bei seiner Luft und Leben einflößenden Beschäftigung fast ein winziges Abbild Zebaoths selber, dessen Wirksamkeit wohl überall spürbar ist, der aber sonst gewöhnlichen Sterblichen unsichtbar bleibt. So auch der Kalücker. Während die Orgel brausend den hellen Kirchenraum füllte, waltete jener im Verborgenen seines wichtigen Amtes.

Wehe, wenn es ihm eingefallen wäre, im Treten zu lässig zu sein oder gar dasselbe für ein Weilchen einzustellen! Sofort wäre das melodische Brausen in einem elenden, mißtönigen Stöhnen erstorben. Einmal allerdings war dem braven Kalücker doch ein Mißgeschick passiert. Er war in der schönsten Predigt einfach eingeschlafen. Als nun der Pfarrer früher sein Amen sprach, als der alte Bälgetreter seinen seligen Schlummer beendet hatte, schwieg die Orgel, anstatt nun zum erlösenden Schlußchoral einzusetzen. Vergeblich drückte der Organist auf die Tasten. Alle Register bis zum herrlichsten Fortissimo waren gezogen; allein, die Orgel blieb stumm. „Luft! Luft!“ stöhnte der Orgelspieler. Da endlich erwachte der Kalücker, und mit schlaftrunkener Miene fing er zu treten an. Das war dem Organisten, der in diesem Augenblick gerade alle zehn Finger auf der Tastatur hatte, doch ein bißchen zu plötzlich gekommen, und eine fürchterliche Dissonanz schrillte durch den geheiligten Raum, so daß die lauschende

Gemeinde erschrocken zur Höhe starrte, als wäre auf einmal das Jüngste Gericht über sie hereingebrochen.

Das war aber das einzige Versehen, was dem guten Kalücker in seiner langen Bälgetreterzeit widerfahren ist. Nun ruht er sich aus von seiner kirchlichen Amtierung und schläft den ewigen Schlaf aller Erdemüden. Oder ob er vielleicht dort oben zur Strafe die Bälge der Himmelsorgel treten muß? Aber nein, so grausam kann sein gütiger Vater über den Wolken wohl nicht sein.

Wernings Dorte

Wernings Dorte war unverheiratet geblieben und hatte infolgedessen mit den Jahren, wie das manchmal bei so betagten Jungfern zu geschehen pflegt, eine Stich ins Schrullenhafte und Absonderliche erhalten. Sie wohnte, nachdem ihr Vater, ein alter Waldläufer im Dienst des Barons von Gilsa, in die himmlischen Forsten hinübergewechselt war, mutterseelenallein in einem baufälligen Häuschen im „Alten Graben“, der die Verbindung zwischen Anger und Hintergasse darstellt. Doch wenn gesagt wird „mutterseelenallein“, so wäre beinahe vergessen worden, daß sie noch eine Katze und ein Ziegenlämmchen als Hausgenossen besaß.

Besonders das Zicklein war ihr ans Herz gewachsen. Damit sie allzeit sich von seiner Gegenwart zu überzeugen vermochte, hatte sie in ihrer Stubenwand ein kleines viereckiges Schiebefenster, durch das sie ihren grausträhnigen Kopf stecken und in den Stall hinuntersehen konnte, um zärtliche Zwiesprache mit ihm zu halten. Diese Unterredung wiederholte sich am Tage mehrmals und begann immer mit der gleichen Redewendung: „Wie getts dann minn’ m Lämmchen“, worauf sie immer auch die gleiche Antwort, nämlich ein deutliches, langwährendes Määh, zu hören bekam.

Eines Morgens aber, als sie, wie gewohnt, das Fenster zum Stall öffnete und nach dem Ergehen ihres Lämmchens sich erkundigen wollte, erhielt sie keine Antwort; denn das Zicklein war verschwunden. „Da hunn doch die verdammten Gewitterhuine minn Lämmchen geklaut!“ rief sie voller Empörung, um sogleich fortzufahren: „Äs dann das mainschenmeeglich? Hätt denn de Wält schonn sō was gesänn? Wenn das Vater erlābt hätte! Nee, sō enne Zucht! Me äs sich im eijenen Bette nit mehn sicher.“ Schnell entschlossen fuhr sie in die Kleider, um ihren Verlust bei der Gemeindebehörde anzuzeigen. Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die windschiefe Haustür öffnete? Vor der untersten Treppenstufe lag, von übermütigen Burschen an einen Holzpfehl angebunden, im süßesten Schlummer

auf einem halb aufgefressenen Heubündel ihr Lämmchen und schien sich äußerst wohlfühlen. Da blieb zum ersten Mal in Dortes Leben ihr das sonst zu jeglicher Frist betriebsfertige Mundwerk stehen, und erst nach einer Weile brachte sie stotternd heraus: „Wwie g-getts dann mi-minn'm Lämmchen?“ worauf, als ob nichts geschehen wäre, auch gleich wieder das altvertraute Määh ertönte. Seitdem schloß Fräulein Werning allabendlich ihren Ziegenstall sorgfältig ab, von der Schlechtigkeit der Welt jetzt noch mehr überzeugt als vorher.

Mit den Schulkindern stand sie dauernd auf dem Kriegsfuß, und wo ihr gutgesalbter Zungenschlag nicht ausreichte, einen vorwitzigen Schulbuben zur Ordnung zu rufen, mußte der Besen herhalten, von dem sie als Waffe, reichlich Gebrauch machte. In der Schule bei den Lehrern war sie darum ein ständiger, wenn auch lästiger Gast, um über die „fehlende Zucht“ bei der heutigen Jugend Klage zu führen. Eine solche Beschwerde dauerte gewöhnlich ziemlich lange, wenn der Lehrer nicht unter einem glaubwürdigen Vorwande sich ihrem Redefluß entzog; denn sie kam dabei vom Hundertsten ins Tausendste und berichtete über alle Einzelheiten mit einer Ausführlichkeit, die der journalistischen Gabe eines Lokalberichterstatters den Rang abließ. Sie hatte dieses Räsonieren zu ihrem leiblichen und seelischen Gedeihen so nötig wie ein Gewohnheitstrinker tagtäglich „sinne Kiweschelle“ gebrannten Wassers. So ließ man sie gewähren, um Schlimmeres zu verhüten.

Zu einem besonderen Ärgernis wurde ihrem altjüngferlichen Gemüt oft ihr eigener Holzschuppen, der sich direkt am Wege befand und meistens leer stand, aber gelegentlich gern an späten Frühlingsabenden von verliebten Pärchen aufgesucht wurde. Obgleich nun solche harmlosen Leute beim Wehen linder Lenzlüfte an alles andere als an den Abbruch eines Holzschuppens denken, so bereitete es ihr offensichtlich doch ein hinterlistiges Vergnügen, zwei solche Häschen, die sich dort hineingeschlichen hatten, unter dem Maschinengewehrfeuer ihrer Stimmwerkzeuge zur Strecke zu bringen, falls es ihr gelungen war, geräuschlos wie ein erfahrener Jäger sich an das scheue Wild heranzupirschen.

So hat sie denn, ewig Unheil witternd und scheltend, ihr einsames Leben verbracht, bis eines Tages ihr Mund für immer stillstand und die Ju-

gend „ohne“ Tugend ihr keinen Grund mehr bieten konnte, sich über sie aufzuregen.

Der Amerikaner

Der Amerikaner, ein hiesiger Einwohner, eigentlich Peter Mäder mit Namen, besaß schon in jungen Jahren eine heimliche Schwäche für die abenteuerliche Weite der Ozeane, und er hätte sich nur zu gern den Wind anderer Breiten um die Nase wehen lassen, wenn ihn das Schicksal nicht dazu bestimmte, als Ziegeleiarbeiter sein ehrliches und schweres Brot in norddeutschen Backsteinfabriken zu verdienen. Damals war er allerdings noch nicht der Amerikaner. Das wurde er erst eine gute Weile später.

Die besten Jahre seines Lebens hatte er bereits hinter sich gebracht; aber die Sehnsucht nach der weiten Welt war geblieben. Und als in den zwanziger Jahren dieses unruhigen Jahrhunderts die Zeit kam, da im lieben Vaterlande ein Röllchen Kautabak soviel kostete, daß man sich heute für den gleichen Betrag ein chromblitzendes Auto kaufen könnte, sagte jener sich: „Jetzt oder nie“ und verduftete eines Tages über den großen Teich mit den vielen schmackhaften Heringen und Schellfischen darin, um von drüben seiner treuen Enehälfte manchen harten Dollar nach Hause zu schicken, den er als Tellerwäscher in den feinen Hotels verdient hatte. In Amerika war es eben anders.

Als er nun wieder als biedere Landratte in sein Vaterhaus heimgekehrt war, verließ ihn nicht mehr die Erinnerung an die einstige Seefahrt und die reichen Städte des amerikanischen Kontinents. Selbst in den nächtlichen Träumen unter der Federdecke seines Weißenbörner Ehebettes stand er noch oft an der Reling, spuckte verächtlich über Back- und Steuerbord und fuhr vorbei an mancher fremden Insel. An einem kalten Winterabend aber in einer lustigen Gesellschaft sprang er plötzlich auf den Tisch und ließ aus fernwehtrunkener Kehle ein Lied ertönen, das in den windumwirbelten Stuben Weißenborns zum ersten Mal die Schönheit Samoas unter der südlichen Sonne vor dem geistigen Auge der andächtig Lauschenden erstehen ließ. Keiner wußte, wo er das Lied her hatte, und vielleicht weiß er es selbst nicht einmal. Aber seitdem hat er es immer wieder singen müssen. Und wenn er sich heute dazu bereitfindet, dann dauert es nicht lange, bis die Runde der fröhlichen Gäste in den Sang von der paradiesischen Insel einstimmt und den Schnee auf den Feldern und Wegen unterhalb der Graburg für eine Weile vergißt.

Sein bestes Stück aber hat sich unser Amerikaner geleistet, als der Krieg zu Ende ging und die waffentragenden Bürger aus *USA*, die er einst im eigenen Lande aufgesucht hatte, nun ihrerseits mit vielen Panzern ihm einen Gegenbesuch abstatteten. Er war gerade irgendwo im Dorfe, als die khakibraun Uniformierten von den Küsten, die Kolumbus seiner Zeit entdeckte, in den Ort einrückten und Haus für Haus gründlich durchstöberten. Nachdem einer sich erdreistet hatte, auch in die Behausung unseres kühnen Seefahrers mit entsicherter Pistole einzudringen, kam letzterer in dem Augenblick herzu, als der fremde Soldat aus dem ersten Stockwerk die Treppe herabstieg, so daß sich plötzlich beide zu ebener Erde Auge in Auge gegenüberstanden. Peter Weltumsegler nicht faul, schrie jenen in einem persönlich gefärbten, nicht ganz einwandfreien Englisch an: „*Watt dou jou man here?*“, was soviel heißen sollte, was er eigentlich hier wolle. Dies aber machte auf den Khakibraunen einen solchen Eindruck, daß er wie vom Donner gerührt seine Pistole fallen ließ und die Hände als Zeichen des Ergebens hochhob; denn so energisch war er hierzulande noch nicht angefahren worden.

So wurde zu guter Letzt im Hause unseres braven Amerikaners der Krieg doch noch für Deutschland gewonnen. Vielleicht hat es sich aber auch ein wenig anders zugetragen, als es hier berichtet wird. Wer will das wissen? Nur die Leute erzählen es manchmal so. Doch denen kann man ja auch nicht alles glauben.

Puijerje

Wer den Puijerje gekannt hat, dem braucht weiter nichts erzählt zu werden. Er war kein Adonis von Gestalt, eher klein und gnomenhaft. Dabei ging er immer ein wenig gebückt, als suchte er die Geldstücke, die die andern verloren hatten. Aber zäh blieb er bis ins hohe Alter und aufs Verdienen war er hinaus wie ein hungriger Kater aufs Mäusefangen. Als seine Ehefrau starb, versuchte es der betagte Witwer zunächst mit einigen Haushälterinnen. Doch er hatte wenig Glück. Keine blieb lange bei ihm. So hauste er denn zuletzt notgedrungen ohne ein weibliches Wesen. Jedermal aber, wenn er seine Klausen verließ, um einen Weg über Land zu machen oder seiner Feldarbeit nachzugehen, schloß er nicht nur die Haustür, sondern auch sämtliche Schränke und Schubladen zu. Das Alter hatte ihn mißtrauisch gemacht.

Trotz der vielen Jahre, die er auf dem Buckel hatte, war das Tempo seiner Schritte nicht langsamer geworden. Flink wie ein Wiesel lief er zu

seiner Wiese im Gillenloch, und an den Tod dachte er zuallerletzt. „Ech kann sō lange läwe, wie ech wäll“, war seine treuherzige Meinung. Aber eines Tages mußte er doch Abschied vom Leben nehmen und dazu noch auf eine grauenvolle Weise.

An einem windigen Frühlingstage entschloß er sich, seine Wiese zu säubern. Als er damit fertig war, steckte er den Haufen trockenen Grasses, den er zusammengereicht hatte, an; denn „Flämmerchenmachen“ war schon eine Liebhaberei seiner versunkenen Knabenzeit gewesen, und es war auch immer gut gegangen. Aber diesmal blies der Wind so heftig, daß die Flammen, obwohl er ihnen zu wehren versuchte, unversehens auf ein nahes Waldstück übersprangen und er nicht mehr Herr über den Brandherd wurde. Nichtsdestoweniger schlug er mit Knüppeln und Büschen weiter auf die züngelnde Glut ein, bis seine Kleider Feuer fingen und er am Ende das Bewußtsein verlor. Niemand war in der Nähe, der ihm hätte helfen können. Durch den Rauch über den Wipfeln aufmerksam geworden, fand schließlich der herbeigeeilte Waldarbeiter Reinhard Schade ihn auf dem rußbedeckten Boden zwischen brennenden Bäumen liegen. Er lebte noch; aber was er auf dem Leibe getragen hatte, war ein Raub der Flammen geworden. Nur noch die Schuhe hingen angesengt an seinen Füßen. Als der Bedauernswerte aus seiner Ohnmacht erwachte und den vor ihm Stehenden bemerkte, bat er stöhnend: „Tuckt mich die Schuhe üüs!“ Zu der Wanderung, die dem Todgeweihten nun bevorstand, bedurfte er sowieso keiner beschwerlichen Fußbekleidung mehr. So kam er ins Eschweger Krankenhaus, wo sein sonst nimmermüdes Herz bald darauf aufhörte zu schlagen. Er starb, weil er das gutmachen wollte, was in einem unbedachten Augenblick von ihm angerichtet worden war.

Schmüchch

Der älteste Einwohner unseres Dorfes war noch vor kurzem der „ahle Schmüchch“. Gott hab' ihn selig! Er hat es bei seiner Feldarbeit, der er allezeit mit seltener Liebe nachging, auf dreiundneunzig Jahre gebracht. Bis ins hohe Alter stelzte er hinter dem Pfluge her und beschämte mit seiner Rüstigkeit manchen Jüngeren. Wenn ihn ein Fremder fragte, wie er es zu einem so hohen Alter gebracht habe, antwortete er gewöhnlich, was sonst nicht seine Art war, im steifsten Hochdeutsch: „Das sind Gaben.“ Einmal aber ließ einer absolut nicht locker und drang mit allerhand neugierigen Fragen auf ihn ein, um besondere Verhaltensmaßregeln als Gewähr für eine

lange Lebenszeit zu erhalten. Das besann sich der ahle Schmüchch eine kleine Weile und sagte dann:

„Erschtens muß me sinn Fräuchen lieb’n
un immer in Bewägung blieb’n,
zum annern muß me sö vüle nit ässe,
un drettens därf me’s Schniem’n ⁶ nit vergässe.“

⁶Schnaufen

Frohe Stunden im Dorfe

Kinderfest

Die größte Freude für die Weißenbörner Schuljugend ist und bleibt wohl das Kinderfest. Aber nicht nur den Kindern macht es Vergnügen, auch die Alten nehmen mit lebhaftem Interesse daran teil und fühlen sich wie mit Zauberhand an diesem Tage in ihre eigene Jugendzeit zurückversetzt. Wann das erste Kinderfest in unserem Dorfe gefeiert wurde, läßt sich schwer sagen. Nach der Weißenbörner Schulchronik fand bereits im Jahre 1875 ein solches Fest hier statt. Über ein im Jahre 1863 abgehaltenes Kinderfest berichtet Pfarrer Hoßbach:

„Einige Wochen vor dem Semestralschluß wurde, zuerst zu Weißenborn, dann acht Tage darnach zu Rambach, das sogenannte Kinderfest, das heißt Prüfung der Schulkinder im Gottesdienste über die religiösen Gegenstände, gehalten, wonach des Nachmittags ein Tanz derselben folgt, was in den Augen der Ortsbewohner die Hauptsache ist, doch mit dem Unterschiede, daß zu Weißenborn der Gottesdienst wenigstens fleißig von den Gemeindegliedern und den zahlreich herbeiströmenden Fremden besucht wird, während in Rambach die auch sonst an den Tag tretende Stumpfheit gegen Gottes Wort sich auch an diesem Tage in schlechterem Besuche des Gottesdienstes äußert, als man bei dem äußeren Reiz an diesem Tage erwarten sollte.“

Sicher aber ist das Kinderfest schon zu einem früheren Zeitpunkt gefeiert worden; denn in einer Kirchenkastenrechnung des Jahres 1840 finden sich fünf Albus eingetragen, die an den „Bierwirth Christian Roßbach, dahier, für gelieferte 5 Maaß Bier“ als Getränk der Schulkinder zum Kinderfest gezahlt worden sind.

Unser Kinderfest ist also kirchlichen Ursprungs; denn es ging ihm, soweit sich zurückverfolgen läßt, in der Kirche in Gegenwart des Geistlichen, der gleichzeitig Ortsschulinspektor war, und im Beisein der Bevölkerung stets eine Prüfung der biblischen Kenntnisse der Schulkinder voraus. So schreibt Lehrer Schminke aus diesem Anlaß in der Weißenbörner Schulchronik im Jahre 1875: „In der kirchlichen Prüfung wurde die ‚Kreuzigung Jesu und die beiden Naturen‘ durchgenommen.“ Im nächsten Jahre führte er das dritte Gebot und die biblische Geschichte „Saul wird König“ vor. Im darauffolgenden Jahre behandelte er die erste Bitte aus dem Gebet des Herrn.

Als die geistliche Ortsschulinspektion in der Weimarer Republik abgeschafft wurde, kamen die alljährlichen Prüfungen in der Kirche in Wegfall.

Das Kinderfest war also von Anfang an nichts weiter als eine Belohnung dafür, daß die Schuljugend ihre Gesangbuchverse, Bibelsprüche, Biblischen Geschichten und Katechismustexte mit Aufwendung von viel Fleiß und großer Mühe gelernt hatte. Diesen Charakter aber hat es längst verloren. Es ist zum Schulfest schlechthin geworden. Möglicherweise aber kann das Fest mit seinen Blumenkränzen und Girlanden nicht mit Unrecht auf das altgermanische Sommersonnwendfest zurückgeführt werden; denn die Kirche hatte, als das Christentum Eingang in die Werralandschaft fand, dieses Fest in ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse nicht gänzlich beseitigt, sondern in weiser Schonung des Gefühls der Verehrung, das von unseren Vorfahren der Sonnwendfeier entgegengebracht wurde, dasselbe in einer ihren Zwecken dienenden Weise zu einem Fest der Jugend umgestaltet, so daß es von dieser in harmloser Art weitergefeiert wurde, als die Alten unter der Einwirkung der christlichen Geistlichkeit von den überlieferten germanischen Bräuchen Abstand nehmen mußten.

Ursprünglich beging man das Kinderfest auf dem Dorfanger im bescheidensten Rahmen. Die Kinder drehten sich recht und schlecht nach den Weisen einer dörflichen Blaskapelle. Damals lebten ringsum in den Dörfern alte Handwerker, die nebenbei aus Liebhaberei irgendein Musikinstrument beherrschten und zur Not noch auf einem Kinderfest spielen konnten, wenn es auch wegen ihrer mangelnden Trinkfestigkeit zu einer Kirmes nicht mehr reichte. Diese Laienmusikanten stellten sich, wenn der Preis ausgehandelt war, an dem Kinderfesttage rechtzeitig ein und lieferten eine „häßliche“ Tanzmusik, wobei die falschen Töne gern in Kauf genommen wurden; denn sie spielten ja billig. Abgesehen von einigen Liedern, die in der Schule eingeübt waren und bei dieser Gelegenheit zum Vortrag kamen, erschöpfte sich das Programm lediglich im Tanzen der Mädchen und Knaben, wobei letztere nach anfänglicher Scheu und gutem Zureden es schließlich doch riskierten, sich eine Partnerin zu holen, um nach dem Vorbild der Alten, die bei diesem Fest nur als Zuschauer fungieren durften, gemeinsam im Kreise sich zu bewegen. Als Getränk gab es für die Kinder ein leichtes Bier.

Als die Gemeinde oberhalb des Dorfes bei der Wegkurve an der Röhrdaer Straße einen Turnplatz anlegte, wurden die Kinderfeste von da ab auf diesem Platze gefeiert. So ward er zum Kinderfestplatz und das ganz und gar, als wegen dessen Unzulänglichkeit für sportliche Veranstaltungen ein

anderer und den Erfordernissen besser entsprechender Sportplatz, unter der Graburg gelegen, auf dem Wege der produktiven Arbeitslosenfürsorge geschaffen wurde und zwar mit einem Kostenaufwand von rund 9 000 RM, wovon das Arbeitsamt 7 000 RM zur Verfügung stellte.

Mit der Zeit hat das Kinderfest, dessen Kosten durch freiwillige Spenden innerhalb der Gemeinde gedeckt werden, in seinem Verlauf eine reichhaltige Ausgestaltung erfahren. Schon etliche Wochen vorher beginnen die Vorbereitungen dazu. Die Mädchen üben in den Turnstunden ihre Volkstänze ein. Lustige Laienspiele, die sich zur Vorführung im Freien eignen, müssen neben der Unterrichtsarbeit einstudiert werden. Viel Mühe und Geduld erfordert es, bis die Kinder sich allmählich in ihre Rollen hineingefunden haben, um an dem festlichen Tage auf gezimmerter Freilichtbühne beispielsweise als Kälber ausbrütender Bauer, als schweifwedelnder Teufel oder als verschroben unnatürliche Jungfer in einem lustigen Hans-Sachs-Spiel stilgerecht sich bewegen zu können. Auch die Gesangstunden in diesen „Sauern Wochen“ stehen ganz unter dem Leitstern des Kinderfestes, bis endlich der Tag gekommen ist, an dem das mit reiflicher Überlegung aufgestellte Programm ablaufen kann.

Zu Hause aber haben die Mütter ihre Vorbereitungssorgen für den bedeutungsvollen Tag. Da müssen neue Kleider für die Mädchen, eine Hose oder ein Anzug für den Knaben und darüber hinaus für beide Geschlechter Hemden, Strümpfe und Schuhe angeschafft werden, was für eine kinderreiche Familie nicht immer ohne Einschränkung auf anderen Sektoren des häuslichen Lebens abgeht. Doch jedes Mutterherz schlägt höher, wenn ihre Sprößlinge schließlich im blitzsauberen Gewande beim Kinderfestzuge ihren Blicken sich darbieten.

Nun ist der schon frühzeitig festgelegte Tag erschienen. Am Abend vorher ist es seit mehreren Jahren auf Anregung des Vorsitzenden des hiesigen Heimatvereins Dr. W. Lischewski Überlieferung geworden, als Einleitung zu dem bevorstehenden Feste auf dem Kinderfestplatz unter Mitwirkung des hiesigen Gesangvereins und unter Beteiligung der Bevölkerung einen Heimatabend zu veranstalten. Am folgenden Tage, einem Sonntag, finden sich nicht lange nach dem Mittagessen die Kinder auf dem Schulhofe zum Festzug ein.

Der Festzug gruppiert sich, von einzelnen Variationen abgesehen, die durch den Inhalt des Programms bedingt sind, in nachstehender Reihenfolge. An der Spitze schreiten zwei größere Blumenstäbe tragende Knaben, hinter denen die Musikkapelle marschiert. Dahinter folgt als *Spiritus*

rector des Ganzen das Lehrerkollegium mit dem Bürgermeister und dem Elternbeiratsvorsitzenden und anschließend die Schulkinder und zwar zuerst die Knaben, ebenfalls mit Blumenstäben bewehrt, und schließlich die Mädchen in ihren hellen Festtagskleidern mit Kornblumenkränzen im offenen Haar. Die größeren von ihnen schreiten außen, wobei zwei jeweils gemeinsam einen selbstgeflochtenen Spregel aus Eichenlaub, durchwirkt mit den Feldblumen der Jahreszeit, tragen; zwischen ihnen gehen zwei kleinere Kinder.

So bewegt sich unter flotten Marschweisen der Zug durch die Straßen des Dorfes dem Festplatz zu, wo bereits die Bevölkerung unter den schattigen Linden der Ereignisse harrt. Hier erfolgt zunächst eine gesangliche Begrüßung der Festgäste aus nah und fern durch den Schulchor. Beliebte war in letzter Zeit ein bekannter Kanon, der textlich abgewandelt wurde:

Heililo, das Keenerfäst äs do,
rizzeröte Blumen,
die Liete sinn schunn kummen,
se hunn schunn Platz genummen.
Heililo, das Keenerfäst äs do.

Alsdann läuft nach einer kurzen Ansprache des Bürgermeisters ein Programm ab, das aus Reigen, humorvollen Gedichtvorträgen, Liedern, Bühnenspielen, sportlichen Wettkämpfen, Eierlaufen, Ringwerfen, Sackhüpfen, Klettern, Wurstspringen und anderen Belustigungen vom Aufsteigen eines großen papierenen Luftballons mit angehängter Postkarte bis zum abendlichen Abbrennen eines Feuerwerks besteht. Zwischendurch spielt die Kapelle zum Tanz, der ausschließlich für die Schulkinder bestimmt ist.

Dieses Treiben wickelt sich auf dem unteren Platze ab, der von Linden und Akazien beschattet wird, während der obere Platz einem Bierzelt für die Erwachsenen vorbehalten bleibt. Auch eine Jahrmarktbude ist aufgestellt, wo der „Eiermärten“ Himbeerbonbons, Mohrenköpfe, Lutschbretter, Cremewaffeln, Vollmilchschokolade, rote Herzen mit der Aufschrift: „Aus Liebe“ und goldene Uhren nebst Kette für ein paar Pfennige verkauft. Daneben können sich die erhitzten Gemüter am Eiswagen abkühlen; denn heiß ist es an einem solchen Tage, und blendender Sonnenschein zeichnet in der Regel die Weißenbörner Kinderfeste aus.

Nur zu schnell geht der Nachmittag hin, der zu geeigneter Zeit von einer Kaffee- und Vesperpause unterbrochen wird. Früher als gewünscht,

fällt die Dämmerung ein, und die Dunkelheit breitet ihre Schleier über das enge Tal. Nun werden die vielen Papierlaternen angezündet, und ein bunt-schillernder Lampionzug unter Vorantritt der Spielleute bewegt sich dem Dorfe zu, wo das Fest auf dem Schulhof mit den Schlußworten des Schul-leiters und dem gemeinsam gesungenen Choral: „Nun danket alle Gott“ sein Ende findet.

Kirmes

Sobald die Erntearbeiten sich ihrem Ende nähern, wird im Dorfe die Kirmes gefeiert, die alles in ihren Bann zieht. Jubel, Trubel und Heiterkeit herrschen dann drei Tage lang; denn Kirmes ist nur einmal im Jahre und muß nach anstrengenden Wochen mühevollen Schaffens auf den Feldern ausgiebig genossen werden.

Früher erhielten die Schulkinder ihren besonderen Anteil an der Kirmes dadurch, daß sie neben den leiblichen Genüssen, die ihnen damals wie heute zufielen, während der Festtage keine Schule hatten. So berichtet Pfarrer Hoßbach zu Beginn des Wintersemesters 1863/64:

„Nach den Herbstferien war kurze Zeit im Kirchspiel Schule gehalten worden, bis am 15. October, wie in der ganzen Umgegend, die Kirmes ihren Anfang nahm und auf einige Tage die Schulstunden ausgesetzt wurden. Montags am 19. October begannen die Schulstunden wieder, und es wurde damit zugleich unter Zuführung der schulpflichtig gewordenen Kinder das Wintersemester eröffnet.“

Schon lange Zeit vorher beginnen die Vorbereitungen zu dem Feste, das seine Berechtigung von frühen Traditionen, die bis ins Mittelalter zurückreichen, herleitet. Bereits im Winter in den „Spinnstuben“, jenen abendlichen Zusammenkünften, bei denen das Spinnrad längst nicht mehr in Erscheinung tritt, auch die alten Lieder kaum noch gesungen werden, wird das Fest von den Mädchen und Burschen besprochen. Heimliche Fäden werden geknüpft, bis endlich sich die Pärchen für das Fest und sehr oft auch für das ganze Leben gefunden haben. Naht dann der Sommer, hebt im Dorfe ein geheimnisvolles Schaffen und Rumoren an. Die Malermeister und Weißbinder bekommen zu tun. Stuben werden tapeziert, Fenster und Hauswände mit Farbe und Pinsel bearbeitet, damit das Dorf auf die vielen Kirmesgäste von nah und fern einen guten Eindruck macht.

Den „Schmant von der Kirmesmilch“ aber schöpfen die Kleidermacherinnen ab. Hochbetrieb herrscht bei ihnen. Die Nähmaschine kommt nicht zur Ruhe. Betrübt merken die Mädchen des Dorfes, daß es nicht

genug Vertreterinnen jenes Handwerks auf dieser unvollkommenen Erde gibt. Schließlich ist es nicht gleichgültig, in welcher Hülle sich die holde Eva ihrem Adam darbietet. Das muß reiflich überlegt werden. Glücklicherweise hat das Mädchen, das endlich nach Harren und Quarren ihren Kirmesstaat im Schranke hängen hat! Heimlich in unbeobachteten Augenblicken wird das neue Kleid herausgeholt und mehr als einmal Generalprobe gehalten, bis der Tag erschienen ist, an dem das Produkt der ehrsamten Schneiderinnen-zunft der staunenden Mitwelt vorgeführt wird.

Aber vorher geraten die Friseure in Schweiß, um all die blonden, braunen und schwarzen Haare der Mädchen und jungen Frauen zu schampunieren und in mehr oder weniger haltbare Dauerwellen zu legen. Wirklich, unsere Kirmes ist in den letzten Jahren zu einem modischen Ereignis geworden. Man mag dies bedauern; aber ändern läßt sich nichts daran.

Wie verlief nun früher und teilweise noch heute das Kirmesgeschehen? Am Mittwoch vor dem festlichen Tage kamen die Burschen und Mädchen alter Sitte gemäß in einem gemieteten Hause, „Gelage“ genannt, zusammen, um sich zu beraten. Jenes Haus blieb solange das Standquartier der Kirmesburschen, bis das Fest vorüber war. Bei diesen Zusammenkünften wurden „Kartoffelplätz“ gebacken, wozu man Kaffee trank. Die Milch dazu holten sich die Burschen nicht selten in den Ställen der Bauern, wo es Kühe genug gab, die gemolken werden konnten, und ein Zuschließen der Ställe über Nacht war ja nicht üblich. Natürlich wurde bei solcher Gelegenheit auch getanzt und zwar nach den Klängen einer Ziehharmonika, auch „Zerrwanst“ genannt, und in den Tanzpausen stimmten die Mädchen ihre alten Spinnstubenlieder an, um durch ihre sehnsüchtigen Weisen die Herzen der rauen Burschen zum Erweichen zu bringen, wenn sie es nicht von Natur schon waren.

Endlich ist der Kirmessonntag gekommen. Die Kuchen, gut geraten, warten der Dinge, die geschehen sollen. Die Wirte haben ihre Bierhähne auf Hochglanz gestreichelt. Süße und bittere Schnäpse in allen Farben locken in einladend etikettierten Flaschen. Die „Platzknechte“ können ihre Tätigkeit beginnen.

Offiziell beginnt das Fest bereits am Sonnabend. In den Sälen wird des Abends getanzt. Der Sonntag aber fängt mit einem gemeinsamen Gottesdienst an. Unter Marschklängen der Dorfkapelle bewegt sich der Zug zur Kirche; denn die Kirmes hat ja ihren Ursprung in der Kirchweih, einer uralten Feier, die mit dem Bau der Dorfkirchen zusammenhängt. Paar um Paar folgt den munter drauf los blasenden Musikanten, und den Schluß bilden

die vielen kleinen Buben und Mädchen, ein aufgeregter Schwarm, der sich das Ereignis nicht entgehen lassen will. Die Burschen tragen an den Hüten bunte Sträußchen und die Mädchen farbenfrohe Kränze. Am Sonntagnachmittag spielt sich dann ein heiteres Treiben bei alten und neuen Tanzweisen auf dem lindenbestandenen Anger ab, der schon so manche Lustbarkeit im Laufe der Jahrhunderte gesehen hat. Von den beiden breitkronigen Bäumen, die ihn beschatteten, mußte die am Ostrand des Platzes befindliche Linde, die unter Naturschutz stand, im Frühjahr 1956 entfernt werden, weil ihr dicker Stamm mit der Zeit hohl geworden war und der Baum infolgedessen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit bedeutete. An ihrer Stelle wurde vom Heimatverein eine junge Linde gepflanzt. Aber noch breitet die stehengebliebene alte Linde ihren laubgrünen Wipfel weit über den Platz, der an seinem Nordrande nach der Straßenseite zu durch eine Sandsteinmauer, die kürzlich vom Heimatverein erneuert wurde, begrenzt ist. Während die Jugend sich munter im Takte dreht und zwischendurch auch oft „Gesundheiten“ ausgebracht werden, stehen die älteren Jahrgänge als immer noch interessierte Zuschauer am Rande des Geschehens, um sich mitzufreuen und vielleicht auch ein wenig über die Vergänglichkeit des Daseins nachzusinnen. Über all der Sinnenfreude aber rauscht die vielhundertjährige Linde unsäglich und geheimnisvoll.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag wurden früher für die Mädchen Ständchen geblasen. Am Montagmorgen ging der sogenannte Kuchenjunge, der zum „Gelage“ gehörte und einen Karren schob, mit den Musikanten im Dorfe rund und sammelte für „Gelage und Musik“ Kuchen ein. Für die Spenden wurden als Dank „Gesundheiten“ geblasen. Am Nachmittag begann dann wieder der Tanz auf dem Anger, bis die Beine müde wurden.

Am Dienstagnachmittag wird schließlich die Kirmes auf einer Wiese vor dem Dorfe „begraben“ oder „eingekratzt“, wie der landläufige Ausdruck lautet, wobei einige Geldstücke, die den Burschen als klägliches Rest im Portemonnaie hängen geblieben waren, in der Erde verscharrt werden. Wenn nach dem Feste auch mancher Brummschädel sich noch nicht recht in der Nüchternheit des Alltags zurechtfindet, was schadet es? Früh genug stellt das Leben wieder seine Anforderungen, und „Kärmse äs nur eimoh im Johr“.

Schlachteko hl

Als der Herr Himmel und Erde schuf, da war es wüst und leer, und es war finster auf der Erde, und zu einer gewissen Zeit im Jahr meint Vet-

ter Christian, daß dies auch heute nicht anders wäre. Wenn er aber nach Neujahr sein Schwein geschlachtet hat, dann erhält alles um ihn herum ein anderes Gesicht. Dieses Ereignis geht zwar die Öffentlichkeit wenig an; dafür ist der engste Familienkreis und die zugehörige Verwandtschaft um so mehr daran beteiligt. Ein fetter Tag ist so ein Schlachtekohl, und ein gesunder Magen gehört auch dazu.

Mit dem sich neigenden Jahre war die „Wurschtekammer“ des Hauses bedenklich leer geworden. Mit leiser Ungeduld erwartete man darum den Augenblick, in dem das brave Hausschwein gezwungen wurde, seinen letzten Gang anzutreten, um jenen geheimnisumwitterten Raum wieder mit den wundersamsten Gebilden einer ausgereiften Metzgerphantasie zu füllen.

Ist endlich der „Schlachtetag“ festgelegt, so wird, wenn er gekommen ist, schon in der Frühe der Wurstkessel mit Wasser gefüllt und darunter ein loderndes Feuer entfacht. Kocht das Wasser, holt der Hausschlachter das „fette Beist“, das man bereits am Tage vorher auf Hungerration gesetzt hatte, aus dem Stalle mit der Absicht, ihm zum Entsetzen überzeugter Vegetarier und anderer empfindlicher Seelen das lange Schlachtemesser in die speckige Kehle zu stoßen. Das geschieht nicht, ohne daß das Borstenvieh vorher betäubt wurde. Früher benutzte man dazu den Schlagbolzen, heute ist allgemein ein Schußapparat gebräuchlich. Der Holzhammer zur Betäubung war in unserem Dorfe entgegen der Gepflogenheit an anderen Orten nicht üblich, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil nur zu oft bei der Unruhe des Schweines ein verfehlter Schlag anstatt den Schädel das Auge oder Ohr des Tieres traf, wie denn überhaupt Holzhammermethoden selbst in der hohen Politik nicht immer zu durchschlagenden Erfolgen führen. Da zog man es denn hierorts, ehe der Schlagbolzen zur Anwendung kam, vor, das todgeweihte Opfer bei wachen Sinnen abzustechen, was allerdings seitens des vierbeinigen Delinquenten mit markerschütterndem Quieken quittiert und im ganzen Dorfe gehört wurde.

Wenn das Schwein enthaart und gereinigt und sauberer als eine frischgebadete Jungfrau im Troge liegt, wird es an den Haken gehängt. Nun ist der Augenblick gekommen, da der Hausherr einen ersten kräftigen Tropfen kredenzen muß; denn

„wenn das Schwein am Haken hängt,
wird ein Schnäpschen eingeschenkt.“

Unaufhaltsam nimmt die Arbeit ihren Fortgang, bis um zwölf Uhr das Frühstück fällig wird, bei dem die letzte „ahle Wurst“ dran glauben muß. Fleischwolf und Wurstmaschine kannte man früher noch nicht. Der erste Fleischwolf kam etwa um 1900 ins Dorf, und zwar soll ihn zuerst Gastwirt Adam Dilling in der Hintergasse benutzt haben. Eine Wurstmaschine trat hierorts im Jahre 1920 in Erscheinung. Aber es ging auch ohne diese neu-modischen Instrumente. Auf einem mächtigen Hackklotz, der das stattliche Gewicht von eineinhalb bis zwei Zentnern aufwies, wurde das Fleisch zum Wurstmachen mit Hacken und Stoßeisen zerkleinert. Das war eine langwierige Beschäftigung. Heute geht das freilich leichter und schneller, wenn das Durchdrehen der Fleischbrocken auch nicht jedermanns liebster Zeitvertreib ist. Während in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg in unserem Dorfe die Schweine höchstens ein Gewicht von 180 Pfund erreichten, wenn sie geschlachtet wurden, steigerte sich mit den sich bessernden Ernteerträgen durch die künstliche Düngung das Gewicht der Schlachtschweine mehr und mehr.

Nach dem Würzen der auf diese Weise erhaltenen Masse begann das Verwurst, wobei man früher die Därme mit der Hand unter Zuhilfenahme eines metallenen Ringes, über den das Darmende jeweils gestreift wurde, füllte. In die Kopfwurst kam Kopffleisch und Gehacktes. Unter Garwurst verstand man eine grobe Leberwurst mit Speckwürfeln. Speckwürfel enthielt auch die Blutwurst, zu der im übrigen das frühmorgens beim Abstechen von der Hausfrau aufgefangene Blut verwendet wurde. Die Sülze bestand aus Schwarten, Speckwürfeln und Hackfleisch. Außerdem bereitete man, wie noch heute, die Weckewurst und selbstverständlich auch die vorzugsweise aus dem roten Fleisch hergestellte Bratwurst in runden und stracken Därmen.

Anstrengend war solch ein Tag, der früher ausgiebiger als heute gefeiert wurde. Das Essen und Trinken kam bei den Arbeitsvorgängen nicht zu kurz. Zwischendurch wurde Wurstbrühsuppe, in die man Brot hineinbrockte, gereicht. Am Nachmittag setzten sich die Beteiligten zu Kaffee und Kuchen an den Tisch. Zur Vesperzeit gab es Gehacktes, Quelfleisch, Schnaps und Bier. Am späten Abend aber, wenn die Arbeit getan war, wurde eine regelrechte Mahlzeit eingenommen mit Reissuppe und Rindfleisch; anschließend verzehrte man Schweinefleisch und Sauerkohl, von dem das Fest seinen Namen herleitete, und zum Nachtisch aufgekochte „Quetschen“, „Hotzeln“ und gezuckerte Apfelschnitzeln. Die Kinder aßen dabei stehend am Hackklotz. Überhaupt war für die Kinder dieser Tag ein besonderes Ver-

gnügen. Die Kleinsten von ihnen, die zur nächsten Verwandtschaft gehörten, bekamen den Segen dieses gewöhnlich einmaligen Ereignisses im Jahre in Gestalt eines Würstchens zu spüren, das ihnen vom Hausschlachter von Backe zu Backe angemessen wurde. Gewitzigte Kerlchen machten ihre Wünsche mit folgendem Verslein geltend:

„Ich hab gehört, ihr habt geschlacht’t
und ihr habt mir eine Wurst gemacht,
nicht zu groß und nicht zu klein,
wie dem Metzger sein dickes Bein.“

Aber die Schilderung des Schlachtekohls wäre nicht vollständig, wenn wir nicht zu guter Letzt noch einen flüchtigen Blick in die Kammer werfen würden, die nun die Herrlichkeiten des Schlachttages für das kommende Jahr bewahren soll. Von der rauchgebeizten Decke hängen die prächtigen Schinken herab, die angeschnitten werden, wenn der Kuckuck aus dem nahen Walde seinen lockenden Frühlingsruf erschallen läßt. Da prangen ferner die fetten Speckseiten und der nicht minder begehrte Bauchspeck. Daneben aber reihen sich in dichter Folge die Würste würzig und länglich, während andere so rund und prall wie eine Schusterkugel an den Stangen baumeln. Bald wird alles in den Rauch und wieder zurück in die Kammer gebracht, wo Schinken, Speck und Würste dann ihres Schicksals harren müssen. Sorgsam verschließt die Bauersfrau die Tür zu ihrem Heiligtum, eifersüchtig den Vorrat überwachend, damit nicht allzu begehrliche Mäuler zu verbotenen Handlungen verleitet werden; denn das Jahr ist lang.

Dörfliche Neckerei

Die Weißenbörner sind im allgemeinen ein lebensfrohes Völkchen und gebrauchen oft auch ein kräftiges Wort. Gern wischt man sich untereinander eins aus. Spitznamen sind an der Tagesordnung. Dieser häufige Gebrauch von derartigen Namen hat aber in Weißenborn noch einen anderen Grund, der in dem öfteren Vorkommen bestimmter Familiennamen zu suchen ist. Nach der Einwohnerkartei von 1953 kommt der Name Dietzel 38mal, der Name Dietrich 55mal und der Name Dilling sogar 107mal vor, was gewisse Schwierigkeiten verursacht, wenn in Gesprächen, die naturgemäß meistens um den lieben Mitmenschen kreisen, Personen auseinander gehalten werden müssen, Schwierigkeiten, die noch dadurch gesteigert werden, daß bei der früheren Bevorzugung weniger Vornamen wie Heinrich, Christoph oder Peter auch diese manchmal gleichlauten. So gab es einmal gleichzeitig fünf Einwohner, die Peter Dilling hießen, und sie mußten alle unterschieden werden. Man bezeichnete sie nach amtlicher Gepflogenheit mit Zahlen, also Peter Dilling I, Peter Dilling II usw. Aber das war allzu unpersönlich. Die Volksphantasie erfand bessere Möglichkeiten des Unterscheidens, nämlich die Spitznamen. Eines Tages tauchten sie auf, sie sprachen sich herum und hingen sich an den Menschen, um ihn nicht mehr loszulassen. Sie überdauerten nicht selten noch seinen Tod, sie vererbten sich, und die Nachkommen wußten manchmal nicht mehr, warum der Großvater so genannt worden war. Aber sie mußten den Namen weitertragen; denn alles Protestieren half nichts. Im allgemeinen ist es so: Je mehr sich jemand gegen einen Necknamen wehrt, desto sicherer behält er ihn. Da wohnten also fünf Peter Dilling in Weißenborn, und die einheimische Bevölkerung nannte sie: Schoofpeter, Süttenpeter, Tichpeter, Schrienerspeter und Trögenspeter.

Weil in den meisten Fällen die hiesigen Spitznamen keinen beleidigenden Charakter besitzen, sei es gestattet, noch einige andere festzuhalten. Der „ahle Rat“ war der Beiname für einen Mann, der den Mitmenschen gern seinen Rat erteilte, ohne eigentlich danach gefragt worden zu sein. Ein anderer hieß „der Stramme“ sicherlich wegen seines resoluten Auftretens. Der „kleine Märten“ und die „lange Grete“, übrigens ein einträchtiges Ehepaar, hatten ihren Namen den Besonderheiten ihrer körperlichen Konstitution zu verdanken. Ein Mann mit dem Vornamen Hans aß gern gekochte Schwarten in der Erbsensuppe; folglich hieß er „Schwortenhans“. Nach der Lage ihrer Höfe sind der „Winkelpeter“ und „Winkels Adam“

benannt worden. Die „Fuhrmännische“ war bis ins hohe Alter eine arbeitssame, tapfere Frau, die ein Gespann Kühe ebenso gut regieren konnte wie ein Mannskerl. Obwohl in Weißenborn längst keine Ziegel mehr hergestellt werden, spricht man immer noch von den „Ziegelbrennern“. Zwei weitgereiste Leute, von denen der eine jahrelang in Sachsens Messestadt und der andere in den Notjahren nach dem ersten Weltkriege sogar in den *USA* gelebt hatte, heißen der „Leipziger“ und der „Amerikaner“. Wieder ein anderer, der vor langer Zeit bei der leichten Kavallerie mit den blauen, weißbetreßten Röcken diente, trug die stolze Bezeichnung „der Husar“. „Verwalter“ heißt ein hiesiger Einwohner, der auf Gütern als Eleve tätig war und außerdem die landwirtschaftliche Schule besucht hatte, ehe er seine auf diese Weise erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen im eigenen Betrieb verwerten konnte. Dagegen gilt als „Dokter“ ein achtenswerter Mann, der zwar keinen akademischen Grad sich erwarb, weil er einen solchen als routinierter Landwirt im Grunde auch gar nicht benötigte, wohl aber aus dem ersten Weltkriege eine Kiefferverletzung davontrug und schon in verhältnismäßig jungen Jahren gezwungen war, eine Brille zu tragen, was seinen Mitmenschen Veranlassung genug gab, ihm den Doktorhut zu verleihen. Weil aus einer eingessessenen Familie einmal vor Jahrzehnten ein Vizebürgermeister hervorgegangen war, werden dessen Enkel heute noch „die Vize“ genannt. Die „Tichliete“ hingegen sind jene Einwohner, die rings um den ehemaligen Feuerlöschteich wohnen.

Einen Beinamen hatte auch der alte Schade aus dem Netraer Wege, der es in seiner militärischen Laufbahn während der Kaiserzeit bis zum Hornisten gebracht hatte. In das zivile Leben zurückgekehrt, hieß er von nun ab „der Trompeter“. Auf allen dörflichen Tanzvergnügungen brachte er durch seinen flotten Weisen die schwerfälligsten Beine in Bewegung. Auch sein Sohn Wilhelm, der sich die Bezeichnung „Trompeterswillem“ gefallen lassen mußte, war ein schneidiger Soldat der monarchischen Epoche gewesen und hatte die Uniform der Langensalzaer berittenen Jäger getragen. Als seine Truppe eines Tages in der Manöverzeit in der Gegend von Reichensachsen Quartier bezog, erbat er sich von seinem Vorgesetzten einen kurzen Urlaub nach Weißenborn, der ihm auch bewilligt wurde mit der Einschränkung, am nächsten Morgen wieder zurück zu sein. Das wollte er denn auch, und damit setzte sich der Trompeterswillem auf sein Streitroß und galoppierte über den Hundsrück den heimatlichen Gefilden zu. Es war schon dämmerig geworden, als er vor der elterlichen Haustür haltmachte. Im Nu war der fremde und schmucke Kavallerist von einer Schar neugier-

riger Kinder umringt, die nicht aus dem Staunen herauskamen, als plötzlich der unbekannte Reiter mit Donnerstimme von seinem Gaul herunter in das offene Wohnstubenfenster brüllte: „Hornist Schade, blasen Sie sofort Alarm!“ Der einstige Hornist, der es sich nach der Tagesarbeit bereits in seinen bequemen Latschen gemütlich gemacht hatte, war wie vom Blitz gerührt. Doch als alter Soldat wußte er sofort, was sich gehörte. „Jawoll, Herr Wachtmeister!“ rief er zum Fenster hinaus, riß sein blinkendes Horn von der Stubenwand und stand im nächsten Augenblick hemdsärmelig, aber in strammer Haltung, mit dem Instrument am zugespitzten Munde vor seinem Sohne, den er bei der angebrochenen Dunkelheit in der Uniform nicht erkannte. Da konnte sich der Trompeterswillem auf seinem vierbeinigen Gickel vor lauter Lachen nicht mehr im Sattel halten, und noch rechtzeitig genug merkte der genasführte Vater, was für einem Schelm er zum Leben verholffen hatte.

Daneben gibt es auch manchen unerklärlichen Namen, der im Klang eine gewisse Komik in sich birgt: Kalücker, Schmüchch, Pipperhans, Puijerje, Schniega, Stepfelmann, Thronkasper, Pupperchristen u. a.

Aber auch Neckereien von Dorf zu Dorf sind üblich, wie das nachfolgende Verslein beweist:

Wer durch Datterode kommt unzerissen
und durch Röhrda ungeschmissen
und durch Netra unverhöhnt,
der wird in Rittmannshausen gekrönt.

Von der Lebensweise der Datteröder Lettermänner, die nach ihren selbstgemachten Leitern genannt werden, die sie zum Verkauf früher nach Eschwege gebracht haben, scheint man nicht sonderlich beeindruckt zu sein; denn allgemein heißt es:

Wer sich in Datterode will nähren,
der muß klopfen Wacholderbeeren,
Birken schinden, Besen binden,
um die Schuhe Weeden winden.

Warum soll man solche harmlosen Sticheleien tragisch nehmen? Es ist ja nicht böse gemeint, und darum essen die Heldraer „Kuckucke“, die Röhrdaer „Küllkepf“, die Oberdünzabacher „Höhlenfuchse“, die Nierdünzabacher „Aazemänner“ und die Rambacher „Mattenklecker“ ihre

„Bonnsoppen“ doch mit unverdorbenem Appetit. Weil aber nun einmal die Spitznamen für einzelne Dörfer und ihre Bewohner in unserem Kreisgebiet aufgezählt wurden, seien auch noch einige andere erwähnt. Aus dem umfangreichen und interessanten Gebiet der Zoologie kommen die Niederhoner „Krauthasen“, die Grebendörfer „Sandhasen“, die Waldkappeler „Uhlenfänger“ und die „Gewwelbärte“ oder „Gewwelbecke“ von Vierbach, benannt nach ihren gescheitelten Spitzbärten, die sie früher getragen, und nach den Gabelböcken, die sie als leidenschaftliche Wilddiebe in vergangenen Zeiten erlegt haben sollen. Botanischer Herkunft aber sind die Jestädter „Kohlrabenhäse“, die Langenhainer „Tulpen“, die Reichen-sächser „Berenläser“ (Birnenleser) und die Oberhoner „Hawwerstrüper“, die darum so heißen, weil mißgünstige Nachbarn ihnen nachsagen, daß sie ehemals der verbotenen Beschäftigung des Haferrispenabstreifens auf den Feldern anderer Gemeinden gehuldigt haben sollen. Warum sie aber nach der alten Hauptstadt der Assyrer auch als „Ninivitten“ bezeichnet wurden, ist schwer zu erraten. Da haben die Bischhäuser „Schnarchbittel“ schon einen verständlicheren Namen, obwohl man nicht annehmen darf, daß das Schnarchen auch am Tage zu ihren hervorstechendsten Leidenschaften gehört. Ebenso wenig ist glaubhaft, daß die „Schperrmiller“ von Niddawitzhausen dauernd mit offenen Mäulern und die Oetmannshäuser „Schmaandlaatschen“ ständig in ihren weichen Hausschuhen herumlaufen.

Möchte aber jemand, der es noch nicht wissen sollte, erfahren, wie die kreuzbraven Einwohner unserer Nachbargemeinde Rambach zu ihrem Beinamen gekommen sind, so sei es ihm wie folgt erzählt:

Wenn früher die Rambacher Bauersfrauen ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse in Gestalt von Eiern und Milchprodukten in ihren weidengeflochtenen „Közen“ zum Verkauf nach Eschwege trugen, so war das bis dahin ein himmelweiter Weg, den sie nach Möglichkeit abzukürzen versuchten. Aus diesem Grunde benutzten sie nicht die Straße, die durch unser Dorf führte, sondern gingen den Zustreckeweg durch den Wiesengrund zur Eschweger Chaussee. So sehr nun aber auch die „Wieber“ unter der schweren Last ihrer Körbe sich bemühten, ihre Waren ohne Unfall in die Stadt zu bringen, passierte es doch hin und wieder, daß die Töpfe mit der weißen, wabbeligen Matte überschwappten und die Matte durch das Flechtwerk des Tragkorbes auf den grünbesäumten Wiesenpfad kleckerte. Man muß sich vorstellen, daß an gewissen Markttagen oft halb Rambach auf den Beinen war und der Pfad infolgedessen mit den schneeigen Klecksen der schmackhaften Matte wie übersät war, so daß die Katzen und Hunde je-

desmal Festtag hatten. Das aber ärgerte wiederum manchen Weißenbörner und besonders dann, wenn „sinne Keewe“ im Stalle gerade trocken standen. So kam es, daß die Rambacher von den Weißenbörnern Mattenklecker genannt werden und daß der Wiesenweg bis auf den heutigen Tag der Mattenpfad heißt. Diesem Umstande verdankt auch das nachfolgende Gedicht seine Entstehung:

Oktoberstimmung bei Weißenborn

Der Nebel, der langsam zu Berge kroch,
dampft fern um die Rabenkuppe,
als kochten die Füchse in ihrem Loch
sich rings eine Morgensuppe.

Die Luft frischt bissig aus Westen.

Jetzt schmecken die Zwetschen am besten.

Ei schau! Da kommen von Rambach schon her,
vom ersten Frühlicht umflackert,
mit rüstigen Schritten, beladen schwer,
durch nasse Wiesen gegackert,
potz Eimer, Dreckschipp und Besen,
barhäuptig drei seltsame Wesen.

Drei Weiber mit Közen, gesenkt das Kinn,
die Ohren verstopft mit Watte;
und in den Körben ganz unten drin
stehn randvolle Töpfe mit Matte.

Wind zaust ihre Röcke wie Blätter.

Drei Kreuzer, drei Donnerwetter!

He, gottsgemicken, was juckt mich am Bein
vom Sitzfleisch bis abwärts zur Wade!
Ich werd doch nicht etwa verhext worden sein?
Das fehlte mir noch gerade.

Drei Hexen, sechs Augen voll Tücke!

Nehmt, was ich nicht hatte, zurücke!

Sie schaun sich nicht um. Zur Stadt ist's noch weit.
Jetzt muß die eine gar niesen,
und aus der Köze tröpfelt und schneit
es weiß auf die grünen Wiesen.

Da hör ich ihr helles Gemecker
und rufe laut: „Mattenklecker!“

(O. B.)

Doch es wäre nicht gut, wenn in der Welt keine Gerechtigkeit walte. Darum haben die Weißenbörner gleichfalls ihren Necknamen erhalten, den sie mit heiterer Gelassenheit tragen. Dem Eschweger Lehrer Heinrich Bierwirth war es vorbehalten, ihn zum ersten Mal einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgegeben zu haben, als er im Jahre 1927 in seinem Büchlein „Heimatklänge aus dem Werratal“ über unser Dorf schrieb: „Wer dieses Dorf lange nicht betreten hat, wundert sich über sein verändertes Aussehen. Früher nährten sich seine Bewohner kümmerlich. Die Häuser machten mit ihren rohen Lehmwänden einen ärmlichen Eindruck. Es fehlte ihnen die liebevolle Pflege. Im Frühjahr brachten die Männer auf Schubkarren und Handwagen die Dörner zum Heckenbinden in die Kreishauptstadt. Diese Beschäftigung hat den Weißenböernern den Spitznamen ‚Dörnermänner‘ eingetragen.“

Wenn die Eschweger auf ihrem Johannisfest alljährlich ihren „Tütemann“ im Festzug mitmarschieren lassen und die Wanfrieder sich die „Brombeermänner“ nennen, so können die Weißenbörner nicht minder stolz auf ihren „Dörnermann“ hinweisen. Darum sei es gestattet, den Weißenbörner Spitznamen auch einmal poetisch zu beleuchten:

Die Dörnermänner

Einmal, als rodend ein Weißenbörner
struppiges Buschwerk kappte im Feld,
brachte zur Stadt er in Bündeln die Dörner,
um zu erhandeln ein blankes Stück Geld.
Überall heißt er drum weit und breit
Dörnermann heute und allezeit.

Zwar der erste, ein Wirt, ließ ihn laufen,
daß ihm vor Schreck fast die Pfeife entsank:
„Wären es Reben, würd ich sie kaufen.
Aber Dörner? Nee, vielen Dank!

Wirf sie ins Feuer und wärm dich, wenn's schneit,
Dörnermann heute und allezeit!“

Doch die Schreiber von Dietemannshausen
grieten ihn an: „Du, häbsch sinn se nit“,
flickten am Ende dann ohne Flausen
ihre brüchigen Zäune damit;
holla, das war nicht so ungescheit.
Dörnermann heute und allezeit.

Aber die Dörner begannen zu treiben,
just als der Frühling stand flötend am Tor.
Stachliges Leben! Wer oben will bleiben,
wappne mit Gleichmut sich, steife sein Ohr,
daß nicht im Herzen tief wuchert das Leid.
Dörnermann heute und allezeit.

Und so wuchsen, man kann es noch sehen,
statt der Trauben voll süßem Wein
Hainbutten, Mehlbeeren, blauen Schlehen
rund um das Städtchen an Wegen und Rain.
Leute, seid friedlich! Begrabt euern Streit!
Dörnermann heute und allezeit.

Immer noch unter den Graburgklippen
ist er wie einst seine Väter zu Haus,
müht sich und schlägt mir nicht ein die Rippen,
weil ich dies Schelmenlied dachte euch aus;
denn er ist gegen Kummer gefeit,
Dörnermann heute und allezeit.

(O. B.)

Heinrich Bierwirth, der vorhin erwähnt wurde, fährt in der Schilderung unseres Dorfes fort: „Seitdem aber die jungen Männer in den großen Backsteinfabriken Norddeutschlands, im ‚Leimenland‘, und die Mädchen in den

Spargelanlagen der Braunschweiger Gegend eine lohnende Beschäftigung fanden, herrscht in dem Dorf eine gewisse Wohlhabenheit, die sich auch nach außen hin kundgibt. Die Wände der Häuser sind jetzt schön geweißt und die Türen und Fenster gut mit Ölfarbe gestrichen.“

So hat der rastlose Fleiß der Weißenbörner frühere Armut zwar nicht in ihr Gegenteil verkehren können; aber die Bevölkerung lebt heute in auskömmlichen Verhältnissen, wobei die allgemeine Wandlung der innenpolitischen deutschen Verhältnisse nach der sozialen Seite hin im Laufe der Jahrzehnte wohl auch ihr Teil dazu beigetragen hat. Somit ist der Weißenbörner Spitzname für die Bewohner ein Ehrenname geworden; denn es hat sich gezeigt, daß ihre unermüdliche Schaffenskraft, die sogar die Dörner der Landschaft zu verwerten wußte, bis heute nicht ausgestorben ist und daß der Weißenbörner nach wie vor keine Arbeit scheut und heute noch, wenn es sein muß, in die Dörner geht. Nur nimmt sie ihm leider kein Diemann mehr ab; aber es gibt nicht einen Einwohner, der darum böse wäre und zwar aus dem Grunde nicht, weil von ihm aus dafür gesorgt ist, daß Dornhecken, um ihren Daseinszweck für die Vogelwelt zu erfüllen, mit seinem Willen nur da noch stehen dürfen, wo sie den Kulturflächen nicht hinderlich sind. Darum, ihr Dörnermänner, bleibt, was ihr seid heute und allezeit!

Literatur

1. Gedruckte Schriften

- Bach, Wilhelm**, Kirchenstatistik der evangelischen Kirche im Kurfürstentum Hessen-Kassel. 1835.
- Bach, Wilhelm**, Kurze Geschichte der kurhessischen Kirchenverfassung. Marburg 1832.
- Becker, Abel**, Geschichte des Kirchspiels Netra. Wanfried 1908.
- Bierwirth, Heinrich**, Heimatklänge aus dem Werratal. Eschwege 1928.
- Bruchmann, K. G.**, Der Kreis Eschwege. Territorialgeschichte der Landschaft an der mittleren Werra. Marburg 1931.
- Büff**, Geschichtliche Notizen über das Gericht Völkershausen bei Vach und die Familie dieses Namens.
- Classen, Wilhelm**, Die kirchliche Organisation Althessens im Mittelalter samt einem Umriß der neuzeitlichen Entwicklung. Marburg 1929.
- Dersch, W.**, Hessisches Klosterbuch. Marburg 1940.
- Eichler**, Flora von Eschwege und Umgegend. Eschwege 1883.
- Engelhard, R.** Erdbeschreibung der hess. Lande. Kassel 1778.
- Frölich, Ernst**, Die Flora des mittleren Werratales. Eschwege 1939.
- Gehlsdorf, Herbert**, Landschaft und Besiedlung im Ringgaubiet. Eschwege 1926.
- Grimm, Jakob**, Weistümer, Göttingen 1840–1878.
- Grupe, Heinrich**, Naturkundliches Wanderbuch. Frankfurt/Main 1943.
- Happel, E.**, Die Burgen in Niederhessen und dem Werragebiet.
- Heppe, Heinrich**, Die Einführung der Verbesserungspunkte in Hessen von 1604–1610. Kassel 1849.
- Hochhuth, C. W. H.**, Statistik der ev. Kirche im Reg.-Bez. Kassel. 1872.
- Hochhuth, J. Ch.**, Erinnerungen an die Vorzeit und Gegenwart der Stadt Eschwege. Leipzig 1826.
- Hollstein, Ernst**, Geschichte der Stadt Wanfried 1608–1908. Wanfried 1908.

- Hütteroth, Oskar**, Kurhessische Pfarrergeschichte. Bd. 1. Treysa 1922.
- Hütteroth, Oskar**, Die althessischen Pfarrer der Reformationszeit. Marburg 1953.
- Huyskens, U.**, Die Klöster der Landschaft an der Werra. Regesten und Urkunden. Marburg 1916.
- Kimpel, H. Th.**, Geschichte des hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. Kassel 1900.
- Koerner, Bernhard**, Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 47. Görlitz 1926.
- Kunze, W.**, Geologische Streifzüge in die Werralandschaften. Eschwege 1914.
- Landau, G.**, Historisch-topographische Beschreibung der w. Ortschaften im Kurfürstentum Hessen. Kassel 1858.
- Landau, G.**, Die hessischen Ritterburgen. Kassel 1832–1839.
- Landau, G.**, Geschichte der Familie von Trefurt.
- Ledderhose, C. W.**, Beyträge zur Beschreibung des Kirchen-Staats des Hessen-Casselischen Lande. 1780.
- Lerch, H.**, Hessische Agrargeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts. Hersfeld 1928.
- Müller-Karpe, Hermann**, Das untere Werratal in urgeschichtlicher Zeit. Melsungen 1951
- Penndorf, H.**, Geologische Wanderungen im Niederhessischen Bergland. Melsungen 1926.
- Pippart, Wilhelm**, Brombeermann. Eschwege 1928.
- Reimer, H.**, Historisches Ortslexikon für Kurhessen. Marburg 1926.
- Ritter G.**, Kirchliches Handbuch der evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel. 1926.
- Schlunck, R.**, Die 43 renitenten Pfarrer.
- Schmincke, J. W. C.**, Geschichte der Stadt Eschwege. Eschwege 1922.
- Schreiber, C.**, Physisch-medicinische Topographie des Physikatsbezirks Eschwege. Marburg 1849.
- Stendell, E.**, Geschichte der Stadt Eschwege 1923.
- Strauß, Reinhold**, Chronik der Stadt Wanfried. Wanfried 1908.

Tolle-Krieger, I., Eschwege und seine Landschaft. Eschwege 1941.

Wolff, Wilhelm, Die Entwicklung des Unterrichtswesens in Hessen-Cassel vom 8. bis zum 19. Jahrhundert. Kassel 1911.

Zeitschriften:

Das Werratal, Illustrierte Monatsblätter für Heimat,
Kunst und Dichtung.

Das Werraland, Vierteljahrsschrift des Werratalvereins.
Eschweger Tageblatt.

Hessenland, Zeitschrift für die Kulturpflege des
Bezirksverbandes Hessen. Jahrgang 1940/41.

2. Karten

Topographische Karte, herausgegeben von der Preußischen Landesaufnahme, 1 : 25 000 Blatt Eschwege, Ausgabe 1953.

Karte des Kreises Eschwege, herausgegeben vom Hess. Landesvermessungsamt Wiesbaden 1 : 50 000. Ausgabe 1952.

Gemarkungskarten von Weißenborn.

Ungedruckte Karte von Amt und Zent Eschwege aus dem Staatsarchiv Marburg. Beginnendes 17. Jahrhundert.

Hellmann, Regenkarte von Hessen-Nassau. Berlin 1903.

3. Handschriftliche Quellen

Aus dem Staatsarchiv Marburg:

Salbuch von Amt und Dorf Wanfried 1574.

Steuerregister der Dorfschaft Weißenborn 1653.

Lager-, Stück- und Steuerbuch der Dorfschaft Weißenborn
aus dem Jahre 1744.

Salbuch von Stadt und Amt Wanfried (ca. 1745).

Steuerkataster der Stadt Wanfried 1777.

Lager-, Stück- und Steuerbuch der Dorfschaft Rambach 1828–30.

Lager-, Stück- und Steuerbuch der Dorfschaft Weißenborn 1834
und andere Urkunden.

Rambacher und Weißenbörner Schulprotokolle 1814–1830
und 1863–1905.

Schulchronik von Weißenborn.

Schulchronik von Rambach.

Chronik des Kirchspiels Rambach.

Kirchenakten des Pfarramts Rambach.

Kirchenkassen-Rechnungen von Weißenborn v. 1730–89, 1796,
1798–1800, 1805–1850.

Statistische Erhebungen der Gemeinde Weißenborn.

Protokollbücher des Tuspo und des Gesangvereins Weißenborn.

Biographische Aufzeichnungen.

Alte Rezeptbücher, Briefe und Rechnungen.

Ahnenliste der Familie Schuchard, Manuskript der
Landesbibliothek Kassel.

2. Auflage 2015
mit L^AT_EX neu gesetzt
Edgar Sänger

Inhaltsverzeichnis

1	Zum Geleit	7
2	Gruß an Weißenborn	9
3	Vom Werden der heimatlichen Landschaft	10
4	Auf der Graburg	23
5	Im Schlierbachswald	56
6	Erste urkundliche Nachrichten über Weißenborn	73
7	Weißenborn und seine Umgebung im Dreißigjährigen Kriege	90
8	Das Dorf um 1744	104
9	100 Jahre später	121
10	Ein Pächterleben auf Gut Lautenbach	141
11	Das Kirchspiel und seine Pfarrer	154
12	Die Schule und ihre Lehrer	197
13	Die Gemeindevorsteher seit 1854	254
14	Von der Jahrhundertwende bis zum Kriegsausbruch 1914	263
15	Vom Beginn des ersten Weltkrieges bis zur Überwindung der inflationistischen Nachkriegsverhältnisse	271
16	Vom Ende des Hitlerkrieges bis zur Gegenwart	286
17	Das Dorf und seine heutige Situation	298
		399

18 Das Ehrenmal	318
19 Wasserversorgung und Feuerlöschwesen	326
20 Altes Brauchtum	330
21 Von Volksheilmitteln und abergläubischen Leuten	343
22 Kinder, Kerle und Käuze	355
23 Frohe Stunden im Dorfe	377
24 Dörfliche Neckerei	387
25 Literatur	395